Bor. 329 u (1

B
B
A

<366140377900l0

<366140377900l0

Bayer. Staatsbibliothek

Neun Bücher
Preußischer Geschichte.

Erstes bis drittes Buch.

C. von Schmidt-Phiseldeck
Erster Band.

Berlin.
Bei Reit und Comp.
1847.

Hac 24 641

2. Ex.

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Neun Bücher
Preußischer Geschichte.

Von

Leopold Ranke.

C. von Heldenstabbe

Erster Band.

Berlin.
Bei Veit und Comp.
1847.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

fso 24071

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

(97746)

Vorrede.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich, allem Widerstande zum Trotz, die pyrenäische Halbinsel seinem Einfluß wenn nicht unterworfen, doch auf eine ferne Zukunft hinaus eröffnet: Östreich hatte hauptsächlich durch den Erfolg seiner ungarschen Feldzüge den festen Bestand einer großen Macht gewonnen; Rußland in den Gefahren der schwedischen Anfälle das Übergewicht im Norden an sich gebracht. England mit Holland verbündet, jeder fremden Einwirkung erledigt, hielt die Wage des europäischen Gleichgewichtes in starker Hand. Die vier großen Mächte standen einander wie eben so viele Weltkörper gegenüber, die nach eingepflanzten Gesetzen ihre eigenen Bahnen beschreiben. Von den übrigen Staaten waren die

einen im Kriege überwunden, die andern von einer von außen auferlegten Verfügung betroffen; nur in Norddeutschland hatte man an den Siegen Theil gehabt, und war nicht gemeint, sich in die Bahnbewegungen der gewaltigen Nachbarn mit fortziehen zu lassen. Hier war noch ein Platz für eine große europäische Selbständigkeit: Preußen nahm ihn ein.

In dem vorliegenden Buche sollen die Ereignisse dargestellt werden, durch welche dies geschehen ist. Von geringen Anfängen, wie alles Lebendige, war der preußische Staat schon zu einer ansehnlichen Größe gediehen, als er, nicht so sehr in bewußtem Ehrgeiz, wie durch die Pflicht der Selbsterhaltung gedrängt, eine nach allen Seiten unabhängige Stellung zu ergreifen versuchte. Nach einer kurzen Zusammenfassung des Früheren werden wir uns mit der Epoche dieser Erhebung und den gefährlichen Kämpfen unter denen sie vollzogen ward beschäftigen: hauptsächlich mit den späteren Jahren König Friedrich Wilhelms I, und den ersten jenes Friedrich, welchen die Nachwelt den Großen genannt hat.

Dieser Fürst hat über die Ereignisse, in denen er die entscheidende Rolle spielte, auch selbst das

Wort genommen: die Schlachten die er geschlagen hat er auch beschrieben. Seine Schriften, großentheils auf die Berichte gegründet, die mitten in den Begebenheiten entstanden, in ihrer ursprünglichen Gestalt unter der Eingebung der frischesten Erinnerungen aufgesetzt, zunächst zum Andenken an die tapfern Thaten der Armee bestimmt, sind unschätzbare Denkmale von Wahrhaftigkeit und Einsicht: sie vereinigen scharfe Beobachtung mit umfassend königlichen Gesichtspuncten: literarisch enthalten sie manchen glücklichen Wurf gelungener Darstellung. Was von Cäsars Commentarien gesagt worden ist, gilt vielleicht noch in eigentlicherem Sinne von den Denkschriften Friedrichs; Niemand könnte versucht sein, sie als historische Materialien zu behandeln; kaum entschließt man sich etwas daraus zu wiederholen: so eigen tragen sie das Gepräge ihrer Zeit, und vor allem des Genius aus dem sie hervorgegangen sind.

Unmöglich aber konnte sich das thätige und reiche Leben, von welchem diese Schriften wieder Momente bilden, schon selbst historisch werden. Wer hat nicht den Wunsch gefühlt oder aussprechen gehört, über die preußische Geschichte und besonders Friedrich II noch einmal ausführlichere, eingehendere Mittheilungen zu erhalten, als er selber gegeben

hat? Es ist eine allgemeine Überzeugung, daß man die Dinge in ihrem allmähligen Verlaufe noch genauer beobachten, ihnen noch von andern Seiten nahe treten und zu vollerer historischer Einsicht gelangen könne, besonders wenn man Gelegenheit habe, die Archive zu durchforschen, wo in dem die Begebenheiten Tag für Tag begleitenden Schriftwechsel die ursprünglichste Kunde niedergelegt ist.

Dieser Vortheil ward mir — und ich kann nicht dankbar genug dafür sein — zunächst in Berlin selbst in erwünschter Fülle gewährt.

Der gefaßten Absicht gemäß hatte ich mich vor allem in die weitschichtigen Acten zu vertiefen, die über die Staatshandlungen Friedrich Wilhelms I übrig sind. In Bezug auf die innere Verwaltung habe ich künftigen Forschern noch eine reiche Ernte übrig gelassen, von der ich nur wünsche, daß sie einmal in die Scheuern gelange. Welch ein Werk könnte eine Geschichte der preußischen Verwaltung werden, wenn man ihre Schritte nach dem jedesmaligen Bedürfniß und Erfolg, ohne theoretische Befangenheit zu würdigen, die lebendigen Momente in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Staatsleben zu ergreifen verstünde, so von den alten auf die neueren Zeiten fortschritte. — Auch

die Verhandlungen mit dem Ausland konnte ich nicht in aller Ausführlichkeit mittheilen, wie etwa Pufendorf für eine andere Epoche gethan hat: denn nicht die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms war mein eigentlicher Gegenstand: ich hatte nur die vornehmste Richtung seiner Politik zu verfolgen. Schon hiebei aber ward ich auf Friedrich II geführt; die Irrungen, in welche derselbe mit seinem Vater gerieth, konnte ich zum ersten Mal aus den ächten Denkmalen darlegen. Nicht alles, was man bisher darüber angenommen hat, will ich, indem ich davon schweige, für unwahr erklären, aber der Widerspruch, den ich zwischen den unzweifelhaften Urkunden und der gäng und gäbe gewordenen Überlieferung wahrnahm, flößte mir ein solches Mißtrauen gegen diese ein, daß ich mich auch dann, wenn sie sich allenfalls mit jenen hätten vereinigen lassen, nicht entschließen konnte, sie zu wiederholen. Und Niemand tadle, daß ich das Persönlich-Denkwürdige in die Geschichte des Staates gezogen habe: es ist der Geist der Epoche, daß eins mit dem andern auf das genaueste zusammengreift. Erst nach dem Regierungsantritt Friedrichs II hebt sich die Beschränkung die allerdings darin liegt. Dann erst tritt die durch die erfolgreiche Anstren-

gung wohlverwandter Friedensjahre gezeitigte Kraft des Landes in die ihr bestimmte Laufbahn ein; unter der Führung eines Fürsten, welcher immer die Sache ins Auge faßt, scharf und richtig denkt, große Entschlüsse ergreift und in einem Kampfe auf Leben und Tod die Stellung erobert auf die es ankam. Wenn man im Angesicht der eigenen Schriften Friedrichs den Muth zu einer historischen Arbeit über diese Zeiten verlieren könnte, so gewinnt man ihn wieder, sobald man bei archivalischen Forschungen die bei ihm kaum berührte Fülle von Thätigkeit wahrnimmt, mit der er selbst im Laufe der Dinge jeden Tag mit Leben und Geist erfüllte, die Unterstützung im Rath und Feld, die ihm Männer von den seltensten Eigenschaften, deren Andenken oft erst zu erneuern ist, gewährten, die Spannkraft und Energie, mit der sein Volk in allen Gefahren ihm folgte.

Wollte ich mich aber nicht einer einseitigen Auffassung gleichsam mit Willen aussetzen, so durfte ich mich nicht auf Einen Standpunct beschränken wie bedeutend er auch sein mochte; ich mußte noch Freund und Feind hören.

Einiges gewährten mir in dieser Beziehung schon die benachbarten Höfe von Dessau und von

Dresden, dort die Reliquien des Fürsten Leopold, der sich mehr als man glaubte anschloß, dort vornehmlich die Correspondenz eines Gegners, des Grafen Brühl, so weit es mir gestattet ward diese oder andere Zeugnisse der damaligen Bestrebungen des sächsischen Hofes einzusehen. Ohne Vergleich wichtiger aber mußten die beiden großen Mittelpuncte der allgemeinen Politik jener Zeit, Paris und London für mich werden. In den auch über diese Epoche reichen Sammlungen des Archivs der auswärtigen Angelegenheiten in Paris tritt uns vor allem der König von Preußen selber entgegen: wenigstens an aufmerksamer Beobachtung ließen es die Franzosen nicht fehlen um ihn zu verstehen: seine flüchtigsten Worte und seine ausführlichsten Gespräche sind aufbehalten; zugleich lassen sich die entfernten Gesichtspuncte der Politik wahrnehmen, zu der Friedrich eine Zeit lang in so genauem Verhältniß stand. In London enthüllte sich mir alsdann das diesem entgegengesetzte System: in den Kreisen die hier beschrieben werden, erscheint vor allen Andern die große Widersacherin König Friedrichs, Maria Theresia, in voller Thätigkeit. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich das im allgemeinen wohlbekannte Bild ihres weiblichen He-

roismus in bestimmteren und verständlichen Zügen aufstellen könnte.

Während der Arbeit, wobei man eigentlich nur ein Verhältniß zu seinem Gegenstande hat, mit unzähligen Actenstücken beschäftigt, welche die schwierigsten Fragen des äußeren oder inneren Staatslebens berühren, fühlte ich oft die Unzulänglichkeit meiner Kräfte. Aber noch ganz andere Ausstellungen, als die hiemit zusammenhangenden, stehen mir bevor. Ich will sie nicht aufzählen noch ihnen vorzubeugen suchen: ich nehme nur für die Aufnahme meines Buchs den freieren Sinn der heutigen Weltbildung in Anspruch, der mir bei der Sammlung des Stoffes zu Statten gekommen ist.

Die Alten schrieben gleichzeitige Geschichte mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe; uns sei der Versuch gestattet, Ereignisse die nun schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, unbekümmert um die Neigungen oder Abneigungen des Tages, zu so viel möglich objectiver Anschauung zu vergegenwärtigen.

Inhalt.

Erstes Buch. Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht.

Einleitung: Das deutsche Landesfürstenthum in seiner allmähligen Entwickelung zur Selbständigkeit S. 3—12.

Ansicht der älteren Geschichte S. 13. Die Mark Brandenburg und die Askanier 14. Burggraf Friedrich von Nürnberg, Churfürst am 18 April 1417 S. 17. Friedrich II 20. Albrecht Achilles 21. Umbildung des Rechtes 23. Reformation der Kirche 24. Die Stände 25. Neue Ansprüche in Folge des Aussterbens der jüngeren Linie 29. Georg Wilhelm 39.

Churfürst Friedrich Wilhelm S. 40. Lage zwischen zwei Parteien 41. Befreiung des Landes 43. Durchführung der Erbansprüche und Säcularisation 46. Souveränetät in Preußen 50, Stände 56. Wie die ständische Macht in der Mark zurückging 60. Sinnesweise Friedrich Wilhelms 71. Verbindung mit Kaiser und Reich 77. Eroberung von Pommern 80, Verlust desselben 84. Die schlesischen Ansprüche und daraus hervorgehende Irrungen 84. (Vertrag von 1537 S. 86.) Neues Bündniß vom Jahre 1686 S. 89. Welche Bewandtniß es mit den damaligen Verträgen hatte 91.

Friedrich I. S. 97. Erwerbung der Königskrone 100. Erste Versuche 1693 S. 103. Berathung über die Erneuerung derselben 105. Kronvertrag am 16 Nov. 1700 S. 104.

Französische Gelehrte in Berlin S. 110. Neue Richtung der Theologie in Deutschland 113. Die Universität Halle. 116. Gesellschaft der Wissenschaften 117. Königin Sophie Charlotte 119.

Vererbpachtung der Domänen 126. Luben von Wulffen 1700 S. 127. Widerstand der Amtscammern zu Halle und Berlin 129. Aufhebung derselben. Gegenwirkungen. Der Kronprinz 133.

Innere Bestrebungen 137. Auswärtige Angelegenheiten im Osten und Westen 140.

Die früheren Jahre Friedrich Wilhelms I. S. 143. Sorge für die Armee 145. Das Lagerhaus 149. Bewirthschaftung der Domänen 150. Erweiterungen des Länderbesitzes. Minister Ilgen 155. Neutralität der schwedischen Besitzungen in Deutschland von Carl XII nicht anerkannt 157. Bund zwischen Preußen und Holstein 161. Der Sequestrationsvertrag von Carl XII verworfen 166. Krieg gegen Schweden 169. Eroberung von Stralsund 172. (Clement 175.) Huldigung in Stettin 1721 S. 179. Preußens Stellung und Macht 180.

Zweites Buch. Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelms I von 1725 bis 1732. Jugendjahre Friedrichs II.

Einleitung: System der europäischen Staaten 185.

Verträge zu Wien 1725 S. 189. Gefahr des Zerfallens der Östreichischen Monarchie 190. Pragmatische Sanction am 19 April 1713 S. 191. Bedenken im Churfürstenthum Böhmen 192. Entgegenkommen Spaniens 194. Mercantile Gesichtspuncte. Friedensschluß und Bündniß 196. Idee einer Vereinigung der spanischen und der östreichischen Macht 197.

Vertrag von Hannover S. 202. Preußens religiöse und politische Gegensätze gegen den Kaiser 202. Georg I von England, Lord Townshend, Friedrich Wilhelm I und Sophie Dorothee im Sommer 1725 in Herrnhausen 205. Jülich und Berg 207. Vertrag vom 3 Sept. 1725 zwi-

schen England, Frankreich und Preußen. Geheimer Artikel 210. Bedenken des Königs von Preußen 213.

Rücktritt zur Neutralität S. 217. Graf Seckendorf in Berlin 217. Kriegerische Aussichten. Was den Frieden erhielt 224. Friedenspräliminarien 227.

Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin S. 228. Vertrag vom 12 Oct. 1726 S. 230, wirkungslos 233. Neue Vorschläge Seckendorfs 235. Äquivalent aus östreichischem Besitz einen Augenblick verheißen. Tractat zu Berlin am 23 Dec. 1728 S. 240.

Jugendjahre Friedrichs II. S. 244. Gesichtspuncte des Unterrichts und der Erziehung 249. Abweichende Richtung des Zöglings 256. Aufenthalt in Dresden 259. Mißverständnisse 263. Vorübergehende Versöhnung 265.

Irrungen zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe S. 267. Vermählungsprojecte zwischen den beiden Familien 267. Verhältniß zu Georg II 269. Drohende Fehde 1729 S. 275. Die englische Nation für die Preußischen Vermählungen 277. Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine 280. Verbindung zwischen Seckendorf, Reichenbach, Grumbkow 281. Charles Hotham in Berlin 283. Erbietungen 286. Hothams letzte Audienz 292.

Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen S. 295. Frühere Pläne. Mißhandlung in Mühlberg 297. Katte 299. Reise nach Oberdeutschland 303. Hader zu Feuchtwangen 304. Fluchtversuch in Steinfurt 305. Kaits Bekenntniß in Mannheim 306. Verhör in Wesel 308. Der Kronprinz in Cüstrin 311. Das Kriegsgericht 313. Kattes Hinrichtung 318. Eidliche Verpflichtung des Kronprinzen 321. Arbeiten des Kronprinzen in der Kriegs- und Domänenkammer 322. Religiöse Meinungsverschiedenheit 324. Zusammenknnft des Königs und Kronprinzen am 15 August 1731. Vermählungsprojecte 333. Verlobung 340.

Politische Folgen. England für Östreich 342. Durchführung der pragmatischen Sanction 345 (Salzburger 316.) Zusammenkunft des Kaisers und Königs in Kladrup 348.

Drittes Buch. Politik und Staat Friedrich Wilhelms I 1732 bis 1740.

Politik. Gegenseitiges Verhältniß der drei nordischen Mächte S. 353. August II von Polen 356. Zusammenkunft in Crossen 360. Don Emanuel für den polnischen Thron bestimmt 365. Löwenwoldischer Vertrag 367. Östreich für Sachsen 372. Anträge bei der Vermählung des Kronprinzen 377. Polnische Königswahl 387.

Ausbruch des französischen Krieges S. 391. Anerbietungen Friedrich Wilhelms 393. Das Verderbliche im alten Reichssystem 397. Feldzüge von 1734 und 1735 S. 402. Ursachen der östreichischen Unfälle 405. Absichten Friedrich Wilhelms in Bezug auf Polen und Deutschland 414. Friede von 1735 S. 416. Katholische Ideen 419. Irrungen zwischen Preußen und Östreich 422.

Unterhandlungen über die bergische Sache mit der Pfalz 429, den vier Mächten 431, Östreich 434, Frankreich 436.

Heer und Staat. Anwachs, Zusammensetzung, Übungen der Armee S. 440. Das Offiziercorps 445. Allodification der Lehen und ständische Verhältnisse 450. Städte und Industrie 462. Generaldirectorium 467. Steigen der Einkünfte 472. Außerordentliche Verwendungen in Preußen und allen andern Provinzen 476, Berlin Potsdam 480. Allgemeine Fürsorge 483. Ansicht der Wissenschaften 485. der Kirche 487, der Schulen 489. Ob der Staat eben so sein mußte 489. Sinnesweise Friedrich Wilhelms 493.

Königliche
Bibliothek
Berlin

Erstes Buch.

Vom Emporkommen der brandenburgisch-preußischen Macht.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Neben den großen Fürsten, welche die höchste Gewalt gegründet und fortgepflanzt haben, erscheinen in der deutschen Geschichte noch andere Helden, die vielmehr dadurch unsterblich wurden daß sie jenen Widerstand leisteten: und es dürfte nicht leicht auszumachen sein, welche von beiden das Meiste zur Entwickelung der Nation beigetragen haben.

Die einen haben ihr das Bewußtseyn ihrer Einheit, durch die Erwerbung des Kaiserthums nicht allein einen hohen Rang in der Welt, sondern auch eine nicht mehr zurückzudrängende Richtung auf die Cultur gegeben, der christlichen Kirche Bahn gemacht, feste Grundlagen der öffentlichen Ordnung geschaffen; dagegen haben die andern die Freiheit des nationalen Genius, der in den allgemeinen anderwärts ausgebildeten zuweilen ohne das rechte Verständniß überlieferten Ideen nicht aufging, vertheidigt, und das besondere Leben von den Formen, welche diese im Gange der Weltgeschichte angenommen hatten, nicht erdrücken lassen.

Hat man jenen die Aufmerksamkeit gewidmet, deren sie durch ihre Persönlichkeit und ihre Erfolge so unendlich

würdig sind, so darf man doch auch diese nicht übersehen: sie bilden eine Reihe, die von Epoche zu Epoche merkwürdiger geworden ist.

Die ersten von ihnen, in sofern sie nicht etwa durch Herkunft oder Kriegsglück fähig wurden, selber nach der Krone zu greifen, konnten nicht anders als zu Grunde gehen: sie bekämpften eine Gewalt, die durch ihren Beruf nach innen, wie nach außen, unter so vielen mächtig andringenden barbarischen Feinden, stark sein mußte; doch hat die Nation ihrer nicht vergessen. Besonders ist ihr Einer im Gedächtniß geblieben, Herzog Ernst von Schwaben, der es der Gnade des Kaisers vorzog, dem Freunde die Treue zu halten, und da er darüber von Fürsten und Bischöfen aus der Gemeinschaft der Kirche und dem Frieden des Reiches gestoßen wurde, in Waldeswildniß zurückwich, und hier, als er sich übermannt sah, mit Absicht den Tod suchte.

Es kamen jedoch Zeiten, wo Männer seiner Art, in der sich erhebenden Landeshoheit, welche tiefe Wurzeln in der Nation hatte, eine neue Bedeutung und vor allem einen unüberwindlichen Rückhalt gewannen.

Am meisten bezeichnet Heinrich der Löwe diese Wendung der deutschen Geschichte. Daß er sich mit dem Kaiser in einen Wettstreit der Gewalt und des Ansehns einließ, kam doch hauptsächlich nur dem Papste und den Lombarden zu Gute; indem er aber später sich entschloß, zu sein was er von Geburt war, ein deutscher Landesfürst,

und sein niedersächsisches Erbe gegen kaiserliche Heere zu vertheidigen wußte, gab er ein Beispiel, das nachzuahmen viele andre große Geschlechter und Landschaften mit oder ohne ihre Schuld in den Fall gekommen sind. Wie harte Kämpfe hat Friedrich der Streitbare für die territoriale Selbständigkeit von Östreich bestehen müssen, auf die dann das Haus Habsburg seine Macht vornehmlich gegründet hat. Im mittleren Deutschland machte sich ein andrer Friedrich, genannt mit der gebissenen Wange, aus dem Hause Wettin, am berühmtesten. Er hat einst keine Burg mehr besessen, wo er sich hätte aufhalten, kein Streitroß, das er hätte besteigen können: eine Chronik schildert, wie er flüchtig durch das Land gewandert, so daß ihn ein Hirt bei seiner Heerde hätte gefangen nehmen können; bald aber sehn wir ihn Schlachten gewinnen, an welchen sich das Selbstgefühl seiner Landsleute Jahrhunderte genährt hat. Er bestand die Heere zweier Kaiser von der nachhaltigsten Eroberungsbegier; er selber ging an Körper und Geist zu Grunde, aber er hinterließ das Land seiner Väter seinem Hause. Ich untersuche nicht, ob es, wie Einige dafür halten, nicht besser gewesen wäre, wenn dieser und andre Gegner der Kaiser vor ihm hätten weichen müssen. Man hatte sich nun aber einmal gewöhnt, das Kaiserthum als den Besitz der Gesammtheit der Fürsten und Stände zu betrachten, durch die es verliehen wurde. Wollte der damit Bekleidete die Befugnisse die es gab zur Vermehrung seiner Hausmacht benutzen, so glaubte ein Jeder

in seinem guten Rechte zu sein, wenn er ihm widerstand. Von allen Gegnern dachte wohl niemals einer daran, das Reich zu sprengen, auf dem sie sich vielmehr beruhen fühlten; sie wollten nur einer einseitigen Ausübung der Gewalt gegenüber ihr politisches Dasein aufrecht erhalten. Und wenigstens die Landschaften waren hiemit vollkommen einverstanden. Von allen Kaisern, so glänzende Eigenschaften auch viele von ihnen besaßen, hat doch Keiner seit Otto dem Großen dem Volke einen ehrenden Beinamen abgewinnen können; glücklich genug, wenn sie nicht ganz vergessen wurden. Unter den Territorialfürsten aber finden wir überall die Freudigen und Kühnen, die Eisernen, Ernsthaften, Erlauchten, Weisen und Guten. Sie standen der Theilnahme der Menschen näher: man sah deutlicher, wie viel eine bedeutende Persönlichkeit vermöge und werth sei; landsmännisches Selbstgefühl spiegelte sich in ihrem Lobe, während sich das Kaiserthum in unergreifbarer Ferne bewegte und keine volle Theilnahme des Mitgefühls, die niemals bloße Bewunderung ist, erwecken konnte.

Allmählig trat eine gänzliche Umwandlung des allgemeinen Verhältnisses ein.

Früher war der Kaiser in seiner Macht als der lebendige und feste Mittelpunct der Gesammtheit angesehen worden: von ihm wurden den Provinzen ihre Vorsteher gesetzt oder auch genommen: später erschien die Macht der Stände vornehmlich der Fürsten als das Feste, Bleibende;

das Kaiserthum ward als eine Amtsgewalt betrachtet, welche man übertragen, und wohl auch zurücknehmen könne.

Unter diesen Umständen erhob sich das deutsche weltliche Fürstenthum zu dem größten Vorhaben, das es in seiner Gemeinschaft überhaupt gefaßt hat.

Niemand wird die religiöse oder theologische Idee, die zur Reformation der Kirche führte, von den Absichten der deutschen Fürsten herleiten: sie hatte einen ohne Vergleich tieferen Grund; aber die Fürsten und Stände gaben diesem Unternehmen Rückhalt und alle die Unterstützung deren es bedurfte, um nicht in seinem Beginn unterdrückt zu werden.

Ihr ursprünglicher Gedanke war gemeindeutscher Natur. Man wollte das Kaiserthum, das in seiner damaligen Schwäche nur einseitig und unzureichend verwaltet wurde, durch eine kräftigere Theilnahme der Stände umbilden und zu einer nachhaltigeren Wirksamkeit zurückführen; da man hiebei mit den Mißbräuchen der geistlichen Gewalt zusammenstieß, so schritt man zu dem Gedanken fort, diese eben so gut umzubilden wie die weltliche, und nach den Ansichten der von dem bisherigen Begriff abweichenden Lehrer, der Nation näher zu bringen.

Die meisten weltlichen Fürsten waren hiezu einverstanden, die städtischen Gemeinen schlossen sich ihnen mit wenigen Ausnahmen sämmtlich an, die Nation stimmte bei weitem zum größten Theil freudig bei. Aber, wie es denn nicht anders sein konnte, man fand auch Widerstand, vor-

nehmlich an den so ungemein starken geistlichen Bestandtheilen der deutschen Hierarchie, und blieb noch weit davon entfernt, das Ziel, auf das man ausgegangen, zu erreichen. Nach langwierigem Hader an den Reichstagen und einem Waffengange voll gefahrvollen Glückswechsels mit dem damaligen Kaiser mußte man von diesem Gedanken, der auch früher meistens hinter dem der Selbstvertheidigung zurückgetreten, fürs erste abstehen.

So viel aber wurde bewirkt, daß was in dem Reiche nicht hatte geschehen können, in den einzelnen Landschaften und Gebieten, fürstlichen sowohl als städtischen, durchgeführt ward und zu unbestrittenem Bestehen gelangte. Die Reichsgewalt, wie sie nunmehr war, und das Kaiserthum wurden durch Gesetze verpflichtet, diese Umwandlung anzuerkennen, und den allgemeinen Schutz und Frieden darüber auszudehnen.

Und schon dies war ein Ergebniß, aller Anerkennung werth. Die deutsche Nation gewann eine großartige Stellung in den Gebieten des geistigen Lebens; ihr zuerst gelang es, den Kreis der Hierarchie zu durchbrechen, der das Abendland umfaßte, (so wie ähnliche Glaubensformen das Morgenland,) und dem ursprünglichen Sinne der positiven Religion ohne willkührliche Satzung wieder Raum zu machen in der Welt. Eine Tendenz, die sich überall in Europa Eingang verschaffte, am meisten aber der eingeborenen Art und Natur des deutschen Geistes entsprach, aus dessen unergründeter Tiefe sie unwider-

stehlich hervordrang. Man könnte denen beistimmen, welche in dieser Epoche, der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine goldne und classische Zeit deutscher Bildung die wenigstens niemals verbreiteter war erblicken, hätten nicht die theologischen Streitigkeiten allzusehr im Vordergrund gestanden. Das Fürstenthum, das dabei so viel gethan, bekam dadurch eine festere Grundlage. Überall vereinigte die Ausschließung oder Umbildung der geistlichen Gewalten die Stände der verschiedenen Landschaften um ihre Fürsten her: es war die Epoche, wo die landständischen Einrichtungen besonders im Norden und Osten von Deutschland am meisten geblüht haben. Nur in einem Stücke, der geistlichen Verfassung, wich man und zwar so wenig als möglich ab: alle andre geschichtlich überkommene Momente behielt man bei oder verstärkte sie.

Diese eine Abweichung aber reichte hin, um noch einmal eine das ganze Wesen bedrohende Gefahr hervorzurufen: sie schürzte den Knoten für die ferneren Geschicke des deutschen Volkes und deutschen Geistes.

Der von demselben angefochtene und in weiten Gebieten beseitigte Katholicismus hatte indessen — von mancherlei Mißverständniß und Mißbrauch befreit, aber zugleich aufs neue mit dem Geist der Verdammung und Verfolgung erfüllt — sich wieder in den ausschließenden Besitz des südlichen Europa gesetzt, wo ihm die größte Monarchie die es gab, die spanische, der die Schätze von Indien zu Gebote standen, eine unbedingte Hingebung

bewies, dann sich auch in Deutschland abermals ausgebreitet und aller Vorkehrungen spottend die geistlichen Gebiete überwältigt. Unter den weltlichen Fürstenhäusern waren zwei, wiewohl auch sie manchmal zweifelhaft gewesen, den übrigen doch zuletzt nicht beigetreten, sondern die lebhaftesten Verfechter der restaurirten Doctrinen geworden, das bairische und das östreichische. Von dem ersten leuchtet ein, daß es dabei seine Kräfte in einer mißverstandenen Rolle verschwendet hat. Östreich dagegen, obgleich in seinem innern Bestand nur Territorialfürstenthum, eben wie die übrigen, hatte doch, da es seit so langer Zeit die kaiserliche Würde bekleidete, ein unverkennbares, mächtiges Interesse, die Idee der alten Reichsgewalt zu erneuern; die religiösen Irrungen, weit entfernt, das Kaiserthum zu schwächen, gaben ihm vielmehr, da die geistlichen Reichsstände die ihm früher ebenfalls widerstrebt jetzt ihren vornehmsten Rückhalt an ihm fanden, die Möglichkeit und die Aussicht, eine das Ganze umfassende Macht in diesem Bunde wiederzuerlangen.

Und so brach ein Krieg aus, der Deutschland dreißig Jahre lang verwüstete. Wohl ist eine große Nation nie von einem verderblicheren heimgesucht worden: es war zugleich ein innerer und ein auswärtiger: die Würfel wurden über das politische und geistige Leben der Nation zugleich geworfen. Wir werden noch ein Wort davon zu sagen haben. Hier berühren wir nur den Erfolg welchen Alle kennen, daß wenn es einen Augenblick geschie-

nen, als solle der Protestantismus und das mit ihm verbundene territoriale Fürstenthum vernichtet oder doch auf ein überaus geringes Maß von Selbständigkeit zurückgebracht werden, sich dieses zuletzt vielmehr nicht allein unangetastet behauptete, sondern noch zu größerem Ansehn emporstieg; auch das Kaiserthum wurde zwar in seiner Verbindung mit den geistlichen Reichsständen also keineswegs machtlos, aufrecht erhalten, aber doch mit so viel Schranken oder vielmehr Gegenwirkungen umgeben, daß ein Unternehmen wie das letzte niemals wieder zu erwarten war.

Hiedurch nun trat das Landesfürstenthum auf eine neue Stufe der Macht. Bei den ersten Regungen noch nicht recht gebildet war es erdrückt worden, dann hatte es sich in seiner Besonderheit aufgestellt, hierauf sich den großen allgemeinen Bestrebungen der Nation hingegeben, und dadurch sich ständisch befestigt, jedoch immer unter dem Schutze einer gemäßigten Reichsgewalt: jetzt aber war es wenigstens im Norden und Osten von derselben beinahe unabhängig, und was die Hauptsache, es durfte in die allgemeinen europäischen Angelegenheiten mit eingreifen. Für die Einheit und äußere Macht der Nation war es ohne Zweifel schon zu stark geworden. Wenigstens erwuchsen ihm auch schwere und große Pflichten: die eine, die uns noch als die wichtigere erscheint, dem Einfluß entgegenzutreten welchen fremde Staaten in jenem Kampfe erworben, und welcher die deutsche Nation

nach außen hin alles Ansehns zu berauben, nach innen zu zersetzen drohte; die andre, in ihrem Gebiete die öffentlichen Dinge so zu ordnen, daß sie zu diesem Zwecke dienen konnten und zugleich die allgemeine Wohlfahrt befördert wurde.

Auf dieser Grundlage nun, und wenn wir nicht irren in eigenthümlichem Bewußtsein dieser Pflichten, hat sich neben den übrigen auch das brandenburgisch-preußische Territorialfürstenthum entwickelt, und ist zu der größten Macht von allen aufgestiegen.

Was durch den großen Gang der Dinge, die in Niemandes Willkühr gestanden, nothwendig geworden war, eine europäisch-deutsche Stellung zu ergreifen, und eine innere auf sich selber beruhende Ordnung zu gründen, ist wenn auch anderwärts versucht, doch hier hauptsächlich durchgesetzt worden.

Unser erstes Buch soll darstellen, wie dies vornehmlich im siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geschah; dazu müssen wir uns aber wohl die Zeit nehmen, von den ersten Anfängen auszugehen, um wenigstens im Allgemeinen zu überblicken, worauf alles beruht, wie eins aus dem andern gefolgt ist.

Ansicht der älteren Geschichte.

Die Mark Brandenburg gehört zu den Landschaften, die bei dem allgemeinen Vorrücken der deutschen Nation nach Osten, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gebildet wurden: sie ist ursprünglich, wie Schlesien, Meklenburg und Pommern, wie Preußen und Liefland, eine deutsche Colonie auf einem noch wenig cultivirten Boden; unter diesen Bildungen konnte sie wohl von Anfang als die in sich kräftigste angesehen werden.

In den benachbarten Provinzen waren es die slawischen Fürsten selbst, welche die Einwanderung der Deutschen in ihre Gebiete begünstigten; unläugbar ist, daß sie dadurch mit ihrer Herkunft und Vergangenheit in einen gewissen Widerspruch geriethen; an den entfernteren Küsten, wo ein Ritterorden in Besitz gelangte, erhob sich doch bald zwischen den Ansiedlern, die er herbeiführte und die immer blieben, und dem wechselnden Zuzug des Ordens, der zur Herrschaft berechtigt war, ein innerer Gegensatz; in den brandenburgischen Marken dagegen gewährte das deutsche Fürstenhaus, unter dem die Colonisation vollzo-

gen ward, derselben einen gleichartigen Mittelpunct, um den sich alles natürlich anschloß. Auf den Grund der Rechte dieses Fürstenhauses, des ascanischen, — mochten solche nun auf Erbeinsetzung oder Kauf oder Abtretung beruhen, — geschah die Besitznahme: sehr allmählig, so daß die Einrichtungen der alten deutschen Landschaften wie der Nordmark, sich in den neu erworbenen festsetzen konnten, und dabei, da man immer das Schwert ziehen mußte, mit einer kriegerischen Anstrengung die alles lebendig erhielt; über dem zahlreichen Adel, der sich zum Anbau und zur Vertheidigung ansiedelte, den Bisthümern und Stiftern, welche neben den geistlichen auch kriegerische Pflichten übernahmen, den wohlgeordneten Städten und Bauerschaften, so mannichfaltige Vorrechte auch den Meisten ertheilt werden mochten, erhob sich die starke markgräfliche Gewalt, welche alles zusammenhielt und vorwärts brachte. Die Ascanier waren ein streitfertiges und bildsames, unaufhörlich erwerbendes[1] und zugleich freigebiges Geschlecht, auf dessen Spuren Leben sproßte. Unter den deutschen Fürstenhäusern nahmen sie früh eine bedeutende politische Stellung ein. Ihre Erwerbungen erstreckten sich über Thüringen, Meißen, die Lausitz und Schlesien; die churfürstliche Würde, die sie behaupteten, gab ihnen und dem Lande einen hohen Rang im Reiche; in der Neumark und in Pomerellen wichen die Polen vor ihnen zurück; an der pom-

1. Pulkawa bei Dobner Monum. III, 212. Joannes et Otto fratres adolescentes sancti, — in concordiae unione — insimul opprimentes hostes exaltantes amicos et terras et reditus ampliantes. —

merschen Küste beschützten sie die deutschen Städte vor der dänischen Übermacht.

Es steht dahin, ob es ihnen gelungen sein würde, diese Macht weiter zu entwickeln, doch war ihnen nicht beschieden, das auch nur zu versuchen.

Man sagt, noch im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts seien einst ihrer neunzehn dieses Geschlechtes auf dem Markgrafenberge bei Rathenau beisammen gewesen; im Jahre 1320 war von allen kein Erbe mehr übrig.

Wenn noch einmal ein angeblicher Ascanier, Waldemar, Glauben fand, so zeigt das nur, wie tief gewurzelt in den Gemüthern die Verehrung dieses Geschlechtes war. So ist nach dem Untergang der Hohenstaufen ein neuer Friedrich II erschienen, so haben jener falsche Sebastian und Demetrius nach dem Absterben der alten Dynastien in Portugal und in Rußland Anhänger gewonnen: es ist wie eine genealogische Lebensform; denn nur ungern und schwer gewöhnten sich vor Alters die Völker, die angestammten Fürstengeschlechter nicht mehr an ihrer Spitze zu sehen.

Und in Brandenburg ließ es sich wirklich an, als sollte der Untergang des Hauses auch das Verderben des Landes nach sich ziehn. Es gerieth in Verbindung mit der Reichsgewalt, um welche aber Wittelsbach und Luxemburg stritten, so daß die Entzweiungen dieser Geschlechter auch hier ausgefochten wurden, und ihre auf fremdartigen Gesichtspuncten beruhende innere und äußere Politik,

ihre Macht und ihre Ohnmacht hieher zurückwirkte. Gleich im Anfang verlor die Mark ihre Nebenlande; bald darauf durften ein Erzbischof von Magdeburg, ein Herzog von Meklenburg ungestraft Gewaltsamkeiten gegen sie ausüben: damit hing zusammen, daß endlich eine Familie mächtiger Edelleute, im Besitz von mehr als zwanzig festen Schlössern, an der Spitze eines kriegerischen Gefolges, das von Schutzgeldern und Lösegeldern genährt ward, eine das fürstliche Ansehn zugleich usurpirende und doch unmöglich machende Gewalt ausübte; — heute sah man einen Quitzow von einer Stadt, die sich seinem Schutze anvertraut hatte, mit Saitenspiel und Festlichkeit empfangen, und nach Hause geleitet; morgen aber glaubte sich derselbe, weil ihm das Schutzgeld nicht bezahlt worden sei, berechtigt das Vieh von den Gemeindeweiden wegzutreiben; die ihm nachsetzenden Bürger sprengte er auseinander, und warf die angesehensten von ihnen in seine Thürme. Raub und Krieg war die Regel: Friede und Vertrag die Ausnahme. Je näher man der Mark kam, sagt ein gleichzeitiger Chronist, [1] desto unsicherer reiste und wanderte man; ein Jeder hat sich der Gewalt überhoben die er gehabt, und nur gethan, was ihn gelüstet. [2] Bis

1. Wusterwitz, dessen Schilderung dieser Zeiten im Original leider noch nicht wieder aufgefunden ist, bei Angelus Annales Marchiae S. 185.

2. Die Mark, die leider langzyter von krieg und andre stucke wegen swerlich vervallen und als verderblich gewest ist. Urk. vom 8 Juli 1411 bei Riedel Cod. dipl. II, III, 178. Das Latein bei Buchholz Geschichte der Churmark, V, 174 ist noch deutlicher: Mar-

endlich der letzte Luxemburger, Kaiser Sigmund, sich eingestand, daß er mit den Irrungen des Reiches und der Kirche vollauf beschäftigt die Herrschaft in der Mark nicht behaupten könne, und mit der Ausübung derselben einen Freund und Verwandten betraute, der ihn dagegen mit Geld unterstützte, und dem er auch sonst die größten Verpflichtungen hatte, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg.

Friedrich gehörte einem Hause an, dessen Ursprung sich vor dem Auge des Forschers in die zweifelhafte Ferne der Jahrhunderte zurückzieht, wo die übriggebliebenen Aufzeichnungen die Namen auch sehr angesehener Geschlechter noch nicht genau unterscheiden. Mit historischer Gewißheit finden wir seine Ahnherren zuerst im Besitze der Reichsfeste Nürnberg, von wo aus sie sich durch Erbe, oder Kauf oder Lehen, glücklich und geschickt, in den fränkischen Kreisen oberhalb und unterhalb des Gebirges ausbreiten. An den allgemeinen Angelegenheiten des Reiches und der Christenheit nahmen sie auf das lebendigste Theil. Einer von ihnen hat die Wahl Rudolfs von Habsburg zum Kaiser vermittelt, und denselben von den kleinen örtlichen Fehden, in denen er begriffen war, zu den Geschäften des Reiches abberufen, welche sein Haus groß machen sollten. Ein anderer hat in der Schlacht von Nikopolis mitgefochten, und dem damaligen Heerführer der Christen, seinem Schwager Sigmund das Leben gerettet.

chiam misere proh dolor bello aliisque calamitatibus afflictam et ruinae totali proximam.

Dies ist der Bruder Friedrichs, der demselben Sigmund durch ein entschlossenes Eingreifen bei der Wahl hauptsächlich die Krone verschafft hat,[1] und jetzt zuerst als sein Verweser in der Mark erschien.

Es war schon etwas, daß einmal wieder nach so langer Zeit ein kräftiger und kluger Mann es wagte die Mark regieren zu wollen. Im offenen Felde konnte er nichts gegen die Gewalthaber ausrichten: er siegte dadurch, daß er die vierzehn Schuh dicken Mauern ihrer festen Schlösser, hinter denen sie bisher unangreifbar gewesen, mit dem ungefügen aber wirksamen Geschütz, das er sich verschafft hatte, niederlegte. In wenigen Jahren brachte er es dahin, daß er einen Landfrieden verkündigen konnte,[2] nach welchem ein Jeder, der sein oder der Seinen Feind sey, als der Feind Aller betrachtet und verfolgt werden sollte. Doch würde alles nur vorübergehend gewesen sein, hätte nicht der Kaiser, der selbst ohne Sohn war, nach so trefflichen Proben von Thatkraft, und durch neue Dienstleistungen gewonnen, dem Burggrafen das Churfürstenthum erblich überlassen. Andere seiner Ansprüche und Rechte brachte Sigmunds Tochter an Östreich. Für die Mark und die Zollern ist der wichtigste Tag ihrer ältern Geschichte der 18 April 1417, wo Kaiser Sigmund auf dem Markt von Constanz den Burggrafen feierlich be-

1. Böhmer Regesta imperii 1246—1313 S. 56. Kopp, König Rudolf I, 813.
2. Urkunde bei Raumer Codex diplomaticus Brandenb. I, 82.

lehnte, ihm die Fahne mit dem Wappen der Mark in die Hand gab, und seine Huldigung als Churfürst empfing. [1]

Dem Lande entsprang daher die Aussicht, sich wieder aufzunehmen und in Zukunft wieder einmal etwas zu bedeuten. Dem Hause der Zollern ward ein Schauplatz der Thätigkeit und des Ruhmes eröffnet, der ihrer Kräfte würdig war und diese selbst hervorrufen mußte.

Churfürst Friedrich I und seine beiden Söhne, Friedrich II und Albrecht, genannt Achilles, die ihm nach einander folgten, gemahnen an die sagenhaften Heroen des Alterthums, welche aus der Ferne kommend autochthonischen Stämmen Ordnung und Zucht bringen, und dadurch ihre Macht begründen.

Wie oft hat Friedrich I noch das Schwert ziehen müssen, um den Frieden zu behaupten den er gestiftet; er hielt für erlaubt, zu diesem Zwecke, die Glocken der Kirchen in Kanonen umgießen zu lassen. Die Mannhaftigkeit seines Wesens schloß eine liberale Beschäftigung mit der Litteratur nicht aus. Man weiß, daß er Petrarca kannte und liebte; seine deutschen Lesebücher hat er werth genug gehalten, um ihrer in seinem Testamente zu gedenken. Die persönlichen Berathungen der Reichsfürsten damaliger Zeit hatten das Gute, daß sie im wiederholten Meinungsaustausch mit Gleichstehenden angeborne Geistesgaben weckten und zur Reife brachten. In den kirchlichen und

1. Eine ächte Schilderung der Ceremonie in dem Schreiben der Frankfurter Gesandten bei Aschbach Kaiser Sigmund II, 444.

rechtlichen Angelegenheiten bewies Niemand mehr Einsicht und Mäßigung, als Friedrich I; in seinem Hause zu Basel ist den Hussiten der erste Friedensgruß geboten worden.

Friedrich II, weniger glücklich im Felde als durch die Unterhandlung, hat doch die Altmark von den Ansprüchen auf Lehnsherrlichkeit oder unmittelbare Herrschaft, welche die Erzbischöfe von Magdeburg bisher festgehalten hatten, befreit; und die Neumark von dem deutschen Orden, dem sie so lange verpfändet gewesen, zurückerworben.[1] Man sollte sein Andenken bei dem Schlosse erneuern, das er nach unzähligen Widerwärtigkeiten endlich aufgerichtet hat, zu Cöln an der Spree, in der Mitte der wiedervereinigten Marken; oder vielmehr dieses Schloß ist sein Denkmal. In dem Eifer einer erwerbenden und herbeibringenden Thätigkeit, wie sie auch ihm eigen war, trug er doch Sorge, wie er in seinem letzten Willen sagt, seinen Nachkommen nicht etwa unrechtes Gut zu hinterlassen. Man kann diese Urkunde, die zugleich ein Glaubensbekenntniß ist, und vornehmlich die Statuten der Ritterbrüderschaft, die Friedrich II auf dem Berge bei Altbrandenburg errichtete, nicht lesen, ohne von dem stillen Wehen eines Geistes moralisch-religiöser Reinheit berührt zu werden, welchen er in sich nährte.[2] Der unmittelbare Zweck des

1. Chmel Regesten Friedrichs III, S. 178 gedenkt des Privilegiums Friedrichs III, nach welchem alles was von der Mark Brandenburg unbillig abgekommen nach Gebühr wiederherbeigebracht werden sollte.

2. Hie hebt sich an die Furrede in unser lieben Frauen Brüderschaft ꝛc. mit noch andern Urkunden, bei Joh. Dav. Köler Sacra et

Ordens war wohl, die noch oft hadernden Ritterschaften der märkischen und fränkischen Lande in dieser höhern Gesinnung zu vereinigen.

Und nimmt man dann ein Denkmal des Albrecht Achilles zur Hand, die Anordnungen, die er für seine Kriege gegen Pommern aufsetzen ließ, so bemerkt man, daß dieser Fürst mit dem persönlichen Heldenmuth, der ihm seinen Beinamen verschafft hat, den Geist, wir wollen nicht sagen eines Feldherrn, aber eines kundigen Heerführers von militärischer Einsicht und taktischem Verdienste verband. [1] Obgleich seine Thätigkeit sich größtentheils in andern Gegenden bewegte, so ist er doch auch für die Mark unvergeßlich. Er hat das Recht der Lehnsherrlichkeit über Pommern erneuert, das so unendlich wichtige Folgen nach sich gezogen. Wie er hier die streitigen Grenzen der Ukermark bestimmte, so behauptete er Crossen und Züllichau gegen eine an sich bei weitem überlegene Macht, die des Matthias Huniades; er hat den Umfang der Marken festgesetzt, wie derselbe, einige unbedeutende Erwerbungen abgerechnet, später geblieben ist.

Nach ihm schieden sich die beiden Linien des Geschlechtes auf länger als ein Jahrhundert.

Die jüngere, welcher die fränkischen Fürstenthümer ge-

illustris sodalitas b. Mariae virginis in monte ad vetus Brandeburgum; in den Scriptt. Rer. Brandenburgicarum I, 571.

1. Markgraf Albrechts Anschlag über die Randow zu ziehen und verwandte Stücke: mitgetheilt von Raumer in Ledeburs Archiv I, S. 271. Es scheint als ob er neue Verbindungen der verschiedenen Waffen versucht habe.

hörten, reich mehr an unternehmenden Männern als an Schätzen oder Gebiet, bewegte sich hauptsächlich in den allgemeinen Geschäften des Reiches und der Welt, und es gelangen ihr noch mannichfaltige Erwerbungen.

Die ältere, welcher die Churwürde und der Besitz der Marken zugefallen, die nun erst wieder ein Land für sich wurden, widmete sich vornehmlich den innern Angelegenheiten derselben.

Man kann diese Churfürst-Markgrafen weder in großen Erfolgen, noch auch an persönlicher Fähigkeit mit den Stiftern der Macht vergleichen, aber es waren ehrenwerthe Männer, von Eifer und Bestreben, die sich den dringenden Aufgaben die sie fanden mit unermüdlicher Arbeit unterzogen.

Wir wollen hier nicht die Einzelnheiten ihres Lebens erörtern; hauptsächlich haben sie, getrieben und unterstützt von dem Geiste ihres Jahrhunderts, die großen Ideen, die dem menschlichen Leben in der Gesellschaft zu Grunde liegen, Recht, Religion und bürgerliche Verfassung, an ihrer Stelle zu verwirklichen gesucht.

Man darf wohl sagen, daß die deutschen Rechtsbücher, in den Zeiten einer unkräftigen höchsten Gewalt verzeichnet, sich an das Besondere anschließend, den Sinn der Absonderung und Autonomie nähren. In dem römischen Rechte dagegen, das die Elemente eines geordneten Zustandes, wie es in einem solchen entstanden ist, in sich trägt, sind die allgemeinen Ideen wissenschaftlich ausgear-

beitet; es setzt eine starke Staatsgewalt voraus welche Allen gerecht wird.

Von dem größten Einfluß war es nun, daß im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, nach dem Vorbilde von Kaiser und Reich, auch der Churfürst von Brandenburg Joachim I sich alle Mühe gab, dem römischen oder wie man sich ausdrückte, dem geschriebenen kaiserlichen Rechte, das er allein als Recht anerkannte, das Übergewicht über die Landesgewohnheiten zu verschaffen. In einem seiner Edicte erhebt er sich zum Begriff des Prinzipates: er verfügt, wie die Kaiser pflegen, aus Vollkommenheit seiner Macht und rechtem Wissen.[1] Es geschah nicht deshalb allein, daß die Universität Frankfurt gestiftet wurde; sie sollte ganz im Allgemeinen den Eingebornen Gelegenheit geben, wie die Urkunde sagt, sich das Kleinod der Wissenschaft zu erwerben,[2] doch hatte ihre Errichtung einen unmittelbaren Bezug auf das Recht. Der erste Kanzler war Doctor der Rechte von Bologna; der erste Ordinarius der Juristenfacultät hatte, sowohl in Rom als am Reichskammergericht, den theoretischen Studien die Praxis hinzugefügt; bald finden wir einen namhaften Professor der Rechte, den seine von Bewunderung ergriffenen Zuhörer die Gasse erfüllend aus dem Hörsaal nach Hause begleiten. Ein neuer allgemeiner Gerichtshof ward gegründet, in welchem nach römischem Rechte gesprochen

1. Urkunde, mitgetheilt von Raumer in Ledeburs Archiv V, 329.
2. pro acquirenda scientiae margarita; ein Ausdruck der ohne Zweifel aus dem brandenburgischen Antrage stammt.

werden sollte; nicht als ob damit alle persönlichen und corporativen Gerechtsame wären aufgehoben worden; es war schon genug, daß man in den allgemeinen Grundsätzen der Rechtspflege dazu überging.[1] Diesem Gerichtshof unterwarfen sich die mächtigen Edelleute, die dem Land- und Hofgerichte bisher Widerstand geleistet. Der Fürst, auf dessen Gerichtszwang alles beruhte, behielt sich vor, auch die Hintersassen der bei der Zusammensetzung desselben zugezogenen Stände zu hören, denn keinem Menschen könne er Recht verweigern. Wenn Fehde und Gewaltsamkeit aufhörten, so rührte das hauptsächlich von der Veränderung der Rechtsbegriffe her, welche dieselben nicht mehr begünstigten noch zuließen.

Dann aber trat die große Umwandlung der kirchlichen Zustände ein, welche man als die Reformation der Kirche bezeichnet.

Die Mark war, wie die später eingerichteten Landschaften überhaupt, mit geistlichen Stiftungen sehr reichlich versehen. Wenn die Berechnung, daß 10000 Geistliche in derselben gelebt, nicht aller Wahrheit entbehrt, so ist es klar, welch einen Werth es hatte, eine so große Anzahl von Eingebornen und Insassen, die sich hauptsächlich als Glieder einer allgemeinen Körperschaft fühlten, dem Lande

1. So möchte ich diese Sache fassen, die eine der besprochensten Controversen brandenburgischer Rechtsgelehrten und Historiker bildet Vgl. Riedel: Geschichtliche Nachrichten vom märkischen Provinzialrechte in dessen Magazin I, 32. Laspeyres: die Reception des Römischen Rechtes in der Mark Brandenburg in Reyschers und Wildas Zeitschrift VI, 1.

und dem bürgerlichen Leben zurückzugeben. Überdies aber wollte man nicht mehr an fremde Bisthümer steuern; der Ablaß sollte nicht mehr verkauft werden können weder zum Bau der Peterskirche in Rom, noch, wie wohl geschah, zum Behuf eines Krieges gegen die Russen, als Feinde der lateinischen Christenheit. Die Geister waren der Benutzung religiöser Gefühle zu weltlichen Zwecken und der unzähligen Mißbräuche hier so gut müde, wie anderwärts.

Der Fürst, der die Neuerung wagte, ging dabei von dem Gedanken aus, daß, da keins von den beiden obersten Häuptern die Hand anlege, er durch die Pflicht, womit er Gott verwandt, sowohl gehalten als berechtigt sey, dazu zu schreiten. Er hob den Begriff des Fürstenthums so stark hervor wie sein Vater, doch würde er so wenig wie dieser etwas erreicht haben, wären nicht die Stände auf seiner Seite gewesen.

Überhaupt, wie stark sich auch immer die Hohenzollern auf die Berechtigung der höchsten Gewalt stützen, so ist ihnen doch das Wichtigste, was sie vornahmen, nur durch die Beistimmung ihrer Stände gelungen.

Mit ständischer Bewilligung ist jener erste Landfriede von 1414 ausgerufen worden; die versammelten Stände haben die Stadt Berlin genöthigt, sich dem Fürsten zu unterwerfen; als später ein anderer Widerstand in der Altmark auftauchte, hat sich die Mehrheit derselben als Gerichtshof constituirt, und die Widerstrebenden zum Gehor-

sam verurtheilt;[1] die Stände haben das Geld zur Erwerbung der Neumark aufgebracht und die Behauptung des Anrechts auf Pommern aus allen Kräften unterstützt; mit Verwilligung von Herren, Rittern und Ständen ist das Kammergericht gegründet worden; auf den Entschluß Joachims II haben die Angesehensten unter den verschiedenen Ständen eingewirkt, und als er ausgesprochen war, sind sie ihm alle beigetreten. Auf ihren Rath wurden die Säcularisationen begonnen, welche zwar auch ihnen zu gute kamen, aber vor allem der fürstlichen Gewalt eine breitere Grundlage verschafften.

Bei dieser lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten konnte es gar nicht anders sein, als daß die Stände auch zu großem Einfluß auf dieselben, zum Mitbesitz der Macht gelangten. Da sie die erforderlichen Steuern bewilligten, „aus Treue und gutem Willen" wie sie sagten, „nicht aus Pflicht", so ward ihnen auch die Verwaltung, sowohl Einziehung als Verwendung derselben größtentheils überlassen. Bei der Berathschlagung der allgemeinen Geschäfte wurden Landräthe von Adel den fürstlichen Hofräthen zur Seite gegeben.[2] Es führte sich jenes fürstlich-ständische Regiment ein, wie es der Protestantismus überhaupt hervorbrachte. Unter Jo-

1. Raumer Codex diplomaticus II, 201.
2. Landtagsreceß mit denen Städten 2 October 1549 bei Mylius Corpus Cont. March. VI, p. 76. 78. Articul denen Landständen verschrieben ibid. S. 88. 1550. 14 October.

hann Georg, den man den Ökonomen nennt, weil er die verfallene Haushaltung wiederherstellte, waren Fürst und Stände, Adel und Städte, die geistliche und die weltliche Seite in einem guten Gleichgewicht. Das Land war bes=ser angebaut, als jemals, und reich durch einen blühen=den Handel. Von allgemeiner politischer Bedeutung konnte noch nicht die Rede seyn, doch übte der Fürst, namentlich in Verbindung mit seinem Nachbar in Sachsen, einen nicht geringen Einfluß auf das Reich aus.[1] Die askani=sche Markgrafschaft war nicht allein wiederhergestellt, son=dern ungemein gehoben und durchgebildet. Den hohenzol=lerschen Fürsten war es gelungen, die titanischen Mächte zurückzudrängen, welche den öffentlichen Frieden störten, ein großes, von allen Seiten geschmälertes Gebiet wie=der zu vereinen und zu behaupten, durch das Ergreifen neuer und fruchtbarer Gedanken das Land zur Gemein=schaft an dem allgemeinen geistigen Leben der Welt her=beizuziehen, alles in Verbindung mit den Ständen, die eben darum zu einem großen friedlichen Gemeinwesen mit ihnen zusammenwuchsen.

Wenn aber nun die Mark den im Ganzen zufrieden=stellenden Zustand des Gedeihens und der Blüthe theilte, in welchem sich das protestantische Deutschland befand, so ward sie auch von denselben Gefahren bedroht, die aus

1. Malaspina avertimenti al Pp. Sisto V 1586. Il duca di Sassonia e Marchese di Brandenburg saliti in tanta riputatione che erano assoluti arbitri della Germania nè facea S. M. cosa alcuna se da questi non fosse prima approbata.

jenem Vordringen der restaurirten katholischen Doctrin, die alles wieder rückgängig zu machen drohte, entstanden.

Den Vorfechtern derselben war in dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts kein andres Haus so widerwärtig, und in der That so sehr im Wege, als gerade das brandenburgische.

Nicht als ob dasselbe an sich mehr zu bedeuten gehabt hätte als andere, oder besonders feindseliger Gesinnung gewesen wäre: dies war vielmehr nicht der Fall; die Hohenzollern hatten bis dahin allezeit ein gutes Vernehmen mit dem von Alters her befreundeten Hause der Habsburger gepflogen; gemäßigte Fürsten wie Maximilian II und Joachim II stehen trotz des verschiedenen Bekenntnisses nicht sehr weit auseinander; aber so eben wuchsen den Brandenburgern Rechte zu, welche ihr Ansehn gewaltig vermehren, und dem Protestantismus in ihnen eine der vornehmsten Stützen verschaffen mußten.

Die Markgrafen der fränkischen Linien hatten, wie berührt, während die Churfürsten in ihrem Lande beschäftigt waren, einige ansehnliche Erwerbungen gemacht und andre vorbereitet. In Schlesien hatten sie Jägerndorf und einige benachbarte Besitzungen durch Kauf an sich gebracht, werthvoll besonders durch den Einfluß auf diese noch fast als unabhängig betrachtete und sich durch sich selber regierende Provinz, den sie verschafften. Noch bei weitem wichtiger war es, daß ein Glied dieses Hauses, Markgraf Albrecht der Ältere, Gelegenheit und dringen-

den Anlaß gefunden, jenen Ordensstaat in Preußen, freilich erst nachdem er die große Hälfte seiner Besitzthümer verloren hatte, in ein Herzogthum zu verwandeln, unter dem Schutze des nahe befreundeten Jagellonischen Königs von Polen, der sich sonst ohne Zweifel auch der andern Hälfte bemächtigt hätte, und mit Beistimmung der Stände. Beides in ihrem Ursprung, ihrer Cultur und Religion den Marken nahe verwandte Länder. Überdies aber hatte der Sohn Albrechts, durch seine Vermählung mit Marie Eleonore von Cleve, der ein auf besonderen kaiserlichen Versicherungen beruhendes Erbrecht zustand, seinen Nachkommen und seinem Hause einen sehr gegründeten Anspruch an jenes Herzogthum verschafft.

Nun geschah im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, daß die verschiedenen Linien der fränkischen Markgrafen bald nach einander ausstarben, und alle ihre Besitzthümer und Ansprüche der churfürstlichen anheimfielen.

Eine Combination, durch welche eine ganze Anzahl deutscher Länder unter Ein Scepter kommen konnten, — Franken, Preußen, die Marken, Cleve und Jülich, und ein schlesisches Fürstenthum, — eine Ländermasse, wie sie in Deutschland seit Heinrich dem Löwen, dessen Stellung jedoch einen ganz andern Charakter trug, nicht vereinigt gewesen war.

Sei es, daß Joachim Friedrich den Neid fürchtete, den eine Verbindung aller dieser Länder erwecken mußte, oder daß es ihm an dem politischen Muthe fehlte,

um eine Sache von so großer Aussicht zu unternehmen; er faßte den Gedanken nicht, sie insgesammt in Eine Hand zu bringen und beisammen zu behaupten. [1] Er zog es vor, die Ansprüche, welche seine Halbbrüder machten, mit den fränkischen Fürstenthümern zu befriedigen; mit den schlesischen Besitzungen versorgte er seinen zweiten Sohn. Sein Ehrgeiz ging nur dahin, daß sein ältester Sohn das östliche und das westliche Land, Cleve und Preußen mit den Marken vereinigen sollte.

Es war aber vergeblich, zu hoffen, daß die Mißgunst dadurch vermindert werden würde. Östreich konnte sich in die Bildung einer deutschen Macht nicht finden, die auch so der eigenen um ein gutes Theil näher kam, als irgend eine andre. Daß diese aber eine protestantische war, und dem bisher schwankenden Wesen der Evangelischen im Reich einen neuen Rückhalt darbot, erregte die ganze Aufmerksamkeit und Besorgniß der vordringenden katholischen Restauration.

— Der damalige Reichsvicekanzler hat den Kaiser aufgefordert sich besonders der Erwerbung von Jülich und Cleve zu widersetzen — nicht etwa, weil sich rechtlich etwas dagegen einwenden ließe, was er weit entfernt ist, zu behaupten, sondern weil die Macht der vom römischen Glauben Abtrünnigen dadurch unendlich wachsen müsse:

1. Eben „um dieser hoch angelegenen, beschwerlichen Sachen willen, der preußischen jülichschen jägerndorfschen“ ward der Geheime Rath eingerichtet. Ordnung desselben nach dem corrigirten Exemplar vom $\frac{1}{2}\frac{3}{5}$ Dez. 1604 in Klaproth und Cosmars Staatsrath p. 300.

schon richte sich ihre ganze Hoffnung auf das brandenburgische Haus.[1] In jenen westlichen Ländern keine unabhängige oder widerwärtige Regierung aufkommen zu lassen, war immer einer der vornehmsten Gesichtspuncte der spanisch-östreichischen Politik gewesen: diesen hielt sie fest; es kam darüber am Niederrhein zu nicht viel weniger als offener Fehde.

Da nun aber dergestalt der kaiserliche Hof, im Widerspruch mit der bisherigen gemäßigten Behandlung der Reichsgeschäfte, sich durch die Rücksichten der Religionspartei bewegen ließ, einem Erbanspruch entgegenzutreten, an dessen Rechtsbeständigkeit man sonst nicht zweifelte, so war an keine weitere Freundschaft zu denken; Brandenburg mußte seine provincielle und der lutherischen Weise gemäß friedfertige Haltung aufgeben; es schloß sich dem Bunde deutscher Fürsten an, welche sich der katholisirenden Richtung die in den Reichsgeschäften die Oberhand bekam entgegenzusetzen entschlossen war; Johann Sigismund, der älteste Sohn Joachim Friedrichs, der ohnehin in der lutherischen Lehre und Ceremonie noch zu viel Annäherung an den Katholicismus erblickte, trug kein Bedenken, sich dem entschiedeneren Systeme des Calvinismus beizugesellen, dessen Bekenner es hauptsächlich waren, welche jetzt den Krieg führten: nur noch mit Män-

1. Ein Aufsatz Lewins von Emden (in Lünigs Staatsconsilien) ist wohl die Grundlage des bekannten strahlendorfischen Gutachtens über diese Sache.

nern dieser Gesinnung umgab er sich; sein geheimer Rath bestand im Jahr 1615 fast ausschließlich aus eifrigen Reformirten.

In dem brach nun aber jener allgemeine Krieg aus, dessen wir schon gedachten. Er entzündete sich an den Irrungen in den östreichischen Erblanden, wo ein reformirter Fürst ebenfalls ein anerkanntes Erbrecht, und das bisherige Herkommen zwischen deutschen Fürsten verletzt hatte; dann aber ergoß er sich über Deutschland: zuerst über die, welche an den böhmischen Unruhen Antheil genommen, darauf über deren Verbündete und Freunde, dann über die, welche sich erhoben, um diese nicht ganz zu Grunde richten zu lassen, wenn sie auch an den böhmischen Irrungen nicht den mindesten Antheil genommen; von Oberdeutschland wogte er nach Niederdeutschland fort; der Katholicismus, einig in sich selbst und siegreich, faßte die Absicht, die alten Formen der Kirche und die Hierarchie des Reiches wie sie gewesen wiederherzustellen, und zur ausschließenden Herrschaft zu erheben.

Wenn man den Ursachen dieses plötzlichen Verderbens der Protestanten nachforscht, so liegt die vornehmste in ihrer beschränkten Auffassung der Dinge, dem Nichterkennen ihrer gemeinschaftlichen Gefahr.

Das Ständewesen, das überall eingerichtet worden, beruhte auf der Voraussetzung der Alle schützenden, allen gerechten kaiserlichen Gewalt. Man konnte sich nicht zu der Ansicht so zu sagen entschließen, daß das Kaiser-

thum einen andern Charakter annehme und eine andere Richtung verfolge. Die würtembergischen Stände haben aufgehört, die Beiträge, welche die Vertheidigung der Grenzen möglich gemacht hätten, zusammenzubringen, eben in der Zeit, als die Gegner siegreich an denselben erschienen. Hie und da beschäftigte sich eine nie zum Ziel gelangende Berathung noch mit der Anordnung eines Defensionswerkes, als der Feind schon in das Land eindrang. Oder man hatte die Vertheidigung so eingerichtet, daß dem Fürsten nur ein beschränktes Directorium davon in den Händen blieb. Wie ganz anders die Autonomie des katholischen Fürstenthums, wo man von den Päpsten und den italienischen Fürsten regieren gelernt, wo nur Ein Wille in jedem Lande gebot,[1] und lange Zeit alle in einem großen Bewußtseyn ihres gemeinschaftlichen Zweckes zu einander hielten.

In diesen Ruin ward nun auch Brandenburg, und zwar aus demselben Grunde verwickelt.

Die Verbindung der verschiedenen Landschaften war weit entfernt, eine Machtvermehrung hervorzubringen; eine jede war vollauf mit sich selbst beschäftigt, in der wichtigsten aber, auf welche das meiste ankam, der Churmark, hatte die Veränderung der Religion und des politischen Systems eine Verstimmung zur Folge, die alle Kräfte lähmte. Die Niederlage des böhmischen Königs, welche

1. Maximilian von Baiern regierte 39 Jahre ohne die Stände zu berufen. Rudhart Geschichte der Landstände von Baiern II, 270.

das allgemeine Verderben begann, hat man in der Mark sogar gern gesehn und sich ihrer gefreut. Als aber der Krieg sich den Landesgrenzen näherte, hielten es die Stände für hinreichend, wenn sie die Festungen besetzten, wohin die beste Habe geflüchtet war; auch hiefür bewilligten sie gleich von Anfang nur 3000, dann mit abnehmendem Eifer nicht mehr als 900 Mann; übrigens, meinten sie, sei es genug, nur in kaiserlicher Devotion zu verharren. Von der Lage der Welt und dem Kampfe der großen geistigen und politischen Mächte kam keine Ahnung in ihren provinciellen Sinn.[1] Die Folge war, daß die wallensteinschen Regimenter, ohne weitere Rücksicht auf eine vermeinte Neutralität, sich über die märkischen Städte und Kreise ergossen, und die Geldkräfte, welche man nicht gegen sie anwenden wollen, sich nun als gute Beute anmaßten.

Nun erst entwickelten sich die umfassenden Entwürfe der siegreichen Gewalt, auch für das blödeste Auge.

Ein kaiserlicher General ward mit einem der angesehensten Reichsfürstenthümer belehnt. Wie sehr ward dadurch die Selbständigkeit des erblichen Fürstenthums, an das sich bisher das Meiste angeschlossen, was noch in Deutschland geschehen war, überhaupt gefährdet. Was Einem geschah, davon waren Alle bedroht.

Wenn man sich erinnert, wie viel die Einziehung der

1. Briefwechsel des Churfürsten Georg Wilhelm mit David von Lüderitz bei König, Historische Schilderung von Berlin I, 326.

geistlichen Güter zur Begründung der Territorialmacht beigetragen, so sieht man wohl, was es zu sagen hatte, daß jetzt die Rückgabe dieser Stifter durch die kaiserliche Gewalt geboten ward.

Aus den wiedergewonnenen Einkünften sollte eine große Universität in Norddeutschland errichtet werden, unter der Leitung der Jesuiten, um auch die Doctrinen auszurotten, auf welchen die damals gebildeten Zustände beruhten. [1]

Eben in unmittelbarer Nähe der Marken traten Repräsentanten der veränderten Reichsgewalt, wie der kaiserliche General in Meklenburg, so in dem bisher mit der Mark in Verbindung gehaltenen Hochstift Magdeburg ein östreichischer Prinz als Inhaber des Erzbisthums auf. Aber schon forderte man auch die brandenburgischen Stifter zurück, nicht allein sie selbst, sondern zugleich die davon seit einem halben Jahrhundert gezogenen Einkünfte. Unter diesem Gesichtspuncte sah man auch das Herzogthum Preußen an: man sagte laut, es sei ein Kirchengut und müsse zurückgegeben werden.

Solchen Absichten mit Erfolg und Nachdruck entgegenzutreten, war die damalige brandenburgische Regierung nicht fähig. In Zeiten wo der für die Menschen wirk-

1. Verzeichniß der Abteien, Stifter und Klöster, welche im ober- und niedersächsischen Kreise durch die Commissarien renovirt worden (bei Mailath Geschichte von Östreich III, 168), weist deren mehr als 120 nach, ohne der Bisthümer und Erzbisthümer zu gedenken. Diese Commissarien schlugen die Gründung der Universität vor, etwa in Goslar, Hameln oder Nordhausen — ungefähr in den Bezirken von Göttingen und Halle. Ibid. 474.

samste Antrieb in der Confession lag, war hier der grö-ßere Theil des Geheimen Rathes calvinistisch, die Ge-sammtheit der Stände lutherisch, der erste Minister katho-lisch. Jede Richtung, die in den allgemeinen Weltver-hältnissen die Oberhand gewann, fand bei einem oder dem andern Anklang, und riß den Fürsten, der nicht ohne Ver-stand, aber unkriegerisch, und seiner Ohnmacht mit Ver-druß sich bewußt war,[1] mit sich fort, so lange sie ihm Hoffnungen erregte, bis denn die Zeit kam, wo diese sich in Besorgnisse verwandelten. Auch das gesammte übrige protestantische Deutschland vermochte nicht einem Gange der Dinge wie dieser Einhalt zu thun.

Und wollte doch Niemand meinen, daß auf solche Weise das Reich zu seiner alten Ordnung und Freiheit hätte wiederhergestellt werden können! Denn nur auf einer ge-genseitigen Anerkennung der verschiedenen Elemente konnte Deutschland beruhen. Hier wäre nur das mühsam ent-wickelte ächteste Leben der Nation zerstört worden. Die Ge-walt wäre an einen Fürsten gekommen, den man überredet hatte, er gehe für sein Gewissen am sichersten, wenn er in allen Dingen seinem Beichtvater folge. Den Geist-lichen und den Soldaten wäre zuletzt alles zur Beute ge-worden.

1. Relatione di Germania 1628 bezeichnet ihn als di bell aspetto, di buon ingegno ma non troppo vivace ni belligero. — — — Er sagt einmal: Hiobs Geduld werde gepriesen, weil er von Gott heimgesucht worden, die sich aber von Menschen veriren, bra-viren und mit Stillsitzen das ihrige nehmen lassen, die wird kein Historienschreiber loben können. Nach einem Brief von Schwarzen-berg bei Cosmar: Schwarzenberg S. 52.

Schon trat ein Zustand ein, in welchem die katholischen Reichsstände, denn das Prinzip der Territorialmacht konnten auch sie nicht fallen lassen, in Aufregung geriethen: der Papst fürchtete für seinen Sitz in Rom, und rief die alte Eifersucht des französischen Hofes gegen das Haus Östreich zu Hülfe. Indeß mußten die nordischen Protestanten alle Tage besorgen, von dem fortschreitenden Bekehrungskriege erreicht zu werden.

Eine große politische Wahrnehmung erhob sich im allgemeinen Zusammentreffen der die europäische Welt bildenden Kräfte.

So wie die Fortdauer des Territorialfürstenthums und des Protestantismus zweifelhaft wurde, so erwachte auch ein Gefühl davon, daß dieselbe doch für das europäische Gleichgewicht, oder die unabhängige Entwickelung der übrigen Nationen und Mächte unentbehrlich sei. Die Verflechtung der allgemeinen Angelegenheiten forderte ein selbständiges protestantisches Fürstenthum vornehmlich im deutschen Norden.

Wir müssen aber bekennen, daß wir damals nicht im Stande waren uns selber zu helfen und die alte Bedeutung wiederzugewinnen.

Es mußte ein fremder Fürst sein, der im Interesse zugleich seines Landes und der Religion die Waffen ergreifend die Kriegsgewalt brach, welche die evangelischen Fürstenthümer zu erdrücken im Begriff stand.

Welch gefährliche Nothwendigkeit war es aber, dieser

Hülfe zu bedürfen. Die Befreiung verschaffte der Macht, die sie vollzog, ein Übergewicht, das die Geschicke von Deutschland nun erst vollkommen verwickelte.

So lange ging es noch, als der geistreiche und wohlwollende König am Leben war, der diese Sache zuerst in Gedanken gefaßt, und so durchgeführt; nach dessen Tode aber blieb nur der nackte schwedische Eigennutz übrig, vertreten von gewaltsamen Heerführern, die nur noch für sich selber fochten, und von einem gewandten Diplomaten, der ganz Europa herbeizog um seinen Zweck zu erreichen.

Kaum von dem Verderben befreit, das ihnen ihr gesetzmäßiger Oberherr der Kaiser bereitet hatte, sahen sich die evangelischen Stände durch die Übermacht der Verbündeten die ihnen zu Hülfe gekommen zu einer andern Art von Unselbständigkeit verdammt.

Indem dann einige von ihnen sich wieder dem Kaiser zugesellten, der durch das Unglück belehrt, zu der gemäßigten Stellung zurückzukehren suchte, welche er früher eingenommen, zogen sie den Ingrimm der krieggeübten Religionsgenossen auf sich, die sie auch mit jener Hülfe nicht zu bestehen vermochten.

Gerade in diesen Zeiten der Ohnmacht trat ein Fall ein, für den die brandenburgischen Fürsten seit Jahrhunderten Rechte erworben, die Erledigung des Herzogthums Pommern. Jetzt aber nahmen die Schweden, die sich schon in Besitz gesetzt hatten, dies ihnen wohlgelegene Land für immer in Anspruch. Nur vergebens verbündete sich

der Churfürst mit dem Kaiser, um es ihnen zu entreißen und die Reichsrechte, die zugleich seine eignen waren, daran geltend zu machen. Statt eine neue Provinz zu erobern bewirkte er, daß die vornehmste der ältern zum Tummelplatz des wildesten Krieges diente, welcher von allen deutschen Landschaften keine härter heimgesucht hat, als die Mark Brandenburg, die fast in eine Einöde verwandelt wurde.

Mitten in dem Verderben der allgemeinen und der eigenen Angelegenheiten, ohne Trost noch Aussicht, starb Georg Wilhelm, und sein einziger Sohn, ein junger Mann von 20 Jahren, trat an seine Stelle.

Churfürst Friedrich Wilhelm.

Den Vortheil hat das Unglück zuweilen, daß es Männer erzieht. Daß der junge Fürst in seinem Knabenalter vor den herumschwärmenden Kriegsschaaren seine Zuflucht bald nach den Forsten von Letzlingen, bald hinter die Mauern von Cüstrin nehmen müssen, kam seiner persönlichen Ausbildung vielleicht besser zu Statten, als wenn er in ruhigem Genuß, der nachgiebigen und überfüllenden Erziehungsweise eines Hofes aufgewachsen wäre. Dann hatte man ihn nach den Niederlanden gebracht, an die freien Werkstätten universaler Gelehrsamkeit, zu den befreundeten Oranien. Schon war er Mannes genug, die einmal gefaßten guten Grundsätze nicht in einer Stunde der Verführung zu vergessen. Von allem aber, was er erlebte, ist das wichtigste zugleich das einfachste, daß er ein Land kennen lernte, welches, obgleich in den allgemeinen Krieg verwickelt, sich dennoch eines unvergleichlichen innern Gedeihens erfreute: die Republik stand damals in ihrer höchsten Blüthe.

Sein angestammtes Erbe dagegen fand er, als er zu-

rückkam, ohne Zusammenhang der verschiedenen Bestandtheile, bis zur Vernichtung aller Kräfte verwüstet, den Gewaltsamkeiten der kriegführenden Mächte jeden Augenblick preisgegeben; ohne haltbare Politik.

„Auf der einen Seite," sagt er in einem Aufsatz, der aus seinen ersten Regierungsjahren übrig ist, „habe ich die Krone Schweden, auf der andern den Kaiser; ich sitze zwischen ihnen und erwarte was sie mit mir anfangen, ob sie mir das meinige lassen oder nehmen wollen." [1] Wenn er die biblischen Geschichten liest, — die einzigen, welche sich damals den Gemüthern recht einprägten, — so will ihn fast bedünken, als sei niemals ein Fürst in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen wie er, weder David noch Salomo habe es jemals so schwer gehabt zu finden, was zu thun.

Er hatte ein Gefühl dafür, daß er sich vom Kaiser nicht leichthin trennen dürfe; aber zu glauben, daß ihm von demselben eine nachhaltige Hülfe kommen könne, wäre eine willkührliche Selbsttäuschung gewesen; er erkannte seinen Zustand mit vollkommener Deutlichkeit, und was wäre, ruft er aus, dem Kaiser mit Fürsten gedient, die sich von Land und Leuten verjagen lassen?

Vor allem mußte er in der Mark erst wieder Herr zu werden suchen, wo jener Minister seines Vaters, Graf

1. Bedenken, ob ich eine Partei jetzt oder ins künftige nehmen soll: O. O. eigenhändig. In dem Königlichen Kabinetsarchiv zu Berlin; das älteste archivalische Actenstück das ich für diese Arbeit benutzt habe, und eins der merkwürdigsten von allen.

Schwarzenberg, eine beinahe unabhängige Stellung einnahm, und mit den Anführern des Heeres, welches zugleich unter kaiserlicher Autorität geworben war, verbunden die alte Politik fortzusetzen gedachte. Man kann nicht ohne Erstaunen und Antheil lesen, wie Friedrich Wilhelm seine Fesseln brach, jene Anführer, welche zugleich in den Festungen befehligten, in seine Gewalt brachte, und sich ihrer entledigte; man wird dabei an die kühnen und glücklichen Stratageme italienischer Parteigänger erinnert; nur daß hier das Talent dem guten Rechte diente; der von seinen Vätern erbauten Festen und des alten Erblandes mußte sich der Fürst durch eine Verbindung von List und Gewalt bemächtigen. Gegen den Minister bedurfte es weder eines Verfahrens noch vollends einer Gewaltthat, wie man so lange geglaubt hat. Sein Ende ist vielleicht auch anthropologisch merkwürdig. Schwarzenberg war in einem gereizten, zwischen dem Gefühl von Krankheit und Gesundheit schwankenden Zustande, als eines Tages die Hauptleute eines dem Kaiser verpflichteten Regiments mit Ungestüm rückständigen Sold von ihm forderten, so daß er ihnen eine Zahlung aus seiner eignen Casse leisten mußte, und gleich darauf ihm auf weitem Umwege, aber um so sicherer die Kunde zuging, daß sein neuer Fürst ihm ungnädig sei.[1] Wir dürften

1. Das ist wohl der Sinn der Nachricht, die er von Regensburg bekam, „welchergestalt ein Oberster berichtet, er hätte zu Königsberg einen Sr. Churfl. Durchlaucht vornehmen Diener verstanden, daß es übel um Sie (den Grafen Schwarzenberg) stünde — dar-

nicht sagen, daß er schuldbewußt war: aber er mußte wissen, welch schwere Verschuldung ihm dieser beimaß. In diesem Augenblicke sah man ihn von einem Fieberschauer ergriffen, der ihm in wenigen Tagen den Tod gab. Die Elemente die er hatte zusammenhalten wollen, gingen auf immer auseinander; er fühlte sich von beiden Seiten her von ihrer Feindseligkeit betroffen; die Vernichtung der Politik, wie er sie befolgt, machte seinem Dasein ein Ende.

Nicht mehr so ganz an den Kaiser gebunden, durfte Friedrich Wilhelm den Schweden einen Schritt näher treten. Es kostete ihm noch eine schwere und langwierige Unterhandlung, aber er bewirkte doch, daß sie endlich die märkischen Ortschaften räumten die sie noch inne hatten; auch die Hessen wichen aus dem westlichen Cleve und er konnte wieder freier Athem holen. Hierauf war ihm möglich, worauf alles ankam, und wozu man ihm fast das Recht bestreiten wollte, eine kleine bewaffnete Macht aufzustellen, die ihm in der Mitte der um ihn her fluthenden Heereszüge eine gewisse Sicherheit und ein eignes Ansehen verlieh. Er bedurfte ihrer für die Friedensunterhandlungen, die indeß begannen, aber bei jedem Schritt von Kriegsthaten unterbrochen, und am meisten durch Kriegsgefahren gefördert wurden.

über Sie zu beben anfingen. — Schreiben der Geh. Räthe 14 März 1641 bei Cosmar: Schwarzenberg. Beilagen 54. Der Churfürst war bis an sein Lebensende überzeugt, daß ihm der Graf nach dem Leben gestanden. Er hat davon noch 1683 dem englischen Gesandten gesprochen.

Daran ließ sich bei denselben nun schon gar nicht denken, daß jene Erwerbungen hätten verhindert werden können, deren Aussicht einst die Gegner in so große Bewegung gesetzt hatte. Im Jahre 1647 schloß Friedrich Wilhelm einen Vertrag mit Pfalz Neuburg ab, durch den er die für die Auseinandersetzung des clevischen Erbes getroffenen Grundlagen nach langem Bedenken anerkannte, dabei aber über einige Unbequemlichkeiten der früheren Verabredungen hinwegkam, und sich den Besitz zweier Grafschaften, von denen die eine, die Mark, beinahe als die vornehmste im Reiche erschien, und des alten Herzogthums Cleve, an den westlichen Grenzen des Reiches sicherte.[1] Beide Fürsten kamen überein, ihren Vertrag dem Kaiser zur Bestätigung vorzulegen, aber ihn auch alsdann zu beobachten wenn diese nicht erfolge; in der Behauptung des Gesammtbesitzes gegen Jedermann gemeinschaftliche Sache zu machen. Ein nicht geringer Vortheil, daß darauf im Friedensinstrument zu Osnabrück diese Anordnung stillschweigend anerkannt, wenigstens der vielfach rege gemachten anderweiten Ansprüche nicht namentlich gedacht wurde.

Und wo waren die Zeiten hin, wo der deutsche Or-

1. Düsseldorf 8 April 1647. Bei Dumont VI, 1, 392. Vgl. Helwing Geschichte der brandenburgisch-preußischen Staaten III, 425. Ein Vergleich von 1649 vervollständigte den Tractat in Bezug auf Ravensberg. Der Erbvergleich vom 9 September 1666 verwandelte auf dieser Grundlage hauptsächlich den provisorischen Zustand in einen definitiven.

den eine Wiedererwerbung des Herzogthums Preußen hatte hoffen dürfen?

Eben so wenig aber ließ sich der innere Bestand der Mark Brandenburg antasten. Für die deutsche Hierarchie handelte es sich jetzt um ganz andere Dinge, als die Herbeibringung der landsässig gewordenen Stifter.

Von den frühern Besitzthümern des Hauses fehlte nur noch eins, das Herzogthum Jägerndorf, das der Kaiser eingezogen und weiter vergeben hatte, worüber sich mit diesem eine besondere Discussion entspann; in den allgemeinen Verhandlungen dagegen war besonders von einem andern Lande die Rede, dessen Abtretung für das Reich und für Brandenburg von gleicher Bedeutung war, dem Herzogthum Pommern.

Endlich erklärten Kaiser und Reich, die das Recht des Hauses Brandenburg anerkannten, es sei ihnen doch unmöglich, dasselbe dabei zu schützen.

Friedrich Wilhelm antwortete: Pommern sei ein Land, das Gott seinen Vorfahren und ihm gegeben, er wollte wünschen man ließe ihn dabei; [1] zu Kaufe stehe es ihm nicht: solle er es aber verlieren, auch nur zum Theil, so müsse man ihm eine Entschädigung verschaffen, die ihm genüge.

Doch fand er damit ungemeine Schwierigkeiten: er

1. In einer Berathung am 2 Mai 1647 sagt er unter andern: die brandenburgischen Stände seien gehalten, ihn in dem Unternehmen auf Pommern zu unterstützen, da sie zum Prager Frieden gerathen.

klagt wohl: eben diejenigen von seinen Nachbarn, die am meisten auf die Abtretung gedrungen, seien die größten Widersacher seiner Entschädigung. Allein schon war er zu mächtig als daß man es hätte darauf ankommen lassen dürfen, ihn ganz auf die Seite der Franzosen oder Schweden zu treiben [1]: man entschloß sich endlich zu dem in der Reichsgeschichte entscheidenden Schritte, für die Abtretung von Vorpommern, denn das übrige mit Camin ließ man ihm, die Stifter Halberstadt, Minden und Magdeburg zu seinen Gunsten zu säcularisiren. Späteren ist diese Entschädigung unverhältnißmäßig groß erschienen: das war jedoch damals nicht die Ansicht [2]: am wenigsten dürfte man glauben, daß Friedrich Wilhelm damit zufrieden gewesen wäre. Von allen Fürsten des brandenburgischen Hauses ist er der einzige, der je eine ernstliche Hinneigung zu Seewesen und Seemacht gezeigt hat. Wie oft hat er sich in seiner Jugend geträumt, von Cüstrin her, die Odermündungen hinaus, lauter gehorsame Gestade vorüber nach Preußen schiffen zu können. Der Aufenthalt in den Niederlanden hatte diese Vorliebe in ihm nicht erzeugt, aber verstärkt. Wie schwer es ihm wurde in die Abtretung zu willigen, sieht man daraus, daß er bald nachher der Krone Schweden für die Rückgabe von Pom-

1. Ne Galli affectum Brandenburgicorum lucrarentur soli. Adami Relatio de pace Osnabr. p. 458.

2. Contarini Relatione della pace di Munster findet es eine ricompensa di maggior entrata se bene non di tanta consequenza, quanto quella della Pomerania ceduta, stanti i riguardi del Baltico.

mern nicht allein die drei Stifter, sondern überdies noch 2 Millionen Thaler angeboten hat.[1]

Wie wir heute die Sache ansehen, darf man es für ein Glück halten, daß ihm sein Wunsch nicht gewährt ward. Brandenburg gelangte in eine Verbindung mit dem mittleren und inneren Deutschland, deren Vortheile jene maritime Stellung reichlich aufwogen.

Und so ging das Haus Brandenburg, ohne doch eine Eroberung gemacht zu haben, mit einem ohne Vergleich ausgedehnteren Besitz aus dem Kriege hervor, als es in denselben eingetreten.

Doch war mit der bloßen Erwerbung einer Anzahl von Provinzen noch nichts, was für die Entwickelung von Deutschland oder von Europa von Werth gewesen wäre, ausgerichtet; es mußte sich erst zeigen, ob der Fürst, dem die Behauptung seiner Rechte gelungen, nun auch die Politik ergreifen würde, welche die allgemeine Lage der Dinge von ihm forderte.

Ihm kam die gesicherte Autonomie der Territorial=

1. Schreiben an Salvius vom 28 Dez. 1648: Ganz wahr sey, was der osnabrückische Canzler ihm gesagt, „daß ich gegen ihn gedacht hätte, wann es der Cron Schweden beliebig, ich allemal gerne und willig für das Pommerische Theil und Fürstenthum Rügen, so der Cron vor ihre Satisfaction bewilligt worden, nicht allein die drei Stifter als Magdeburg Halberstadt und Minden, sondern auch noch 2 Millionen jedoch auf leidliche Termine und Jahre aufzubringen und zu geben angeboten. Würde es für eine sonderbare Freundschaft von Ihrer kön. Würde und der Kron zu schätzen haben, wenn es der Herr, bevorab als ein vornehmer Minister dahin befördern und bringen könnte, und würde er mich hiedurch zum höchsten obligiren.“

macht, in ihrer Verbindung mit der protestantischen Kirchenform, die in dem Frieden festgestellt ward, unendlich zu Statten. Ohne Zweifel mußte man vor allen Dingen stark genug sein, um dieselbe zu behaupten. Die Erfahrung hatte gezeigt, was aus dem Mangel an kräftigen und widerstandsfähigen Staatsbildungen für Deutschland erfolgt war. Wenn es nun einmal zwei entgegengesetzte religiöse Prinzipien im Reiche geben sollte, so mußten sie einander auch das Gleichgewicht halten können, damit nicht immer der eine oder der andere Theil gegen jede ihm drohende Gefahr sich nach fremder Hülfe umzusehen brauchte.

Früher hatte man es mit Bündnissen versucht, aber sie waren immer zersprengt worden, oder an innerem Zwiespalt gescheitert. Welch ein Vortheil für den deutschen Protestantismus, wenn nun eine Macht entstand, die aus eigener Kraft sich zu vertheidigen, und gegen fremdartige Welteinwirkungen zur Wehre zu setzen vermochte.

Doch bestand nicht darin allein das Erforderliche; man konnte sogar sagen, daß Schweden das religiöse Prinzip allezeit in Schutz nehmen werde. Aber war dies alsdann auch der deutsche Gedanke des Protestantismus, der niemals von Kaiser und Reich abgelassen? Wurde dadurch nicht einer dem Wesen nach fremdartigen Staatsrücksicht ein überaus nachtheiliger Einfluß auf die innersten Beziehungen des deutschen Gemeinwesens gestattet? Im Kriege waren den beiden Mächten, die durch denselben

ins Reich geführt worden, schon ansehnliche Abtretungen zugefallen, in Folge unerträglicher Gewaltthaten; mußte man nicht darauf denken, das Verlorene wiederzugewinnen? Das Ansehen des deutschen Namens mußte gegen sie aufrecht erhalten oder vielmehr erst hergestellt werden. So gesellte sich dem Interesse des Landesfürstenthums und der Religion ein gemeindeutsches hinzu, welches die Schärfe des ersteren milderte. Wie die Verfassung des deutschen Reiches damals geworden, so gestattete sie ein selbständiges Ergreifen und Verfolgen beider Gesichtspuncte: man mußte nur im Stande sein, es mit eigener Macht zu unternehmen.

Dazu aber gehörte für Brandenburg vor allem andern, daß die vereinigten Landschaften nicht mehr von fremden Gewalten abhingen, wie das in so hohem Grade der Fall war, so lange das Herzogthum Preußen eine Provinz von Polen ausmachte.

Als die noch nicht durch große Unfälle gezügelten Schweden im Jahre 1654 den nur unterbrochenen Krieg gegen die Krone Polen wieder aufnahmen, Anfangs mit unwiderstehlichem Erfolg, gerieth Friedrich Wilhelm dort im Osten in eine Lage wie die, worin er ein Jahrzehend vorher in Deutschland gewesen.

Es würde uns zu tief in entlegene Verwickelungen führen, wollten wir die Politik erörtern, die er in jedem Moment dieser wechselvollen Ereignisse einhielt; — wie er Anfangs eine neutrale Stellung behaupten zu können

gedachte, dann sich genöthigt sah, mit den Schweden sogar gemeinschaftliche Sache zu machen, hierauf wieder von dieser Bundesgenossenschaft abwich, und mit dem Könige von Polen Vertrag einging. Das Wichtigste ist, daß er in diesen Kämpfen sich eine Armee bildete, die dem brandenburgischen Namen nach so langem Verfall der ursprünglichen Streitfertigkeit durch große Kriegsthaten wieder einmal Ansehen verschaffte, und daß er die drückende Unterordnung auflöste, in der er sich zur Krone Polen befand. Was die Schweden bewilligt, konnten auch die Polen nicht verweigern, als er zu ihnen zurücktrat. Bei einer feierlichen Zusammenkunft zu Bromberg, im November 1657, unter freiem Himmel beschworen König und Churfürst den Vertrag, durch welchen das Herzogthum Preußen seiner bisherigen Lehnsverbindung entlassen, und für souverän erklärt wurde. [1] Die späteren Kriegserfolge und die Friedensschlüsse von 1660 gaben der neuerworbenen Unabhängigkeit Bestätigung und anerkannte Gewähr. Es ward möglich eine Politik zu verfolgen, die nicht mehr jeden Augenblick durch auferlegte fremdartige Rücksichten in Verwirrung gerieth.

Dann konnte man schon eher daran denken, ein Staatswesen auszubilden, wie es durch das allgemeine Verhältniß gefordert ward.

1. Pactis sub nudo aethere utrinque jurejurando firmatis. Pufendorf Carolus Gustavus IV, 31, ein Buch das neben desselben Verfassers Fridericus Wilhelmus auch für die brandenburgischen Dinge nicht ganz zu vernachläßigen ist.

Die durch die Dynastie vereinten Völkerschaften boten in so fern eine gute Grundlage dazu dar, als sie fast durchaus norddeutschen Ursprungs und protestantischen Glaubens waren, Menschen von einfachen, starken und bildsamen Geist: allein geographisch hingen sie wenig zusammen, durch den Krieg waren sie in ihrem Wohlstand tief heruntergebracht, sie hatten Verfassungen und hielten darüber, durch welche sie der höchsten Gewalt Fesseln anlegten, und ihre Trennung unter einander zu behaupten suchten; die drei vornehmsten Länder, Cleve Preußen und die Mark, stießen eins das andere durch Indigenatsrechte ab, kraft deren nur die Eingebornen der Provinz zu den Ämtern in derselben gelangen sollten; sie lebten lediglich in provinciellen Ideen: ihre Verbindung unter Einer Regierung reichte noch lange nicht hin, sie zu einem Staate zu vereinigen.

Nun sind dies überhaupt die Zeiten, in welchen die ständischen Vorrechte in Europa in Nachtheil geriethen: wo die unumschränkte Monarchie in Dänemark durch feierlichen Landesbeschluß eingeführt, in Schweden durch einen König der seine Thätigkeit einmal auch nach dem Innern wandte befördert wurde, Ludwig XIV nach den Unruhen der Fronde ein von Parlamenten und Prinzen unabhängiges Regiment errichtete, in England das restaurirte Königthum lange Zeit in glücklichem Fortgang begriffen war. Friedrich Wilhelm ward durch seine Stellung genöthigt, und durch die sich bildende öffentliche Meinung des Jahr-

hunderts angetrieben, einen ähnlichen Kampf zu unternehmen; das Fürstenthum nach dem Begriff, der ihm davon beiwohnte, zu entwickeln. [1]

Im Herzogthum Preußen war derselbe am unvermeidlichsten, und von sehr ernster Natur.

Dort war die Beschränkung der fürstlichen Macht bisher am weitesten gegangen. Der Kanzler durfte den Verordnungen des Herzogs das Siegel verweigern; die Oberräthe verwalteten den Haushalt und die Domänen desselben; der Landtag, zu dem die Abgeordneten mit Anweisung von ihren Kreisen versehen wurden, entschied in allen wichtigen Angelegenheiten; man darf sagen Preußen bildete nicht viel weniger eine Republik, als Polen, nur mit dem Unterschied, daß dieser Krone selbst dabei der größte Einfluß gestattet war. Der König von Polen maßte sich das Recht an, mißbeliebige Verordnungen zu vernichten; trug der Fürst Bedenken, so befahl der König; er setzte eine Frist, innerhalb welcher derselbe die erledigten Stellen nach den ihm gemachten Vorschlägen wieder besetzt haben müsse.

Man beurtheilt wohl das Verfahren des Churfürsten nicht richtig, wenn man darin einen Angriff auf diese Verfassung erblickt, es entweder tadelt, als wohlerworbenen Rechten entgegenlaufend, oder auch vertheidigt, weil

1. Als er die Privilegien von Magdeburg bestätigte, so geschah es mit dem Zusatz: in wie fern solche seiner erbfürstlichen Hoheit nicht entgegen sein würden. Diese hielt er für primitiv. Urkunde bei Dreihaupt: Saalkreis I, 473.

das allgemeine Wohl sonst nicht habe gedeihen können; die Sache ist: diese alte Verfassung bestand schon nicht mehr: sie beruhte auf der Einwirkung des Königs von Polen, welche durch den Vertrag von Welau und den Schwur von Bromberg aufgehoben worden. — Die Frage betraf vielmehr die Errichtung einer neuen Verfassung auf den Trümmern der alten.

Und da suchten nun die Stände den Rückhalt, den sie am König verloren, durch neue Bedingungen, die sie dem Churfürsten auflegen wollten, zu ersetzen. Fast wie jene Aragonesen, und die Ungarn nach der Handfeste des König Andreas, waren sie der Meinung, er solle sie regieren, so lange er diese Bedingungen halte, aber nicht, wenn nicht. Sie forderten: vor jedem Landtag solle die Verwaltung untersucht werden; wenn sich finde, daß ihre Privilegien verletzt worden, so wollten sie ihres Eides entbunden sein.

Friedrich Wilhelm hatte keinen Begriff von einer Regierung dieser Art. Er schlug den Ständen eine Verfassung vor, bei der er ihnen sehr bedeutende Rechte, unter andren Mitaufsicht auf die Steuern bewilligte; aber dabei blieb er immer [1], daß er die Macht behalten müsse

1. „Und weiß man wohl, daß sie sich Dinge gegen meine Vorfahren angemaßt und vorgenommen, welche in ihren Freiheiten nicht begriffen sein; daß ich alles gern klärlich gesetzt haben will ist die Ursach, daß ich meinen Kindern keine Schwierigkeiten nach meinem Tode verlassen möchte.“ Hinterließe er unmündige Kinder, so würden sie denen nicht huldigen wollen. Schreiben an Schwerin 1662. 27. Febr. —

zu thun was einem löblichen Fürsten zu thun gebühre.[1] Er wollte es vor allem zu festen Formen bringen.

Es kam hierüber zu dem heftigsten Gegensatz. Die Stände suchten ihre alte Verbindung mit dem Hofe von Polen zu erneuern, und es scheint fast als habe sich auch hier ein gewisses Gelüste danach geregt; der Schöppenmeister Rhode, der sich in Königsberg zu dem Ansehen eines herrschenden Volksführers erhoben, dem Niemand zu widersprechen wagte, schlug einen Bund vor zur Wiederherstellung des glücklichen Zustandes, in welchem Preußen unter Polen gewesen, und ward seinerseits der königlichen Gnade versichert.[2] Churfürstliche Kriegsmannschaften besetzten die Landstraßen, um die Verbindung zwischen Königsberg und Warschau zu unterbrechen: dagegen zog die Stadt ihre Kanonen auf die kneiphöfischen Wälle. Als der Churfürst den Entschluß faßte, sich selbst in die Mitte dieser Unruhen zu begeben, ward seiner Familie nicht wohl zu Muth: wir sehen aus ihren Briefen, daß sie ihn Gott

1. Das beliebteste Handbuch deutscher Politik war damals Seckendorfs Fürstenstaat, worin es zwar für die Pflicht des Fürsten erklärt wird, seine Unterthanen als freigeborne Leute zu behandeln, seine Stände zu hören, die mit ihnen geschlossenen Abschiede und Verträge zu beobachten, die landesfürstliche Hoheit aber doch schon überwiegend erscheint. Der Zweck der Regierung wird in die Behauptung des gemeinen Nutzens und Wohlstandes in geistlichen und weltlichen Sachen gesetzt; dem Fürsten wird die richterliche und selbst die gesetzgebende Gewalt beigelegt; er muß die Kräfte haben, seine Regierung über Land und Leute nutzbarlich spüren zu lassen; er hat die Mittel zu gebrauchen, wodurch ungehorsame Unterthanen, auswärtige Feinde, und alle die Gewalt üben, zurückgedrängt werden können. (II, §. 1. §. 4. Erste Ausgabe des Buches 1656.)

2. Urkunden bei Baczko Geschichte Preußens V, 682.

und seinen Engeln empfehlen, damit nichts Böses über ihn beschlossen werde.[1] Auch fand er den hartnäckigsten Widerstand; nur durch ein entschlossenes Ergreifen des günstigen Augenblicks konnte er den Schöppenmeister in seine Hände bringen; man hat ihm wohl gesagt, wenn man hundert Beschwerden habe, und er stelle deren neunundneunzig ab, so werde man ihm um der hundertsten willen den Eid versagen. „Ich thue hier nichts," ruft er einmal aus, „als daß ich mich in mir selber ereifere: Gott helfe mir von den Leuten die keine Gründe hören."[2]

Allmählig aber machten sich diese doch geltend. Viel zu weit waren die Stände gegangen: sie lehnten sich nicht sowohl gegen ihren Fürsten, als gegen ein historisches Ereigniß auf, das sich nun einmal im Conflicte der europäischen Kräfte vollzogen, und welches rückgängig zu machen sie nicht im entferntesten fähig waren. Endlich entschlossen sie sich doch, die wichtigsten Fragen zu erledigen, ohne Rücksicht auf Polen: es ward eine Abkunft getroffen, bei welcher fürstliche und ständische Rechte in eine Art von Gleichgewicht kamen: Friedrich Wilhelm fand sie jenen sogar noch vortheilhafter, als sein ursprünglicher Antrag gewesen.[3] Am 16 October 1663 leisteten ihm die

1. Schreiben der Landgräfin Hedwig-Sophie vom 10 Septbr. 1662 bei Orlich Friedrich Wilhelm 1836. Anh. S. 93.

2. Vgl. die Schreiben des Statthalters bei Orlich: Geschichte Preußens im siebzehnten Jahrhundert. 1838. I. S. 329 f.

3. 16 Mai: An Schwerin. Hätten die Stände bei der Regimentsverfassung (die er vorgeschlagen) mehr erhalten, als jetzo bei dem Landtagsabschied. Ich danke dem Höchsten daß es jetzo so weit damit gekommen: der wolle mir ferners beistehen.

Stände die Huldigung, als ihrem einigen, wahren, unmittelbaren Oberherrn.

Ein für die brandenburgischen und für die deutschen Angelegenheiten überhaupt unendlich wichtiger Tag. Die geschlossenen Verträge wurden nunmehr erst eine Wahrheit; der polnische Einfluß hörte auf; es war die entscheidende Gegenwirkung gegen die im funfzehnten Jahrhundert an Polen erlittenen Verluste.

Doch war damit noch nicht der preußische Staat gestiftet. Ein bloßes Aneinanderfügen der verschiedenen Landschaften, auch mit einiger Lebensfähigkeit der fürstlichen Gewalt, hätte ihn überhaupt nicht zu Stande gebracht. Der Antrieb, etwas Neues zu bilden, lag in Verhältnissen, die den Provinzen in ihrer Besonderheit unverständlich blieben, in dem unbedingten Gebote der Politik, etwas für sich zu bedeuten, auf eigener Kraft zu beruhen. Wir sahen, wie dringend dies für Religion und Staat, für das deutsche Reich und das System von Europa war, doch hatte eigentlich nur der Fürst ein deutliches Bewußtsein davon, dem die allgemeine Sache zugleich als die eigene persönliche erschien.

Alles ging von dem militärischen Gesichtspunct aus. Zwischen den kriegsbereiten Mächten, die sich auf allen Seiten wetteifernd erhoben, mußte auch Brandenburg gerüstet sein. Einsichtige Zeitgenossen rühmen das wie sie sagen heroische Unterfangen des Churfürsten, ein stehendes Heer zu errichten, als das einzige Mittel, das deutsche Reich vor der furchtbaren Gewalt der Benachbarten

zu schützen. Es war eine Sache nicht der Willkühr und des Ehrgeizes, sondern der Nothwendigkeit. Man mußte nur die Mittel finden, ein solches Heer aufzustellen und zu erhalten, ohne das Land zu erdrücken. [1]

Diese durch freiwilliges Einverständniß den verschiedenen Ständen abzugewinnen, ist ein Gedanke, der in jenen Zeiten noch nicht gefaßt werden konnte, und bei dem Vorwalten der provinciellen Begriffe ganz unausführbar gewesen wäre. Man konnte zunächst nur daran denken, die vornehmste und noch immer ergebenste dieser Landschaften, die Kurmark, zu einer entsprechenden Bewilligung zu vermögen.

Wir haben diesen Versuch, von dem so viel abhing, ein wenig näher zu betrachten.

Man muß den märkischen Ständen zugestehen, daß sie ihren Fürsten bisher nach Kräften unterstützt hatten, namentlich bei der Wiedereinlösung der verpfändeten Domänen; ein Antrag der angedeuteten Art aber, der ihnen in einem Augenblick geschah, als sie des geschlossenen Friedens froh zu werden gehofft, im Jahre 1661,

1. Ausschreiben vom 14. October 1661. Wie dann die bisher geübte collectandi ratio fast gehäßig und viele Leute durch den bloßen Namen der Contribution in unserm Lande sich zu setzen abgehalten werden, auch große Streitigkeiten wegen Prägravation — sonderlich zwischen den Städten vorgehn, und dagegen doch in andern Orten fast eben so viel ja mehr gesteuert wird, nur daß es nicht durch dergleichen Collecten sondern durch andere Mittel geschieht und dieselben in gutem Stande nicht allein verbleiben, sondern von Tage zu Tage an Volk und Reichthum zunehmen. (Manuscr. der Königl. Bibliothek.)

war ihnen im tiefsten Herzen zuwider. Sie riefen das Beispiel von Schwedisch-Pommern an, wo die auswärtige Macht, der das Land habe überlassen werden müssen, das harte Joch doch erleichtere. Sie forderten den Fürsten auf, seinen Kriegsstaat aufzulösen, alle Regimenter, auch die Stäbe und Primaplana's zu entlassen, an keine weitere Anschaffung von Geschütz zu denken, die Truppen, die etwa zur Bewachung der Landesbefestigungen erforderlich seien, wieder auf Compagnien zurückzuführen. [1]

Friedrich Wilhelm versetzte: er habe nun einmal die Behauptung seines Landes und Staates in die Waffen gesetzt, er wolle und müsse in Kriegsbereitschaft bleiben, denn von allen Seiten drohe ihm Gefahr; ohne Sicherheit des Landes sei an keine Wohlfahrt desselben zu denken.

Der entschiedene Wille des Fürsten, seine Ungnade, die sie durch die anzüglichen Ausdrücke ihrer Eingabe verschuldet zu haben später sich selbst anklagten, die Erinnerung an die ihnen durch die Reichsabschiede auferlegte Pflicht bewogen die Stände, die Summe zu bewilligen, bei welcher er zuletzt stehen geblieben, 20000 Thlr. des Monats, und sie sofort in der bisherigen Form der Contribution umzulegen.

1. Exceptionsschrift vom 27 Novbr. In den Niederlanden habe man diese Mittel externis necessitatibus tempore belli ergriffen; hier aber wolle man sie in statu pacato den Ständen gegen ihre Privilegien obtrudiren, jeder Stand verharre am besten bei seinem jus quaesitum. — In den circulis des h. Reichs auch bei den großen Reichs- und Ansastädten sey ein solcher modus contribuendi unerhört: er werde von den Juristen gemißbilligt. (Ibid.)

So gering diese Summe auch scheinen mag, so drückend war sie doch damals; sie ward es doppelt durch die Form ihrer Beitreibung in dem erschöpften Lande.

Einen überaus betrübenden Eindruck macht eine Tabelle aus dem siebzehnten Jahrhundert, in der die Häuserzahl welche die märkischen Städte bei guter alter Zeit gehabt, mit der zusammengestellt wird, die sich nach den Stürmen des dreißigjährigen Krieges noch fand. In vielen waren die Hälfte, in andern zwei Drittheile, in einigen fünf Sechstheile der Häuser zu Grunde gegangen. Berlin hatte keine Vorstädte mehr und innerhalb seiner Wälle wenigstens ein Viertheil der Häuser weniger; es zählte nur 300 Bürger.

Und diese Städte nun wurden von der Contribution betroffen, die auf die bürgerlichen Grundstücke, besonders auf die Häuser gelegt ward. Die Auflage war nicht allein drückend, sondern sie hinderte jede Verbesserung. Wer sollte sich anbauen bei noch mangelndem Erwerb, mit der Gewißheit, daß ihn eine Steuer dieser Art treffen werde. Unaufhörlich sah man den Executionswagen mit den den Säumigen abgepfändeten Habseligkeiten durch die Straßen fahren.

Als sich die Deputirten der Landstände im Januar 1667 wieder versammelten, stellte sich heraus, daß man einem völligen Ruin entgegengehe, wenn man hierin keinen Einhalt thue. Der Churfürst kann nicht genug ausdrücken, mit wie jammervollen Wehklagen er täglich und

stündlich überlaufen werde.[1] Allein, fügt er hinzu, nachlassen könne er von seiner Forderung nichts; glücklich genug, wenn er nur nicht mehr verlangen müsse; er sehe keinen Ausweg, als es mit einer andern Steuer zu versuchen.

Schon öfters hatte er dies angekündigt, und nach dem Muster der vereinigten Niederlande eine Verbrauchssteuer in Vorschlag gebracht; auch war wohl ein und der andere Versuch, eine solche einzurichten, gemacht worden, jedoch nur in sehr beschränktem Sinn und Umfang, und daher ohne durchgreifenden Nutzen; jetzt aber erneuerte der Fürst den Vorschlag auf das ernstlichste. Sein Gesichtspunct war, daß die Grundstücke der ihnen unerträglich fallenden Bürden erledigt, und dagegen jeder Einwohner, gleichviel ob er ein Haus besitze oder nicht, den Schutz den er genieße durch einen Beitrag zu den allgemeinen Lasten vergüten solle.

Es gelang ihm jedoch auch diesmal nicht, bei dem Adel des Landes durchzudringen.

Die erste Entschuldigung der Deputirten, daß sie über eine Sache nicht berathschlagen könnten, über die sie nicht instruirt seien, da derselben in dem Einberufungsschreiben keine Erwähnung geschehen, erwiederte er mit der Anweisung, in ihre Kreise zurückzukehren, und sich die man-

1. „Winseln und jammerlichen Klagden“: Proposition vom 26 Jan. 1667. Eine Klage der Frankfurter beschwert sich z. B. über die 1150 Thlr. monatliche Contribution die ihnen aufliegen, mancher zahle 20 bis 30 Thlr.; man lasse seinen Kindern nichts als baufällige beschwerte Häuser und eine unsägliche Menge eingelöster Contributionszettel.

gelnden Instructionen einzuholen.[1] Aber die Berathungen, die hierauf in den Kreisen gepflogen wurden, hatten auch diesmal kein günstiges Ergebniß. Prälaten, Grafen und Ritterschaft von diesseit und jenseit der Oder und der Elbe bestärkten sich bei ihren Zusammenkünften nur in ihrem Widerwillen gegen die Neuerung. Als die Deputirten zurückkamen brachten sie die Erklärung mit, daß die allgemeine Einführung einer solchen Steuer dem Adel unthunlich scheine, der alsdann von seinen Vorrechten nichts als den bloßen Namen übrig behalten werde.[2] Sie erinnerten an die Verdienste, welche sie sich um das Fürstenthum und dessen Macht erworben; der Churfürst, meinten sie, werde einen Stand, aus dem ihm so viel hohe Minister und tapfere Generale entsprungen, nicht den Bürgern und Bauern gleich machen; eben darin bestehe der Ruhm seiner Regierung, daß er alte Rechte zu schonen wisse.

Dagegen waren die Städte, von denen die Mehrzahl schon immer auf Seiten des Churfürsten gewesen, jetzt sämmtlich für seinen Vorschlag. Wo die Magistrate zö-

1. 6 Februar 1667 an die Altmärkische und Priegnitzische — Mittelukermärkische und Ruppinsche — Neumärkische Ritterschaft und Städte. Die Altmärkischen und Priegnitzischen Städte waren auf Seiten des Adels.

2. In toga et sago. Sie behaupten die Ritterschaft sei nicht so eximirt wie es scheine; sie müsse den Bauern Remissionen zugestehen, sonst würden diese nicht auf ihrer Hufe bleiben; was von ihnen einkomme, gehe meistens zur Erbauung der Häuser, Beschaffung des nöthigen Viehes wieder auf; zuweilen habe man schon die Ritterhöfe selbst belegt, sie müssen den Roßdienst prästiren; kaum können sie sich erhalten und ihre Kinder in adligen Tugenden und guten Künsten aufziehen. 24 März 1667.

gerten, erklärten sich die Gilden, die Bürgerschaften selbst nicht ohne tumultuarische Aufwallung dafür, und rissen endlich jene mit sich fort. Die städtischen Abgeordneten bezeichneten die Absicht des Fürsten als eine Eingebung Gottes; sie flehen ihn als ihren liebsten Landesvater an, so viel tausend nach Linderung seufzende Seelen in Städten und Dörfern zu erhören, und die Verbrauchssteuer statt der Contribution ganz allgemein im Lande einzuführen.[1]

Einer der wichtigsten Momente für die gesammte Landesverfassung. An und für sich könnte man den Vorschlägen des Churfürsten nicht nachsagen, daß sie das Ansehen der Stände als solcher bedroht hätten. Sie waren sogar von dem Beispiel einer Republik hergenommen, von den Niederlanden, wo ebenfalls die Besoldung einer zahlreichen stehenden Armee auf den Ertrag der indirecten Abgabe, einer Consumtionsaccise gegründet war. Hätte die Ritterschaft sich in das Nothwendige gefunden, und die Veränderung der Steuer bewilligt, so würde sie auch auf die Verwaltung derselben großen Einfluß gewonnen, und die Bewilligung für die Zukunft in ihren Händen behalten haben. Die ständische Verfassung hätte sich auch hier über das blos Locale zu einer in die allge-

1. Eingaben vom 23 und 28 März 1667. Christen sollten mit Hintansetzung des strengen Rechten den agonisirenden Nebenchristen zu Hülfe kommen: die Auflage sei sowohl Gottes Wort als der Natur gemäß, „als welche eine gemeine Last gemein und mit gesamter Hülfe zu tragen anweiset“; keine Befreiung könne das Gesetz der gemeinen Wohlfahrt überwägen. Übrigens erklärten wohl die Gilden „sie würden den Executoribus die Hälse brechen“.

meinen Angelegenheiten eingreifenden Thätigkeit erheben können.

So groß nun war die Macht des Churfürsten mit nichten, daß er es hätte wagen dürfen, nach dem Wunsche der Städte die Steuer für Stadt und Land auszuschreiben ohne Bewilligung der Ritterschaft; es schien sogar einen Augenblick, als wolle er dieselbe ganz aufgeben, und schon war ein Edict entworfen, nach welchem das Heil der Städte durch eine bessere Vertheilung der Contribution herbeigeführt werden sollte; worüber sich sofort Mißvergnügen und böse Nachrede in dem Lande erhob, gleich als habe sich der Fürst von dem Adel gegen das allgemeine Beste einnehmen lassen.[1] In diesem Augenblick aber war Friedrich Wilhelm schon entschlossen: er schlug den einzigen Weg ein, welchen ihm die Landesverfassung offen ließ; er bewilligte den Städten allein die Einführung der Steuer die sie forderten.

Das ward besonders dadurch möglich, daß Ritterschaft und Städte schon seit langer Zeit zwei von einander gesonderte finanzielle Körperschaften bildeten, mit fester Quotisation, die als die Grundfeste der ganzen Verfassung galt. Der Widerspruch der Ritterschaft, der nicht ausblieb, verlor dadurch seine Kraft. Von den beiden Körperschaften hatte keine das Recht, sich in die Art und

1. Städte am 11 April: er sei von seiner gleichsam inspirirten Intention unglücklicherweise divertirt. — Am 15 erklärt der Churfürst seinen Willen für die Accise.

Weise zu mischen, wie die andere ihre Verpflichtung erfüllen wollte.

Im April 1667 ward nun den Städten freigestellt, die Accise einzuführen, oder die bisherige Steuer beizubehalten; wobei die Regierung sich jedoch vorbehielt, wenn die Quote der Contribution nicht aufkomme, das Fehlende auf eine andere Weise einzubringen. Den ersten, noch zaghaften Versuch machte man in Berlin; der Erfolg übertraf die Erwartung bei weitem. Im Spätjahr 1667 erklärten Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft der Residenzien, schon habe vielen armen Contributionspflichtigen geholfen werden können; mit ihrer Theilnahme ward die neue Steuer weiter ausgeführt und fester eingerichtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten zuerst Frankfurt, Prenzlau, Brandenburg, später alle anderen nach.

Und niemals erwies sich eine neue Steuer den Verhältnissen angemessener, vortheilhafter.

Man konnte es wieder wagen, neue Häuser zu bauen, da man die unerschwingliche Auflage davon nicht mehr zu entrichten brauchte. Schon im Jahre 1671 meldet ein gelehrter Bürgermeister von Berlin, daß daselbst binnen zwei Jahren über anderthalbhundert Häuser wieder hergestellt, und viele andere neu aufgerichtet worden seien. [1]

1. Michael Zarlang: profligatus fuit exitialis ille hactenus observatus modus collectandi secundum aedium et mansionum annuum tributum, — unde consumptibilium vulgo accise modus magno civium — commodo introductus est. Inde hoc biennio praeterito et quod excurrit supra 150 aedificia ex ruinis reparata partim, pars etiam non contemnenda de novo exstructa — — Der

In späteren Edicten rühmt der Churfürst, wie sehr dies überall der Fall gewesen sei; binnen wenigen Jahren kamen die Städte in einen ganz anderen, gedeihlicheren Zustand, von dem man sich wieder etwas versprechen konnte. Die zur Erhaltung der Truppen angesetzte Geldsumme ward nicht allein aufgebracht, sondern übertroffen.

Dieser glückliche Erfolg veranlaßte dann und erleichterte, daß die Steuer nach und nach in anderen Provinzen eingeführt werden konnte. Wenn man sich den Druck des vorangegangenen Zustandes vergegenwärtigt, so begreift man, daß in der Einführung der Accise eine Erleichterung lag. Aus den benachbarten Gebieten, wo man sich nicht so rasch zu der Veränderung entschloß, zogen die Einwohner gern und in ansehnlicher Zahl in das Brandenburgische herüber.

Hieraus entsprang nun aber eine vollkommene Umwandlung der Verfassung.

Auf einem Convocationstag des Jahres 1683 sind die Rechte der Stände nochmals zur Sprache gekommen. Merkwürdig: sie haben damals nicht ein eigentliches Steuerbewilligungsrecht, sondern nur eine berathende Stimme bei der Einführung neuer Steuern gefordert.[1] Die Regierung

Rath fügt hinzu: fast alle wüste Stellen, deren über 150 gewesen, seien bebaut, die alten Häuser reparirt und ein Gedränge um Häuser zu kaufen verspüret worden. Nachrichten die man im August 1671 in dem Thurmknopf der Nicolaikirche niederlegte und die doch recht erwünscht sind. Küster A. u. N. Berlin I, 275. 292.

1. In dem Memorial vom 29 Mai 1683 (Manuscr. der Königl. Bibliothek) beziehen sie sich auf die per recessus et pacta conventa

war weit entfernt, es ihnen streitig zu machen: wenn sie zuletzt ein paar Mal keine Rücksicht darauf genommen habe, so entschuldigte sie das mit der dringenden Noth, vor der zu Zeiten Recesse und Rechte zurückweichen müssen; — allein eine andere Schwierigkeit lag in dem inneren Zustande der ständischen Körperschaft. Zu dem erwähnten Tage waren auch die Städte beschieden worden und erschienen. Allein schon fand sich ihr Interesse mit dem der Ritterschaft in vollem Widerspruch. Sie forderten z. B. vor allem die Ausführung der churfürstlichen Edicte, nach welchen das Brauen und Branntweinbrennen auf dem Lande abgeschafft, und die Krüge in die Städte verlegt werden sollten. Wie sehr lief dies dem Vortheil der Ritterschaft entgegen, die bisher nicht allein Dörfer, sondern auch manche Städte mit ihrem Getränk versehen hatte. Ehe noch das Mindeste zur Schlichtung dieser oder anderer Streitigkeiten geschehen, denn noch mehrere kamen zur Sprache, reisten die ritterschaftlichen Deputirten ab, ohne den städtischen auch nur Nachricht davon gegeben zu haben. [1] — Wie wäre bei einer Spaltung solcher Art noch eine Berathung mit der Corporation der Stände möglich gewesen?

als Grundgesetze zwischen Haupt und Gliedern geschehenen vielfältigen Versicherungen, „daß Extraordinärauflagen sonder vorhergegangener Consultation mit den Ständen, ob solche zuträglich oder nicht, nicht sollten eingeführt werden“; sie würden dadurch ihres Characters als Stände gleichsam entsetzt, bitten, „daß man ihnen das Votum consultativum in Auflegung neuer und ungewöhnlicher Steuern nicht entziehe“.

1. Die Städte klagen daß sie mit Versäumung des publici und privati aufgehalten worden: zuletzt haben sie mit Bestürzung erfahren, „wie die Herren Deputati der Ritterschaft nobis insciis davon gereist“. Auszug bei Orlich Gesch. des pr. Staates I, 456.

Wir wollen über den Gang dieser Dinge Niemand anklagen.

Wohl hätten sich die Ritterschaften entschließen sollen, das unbedingt Erforderliche zu bewilligen: aber man kann sie damit entschuldigen, daß die Einsicht in die Bedürfnisse jenseit ihres Gesichtskreises lag, da sie mehr aus der allgemeinen Stellung des Fürsten in der Welt, als aus ihrer provinciellen Lage entsprangen.

Nothwendig aber geschah nun auch, daß der Adel blos noch eine landschaftliche Bedeutung, Gerechtsame hauptsächlich nur in Bezug auf seine eigenen Angelegenheiten behielt. Die Contribution vom platten Lande ward im Jahre 1686 bestimmt wie sie im Allgemeinen geblieben: nur sind von Zeit zu Zeit, namentlich unter der nächsten Regierung, noch einige Aufschläge übernommen worden. Die Ritterschaft war keineswegs machtlos, aber bewegte sich doch nur in sehr bestimmt gezogenen Schranken, auf die Gesammtheit der Staatsverwaltung hatte sie den alten gesetzlichen Einfluß nicht mehr.

Auch die Städte aber konnten auf einen solchen keinen Anspruch machen. Die Veränderung der Steuer hatten sie nicht etwa in ständischen Berathungen der Ritterschaft abgewonnen: sie verdankten sie dem Worte des Fürsten, der ihnen nun auch die Möglichkeit einer fruchtbaren Durchführung verschaffen mußte. Sein Entschluß hatte die Sache festgesetzt, sein Arm hielt darüber. Zur Ausführung und Verwaltung bediente er sich seiner Beamten

die dann überall sehr tief eingriffen und litt nicht, daß ihnen Widerstand geleistet wurde. [1]

Dagegen gelangte die fürstliche Gewalt in unmittelbaren Besitz der allgemeinen Regierung. Wer wollte ihre Bedürfnisse bemessen, oder mit ihr Abrechnung halten?

Nicht als ob sie unumschränkt geworden wäre: durch das Ansehen, welches der Ritterstand behauptete, waren ihr für einen guten Theil ihrer Landsassen und Unterthanen die Hände gebunden: aber ein großes Gebiet behielt sie doch frei. Da setzte ihr eigentlich nur die Ertragsfähigkeit des Landes Schranken, und sie ward auf das Bestreben hingewiesen, dieselbe so viel möglich zu erhöhen. Sie bekam einen populären und administrativen, nationalökonomischen Charakter. Sie würde sich selbst vernichtet haben, hätte sie blos darauf denken wollen, Geld zusammenzubringen; sie mußte erfinderisch werden, das allgemeine Wohl zu befördern, nur um ihre eigensten Zwecke erreichen zu können.

Das entsprach nun auch ganz den Ideen, in denen Friedrich Wilhelm lebte. Er hielt dafür, daß es Regierungsrechte gäbe, die der Fürst nie in die Hände der Stände gerathen lassen müsse, von denen nur ihr eigener Vortheil gesucht werde. Er war sehr einverstanden damit, daß der Adel auf seine besonderen Angelegenheiten beschränkt wurde; aber auch die Magistrate der Städte

1. In der Resolution auf städtische Klagen im Jahr 1683 heißt es „daß aller Orten wo fremde Einnehmer, die Einnahme accurater respicirt werde, als in denen wo die Receptores eigne Güter haben.“

mußten zwischen eigentlich städtischen Gefällen und dem Regal unterscheiden lernen; selbst in Hinsicht der ersteren beabsichtigte er ihre Verwaltung zu prüfen und ihre Vorrechte zu beschränken. Wenn er gern mit Ausländern, oder mit Gelehrten, die er häufig in die ersten Stellen zog, regirt hat, so geschah dies ohne Zweifel auch darum, um keine besondere Standesrücksicht Einfluß auf seine Regierung gewinnen zu lassen. [1] Er wenigstens hatte allezeit das allgemeine Emporkommen im Auge. Er hat zwar gesagt, er habe die Behauptung seines Staates in die Waffen gesetzt; er hat die Regimenter gestiftet, welche die Grundlage der preußischen Armee geworden sind, und die Kriegsgesetze geschrieben, die alsdann nur weiter ausgebildet zu werden brauchten; aber er hat auch den Canal gegraben, der seinen Namen trägt: welch ein Vergnügen machte es ihm, nachdem er auf dem Boden desselben sein Mahl gehalten, die Schleusen öffnen und die Gewässer hineinströmen zu lassen, welche Oder und Elbe verbinden sollten; bald sah man Breslauer und Hamburger Fahrzeuge [2] einander in Berlin begegnen; —

1. Einen von ihnen, Paul von Fuchs, lassen die Todtengespräche 80 Entrevue 1724 S. 1171 sagen: „die Wohlfahrt meines großmächtigsten Oberhauptes urtheilete ich mit der Wohlfahrt seiner Unterthanen so unzertrennlich verbunden zu sein, daß ohne Nachtheil aller beider keine von der anderen abgesondert, noch weniger die eine mit Abbruch der anderen geschaffet werden könne. Jene sei nur der Mittelpunct, zu welchem alle Rathschläge wie die Linien in einem Cirkel sich strecken, — diese hingegen der Umkreis ꝛc. Wahrscheinlich Übersetzung eines lateinischen Originals, das ich nicht sah.

2. Sam. Grosser: gaudent Hamburgi commercia viarum, quibus navigia — merces Berolinum deferunt opportunis flexibus.

seine Hofpost verband Memel mit Cleve, und nachdem er sie einmal seinem Bedürfniß gemäß in Stand gesetzt, ließ er sich durch keine Einsprüche der Taxis in ihrer Handhabung stören; — für sein Spinn= und Linnenland, wie er die Grafschaft Mark nannte, hat er die Legge zu Bielefeld gegründet, zur Aufsicht über die Arbeit und Beförderung des Vertriebes; — für den Landbau wurden unter dem Einfluß seiner allseitigen Bemühungen neue Aussichten gefaßt.[1] — Vor allem trug er Sorge für die Erhaltung der Bauerschaften, und führte zu weiterem Anbau fleißige Colonisten herbei; jene Oldenländer nach der Wische, Holländer nach den Brüchen der Havel und der Warthe; so wie Franzosen in die wiederaufkommenden Städte.

Der allgemeinen Bildung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden scheinen ihn seine Kriegsgeschäfte mehr angetrieben als abgehalten zu haben: in Mitten der preußischen Gefahren hat er für seine westlichen Länder die Universität Duisburg gestiftet,[2] von seinem Feldlager in Jüt=

1. Joan Scarlet Agricultura Borussico Brandeburgica sucht für Ostpreußen nachzuweisen, „wie die Agriculat könne also eingerichtet werden, daß es den Commercien und der Navigatio höchst dienlich sein kann, und dadurch können auch nicht allein Sr. Churf. Durchl. Zollintraden, sondern auch ihre Intraden aus ihren Domänen und zwar nicht allein gedoppelt, sondern auch bald in infinitum vermehrt werden.“ Er fordert die Anwendung der Chemie auf den Landbau.

2. In seiner Abwesenheit vertrat ihn Johann Moritz von Nassau=Siegen, der alle Culturbestrebungen im Lande sehr wesentlich gefördert hat. Seyler: Leben und Thaten Friedrich Wilhelms S. 39.

land her die Anstellung des ersten Bibliothekars in Berlin verfügt. [1]

Ein Mann von natürlichster Einfachheit, der wenn er über den Markt geht wohl ein Paar Nachtigallen kauft die man feilbietet, denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben im Weinberg lesen, die jungen Karpfen im Teich fischen hilft, — bei dem allen aber hält er auf einen gewissen Glanz in der äußeren Erscheinung, schmückt sich gern mit dem Orden, der ihn von allen seinen Unterthanen unterscheidet [2], verschreibt für seine Gemahlin den köstlichsten Schmuck aus den Niederlanden oder aus Paris; er nimmt es beinahe übel, wenn ihn jemand an die Kosten erinnert, welche eine seiner Liebhabereien verursachen könne, denn er lebe nunmehr so, daß ihn Niemand nach seinen Aufwand fragen dürfe: hat er einmal herausgesagt, daß er etwas zu kaufen wünsche, so läßt er sich durch die Forderung nicht mehr davon zurückschrecken.

Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an seinen vertrautesten Rath Otto von Schwerin sind mir zu Gesichte gekommen. Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert; der Fürst wünscht z. B.

1. Wilken Geschichte der berliner Bibliothek S. 13.
2. Man sieht aus den Rechnungen wie oft er erneuert werden müssen. Riedel.

seinem Minister einen glückseligen guten Morgen, oder Gottes Beistand bei der bevorstehenden Entbindung seiner Frau Liebsten. Darum durfte dieser aber keine persönlichen Interessen in die Verhandlungen mischen: einmal wenigstens wird er ernstlich bedeutet, keine Affecten blicken zu lassen, wo er nur seine Meinung zu sagen habe.

Aus Friedrich Wilhelms starken, durch die Stimmung des Gemüthes in einem langen Leben ausgeprägten Gesichtszügen, wie seine Bildnisse zeigen und die welche ihn kannten versichern, leuchtete eine seltene Verbindung von Ernst und Wohlwollen hervor, Güte und Majestät.[1] Man dürfte nicht meinen, daß ihm diese Eigenschaften gleichsam angeboren gewesen wären. Er war vielmehr von Natur jähzornig, und Mancher hat seine aufbrausende Hitze empfinden müssen; wogegen ihm auch wieder eine gewisse Weichheit des Gemüths inne wohnte, die ihn für fremde Einflüsse zugänglich machte. Allein wie in der Jugend das Unglück, so hat ihn in den späteren Jahren die Schwierigkeit der Umstände, in welchen er sich befand, gebildet: der ununterbrochene Kampf mit überlegenen Weltkräften, die stete Gefahr der unabläßig hin und wieder wogenden europäischen Bewegungen. In deren Behandlung einer vorübergehenden Stimmung zu folgen, hätte in augenscheinliches Verderben geführt; hier war vielmehr

1. Pufendorf S. 1652. majestas venerationem provocare apta sed quam luculentae bonitatis stricturae temperabant, ut non minus amoris conciperes.

Ertragen und Warten, behutsame Vorsicht, Zurückdrängen der aufwallenden Gefühle vonnöthen; man mußte auf das sorgfältigste erwägen, nicht sowohl was man thun wolle, als was man thun könne. Schon Oxenstierna lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Churfürst in seiner Jugend den Sitzungen seines geheimen Raths beigewohnt, wie er sich sogar die Mühe gegeben habe, die verschiedenen Abstimmungen aufzuzeichnen. So fuhr er auch noch in den spätesten Lebensjahren in unverdrossener Arbeitsamkeit fort. Unter den empfindlichsten Gichtschmerzen hat man ihn stundenlang sitzen und die eingegangenen Briefe mit seinen Secretären durcharbeiten sehen, um sich von allem selbst zu unterrichten.[1] Dann gab es wohl einiges Geheimere, was er sich allein vorbehielt, aber das Meiste ward doch in eigentliche Berathung gezogen: Friedrich Wilhelm galt für einen der besten Köpfe von Europa, von tiefen Gedanken, reifer Erfahrung, doch ist es vorgekommen, daß er eine Meinung, die er bereits ergriffen, im versammelten Rathe wieder fallen ließ, wenn er sich überzeugte, daß eine andere besser sei.[2] Man verglich sein Urtheil mit dem Neigen der Zunge in der Waage: nach der Seite hin, wohin das Übergewicht der Gründe fällt, fast ohne Willkühr. Und was ich dann, sagt er,

1. Nec ullis recreationum illecebris nec acerrimis morbi arthicularis doloribus, quibus ingravescente aetate saepius infestabatur, inde avelli (potuit) Pufendorf 1633.

2. Ein Beispiel hat der von Raumer (Europa seit 1763 I, 466) excerpirte Bericht.

im geheimen Rathe einmal beschlossen, das will ich auch vollzogen haben.[1] Wir sahen schon, wie wenig er auf hergebrachte Vorrechte Rücksicht nahm. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen; wo die Noth vorhanden, da gilt kein Privilegium: sobald eine Sache einmal eingeleitet worden, so würde er sein Ansehen zu gefährden besorgt haben, wenn er sie nicht durchsetzte. Gegen einzelne Widerstrebende kannte er keine Rücksicht, auch nicht wenn sie ein unleugbares Verdienst hatten, wie das Beispiel Paul Gerhards beweist. Sehr bequem und beliebt war sein Regiment nicht: wir finden die Klage, daß man Worte fast so hoch anrechne wie Thaten, daß manchmal Einer büßen müsse, was Alle gesündigt[2]. Was dem Fürsten eine geistige Überlegenheit gab, war das ihm jeden Augenblick gegenwärtige Bewußtsein seiner Stellung, die ihre Nothwendigkeit in sich selber trug, von der alles ausging was er vornahm, und ein reiner Wille. In seinem Geiste war etwas Weitausgreifendes, man möchte sagen allzuweit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaft eine von aller Rücksicht auf die christlichen Confessionen unabhän-

1. Schreiben an Schwerin 8 Febr. 1671.

2. Zarlang. Non ea temporum felicitas, qua sentire quae velis, et dicere quae sentias audeas; non enim ut quondam dicta impune manent.

gige Universität zu stiften; er verzweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wissenschaften, er liebte von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören; aber dabei war er doch durch und durch praktisch; auf der wohlerwogenen und zum Ziele treffenden Anwendung dessen was er in der Fremde wahrgenommen, und nun mit dem Heimathlichen combinirte, beruht größtentheils seine Machtentwickelung. Diese Verbindung einer ausführenden Thätigkeit, mit einer Phantasie, die vor dem Unausführbaren nicht auf den ersten Blick zurückweicht, giebt seinem Wesen um so mehr etwas Großartiges und Heroisches. Wo sich alles berechnen läßt, da verlohnt es nicht der Mühe, zu beobachten. Wir fühlen um ihn her die geistige Luft, in welcher der Genius athmet; die Handlungen erheben sich auf einem unendlichen Hintergrund. Der innerste Kern dieses thatkräftigen, geistig umfassenden Lebens ist Religion. Noch in späten Jahren hat er verzeichnet, wie einst seine Mutter ihm die Lehre gegeben, Gott vor allem und seine Unterthanen zu lieben, das Laster zu hassen, dann werde Gott seinen Stuhl bestätigen. Er hatte sich dies für alle Tage seines Lebens zur Richtschnur genommen. Zweimal hat er die polnische Krone ausgeschlagen, denn er wolle von dem Bekenntniß nicht weichen, darin er seiner Seligkeit versichert sei.[1] Wie

1. 1661, wo seine Gemahlin schon deshalb dagegen war, weil wenn man auch in Polen ihm Religionsfreiheit verspreche, man dies doch nicht halten werde, und 1668, wo ihn viele Senatoren wissen lassen, daß sie ihm gern die Krone gönnen, wenn er sie an-

fest er aber auch darüber hielt, wie bündig er z. B. von den streitigen Lehren Bescheid zu geben wußte, so lag es doch nicht in seinem Sinn, an seinem Hofe etwa die Reformirten den Lutherischen vorzuziehen: seine Religion ging mit nichten in dem Bekenntniß auf. Von den Formen unbenommen fühlt er sich in einem freien und tiefen persönlichen Verhältniß zur Gottheit. Er hat immer geglaubt, unter Gottes unmittelbarer Führung zu stehen, der ihn oft schon wunderbar errettet habe, und diese Überzeugung mitten in die Geschäfte gezogen. In den gesicherten Zuständen unserer Tage entgeht uns leicht das rechte Verständniß von den Augenblicken der Noth und Gefahr, in die Friedrich Wilhelm zu seiner Zeit oft gerieth. In diesen Momenten, wo Gründe und Gegengründe der Politik nicht mehr hinreichen, in den schlaflosen Nächten die dann folgen, fleht er zu Gott, ihn finden zu lassen was das beste sei; daran was ihm alsdann eingeleuchtet hat, hält er fest. Ein gediegener, strenger, die Welt bemeisternder Geist, der aber zugleich beugsam ist, wohlwollend und dem Unendlichen zugewandt: einem König von Frankreich, wie dem Kaiser gegenüber voll von Stolz, vor Gott ohne Selbst; die Regierung ist ihm nicht ein Geschäft, sondern das eigene Leben; er

nehmen will: er antwortet „er halte das einmal für unmöglich, indem es eine Staatsursache, solche zwei Mächte als die polnische und meine nicht zusammenkommen zu lassen“; sodann aber: „meine Religion, da ich meiner Seligkeit in versichert bin, umb eine Crone zu verlassen, solches werde ich in Ewigkeit nicht thun.“

bringt sie mit der geheimnißvollen Tiefe des ewigen Grundes des Daseins in Berührung.

Und wie ihm die Dinge in ihren Idealen vorschweben, so bewegte sich sein Thun und Lassen allezeit in großen Richtungen.

Nachdem wir die Grundsätze seiner inneren Regierung angedeutet, — haben wir, wiewohl ebenfalls nur im Allgemeinen, zu betrachten, welche Haltung er in Bezug auf die europäischen Angelegenheiten nahm, in die er schon selbständig einzugreifen anfing, wie er hiebei seine eigenen und die allgemeinen deutschen Verhältnisse verstand und behandelte.

Alles ist davon ausgegangen, daß Churfürst Friedrich Wilhelm in den Verwickelungen des polnisch-preußischen Krieges es weniger rathsam fand, mit Schweden, Frankreich und dem Protector von England, die in einem gemeinschaftlichen Angriff auf Spanien, Kaiser und Reich, und Polen begriffen waren, verbunden zu sein, als mit eben diesen bedrohten Mächten des alten Europa. An der Wahl Leopolds I hatte er den größten Antheil, seine Stimme hat dabei ohne Zweifel den Ausschlag gegeben [1]; wie er sich selbst, so haben auch Andere ihm das größte Verdienst dabei zugeschrieben. Dieser Bund, in welchem

1. Nach einer italienischen Relation über die Kaiserwahl von 1657 (Ms) machte dort Trier seinen Collegen von Mainz und Cöln Vorwürfe, che un elettore giovane e secolare mostrasse maggior zelo degli arcivescovi piu riguardevoli d'Alemagna.

man den Frieden von Oliva erkämpft hat, ward im Jahre 1666, ohne Beziehung auf die Umstände, welche damals obgewaltet, erneuert; es ist das erste allgemeine Bündniß zwischen Östreich und Brandenburg. [1] Friedrich Wilhelm war gesonnen, sich auch ferner an Kaiser und Reich zu halten, und mit ihnen im Verein den beiden in Deutschland eingedrungenen Mächten, Franzosen und Schweden, zu widerstehen.

Nun wollen wir nicht wiederholen, was unzählige Mal erzählt worden, wie er im Jahr 1672, als sich die Übergewältigungspolitik Ludwigs XIV gegen Holland entwickelte, fast zuerst von allen europäischen Fürsten derselben entgegentrat; bedeutend für ihn selbst wurden die Ereignisse erst, als Ludwig seine Gewaltsamkeit auch gegen das Reich richtete, und die Schweden, obgleich sie diesmal schwankten, endlich dennoch bewog, mit ihm gemeine Sache zu machen.

Im October 1674 finden wir Friedrich Wilhelm jenseit des Rheins; er wünschte mit Türenne zu schlagen,

1. 10 Mai 1666; bei Pufendorf X, 26, jedoch nur flüchtig erwähnt, so daß es leicht hat übersehen werden können. Der Unterschied ist, daß in dem Vertrag von 1658, der bei Puf. VI, § 17 vorkommt, die beiden Theile sich gegenseitige Hülfe für ihre alten und neuen Besitzungen versprechen, wenn sie vom König von Schweden angegriffen werden, in dem zweiten Vertrag von 1666 aber gegen Jedermann wenn sie angegriffen werden: quocunque titulo vel praetextu a quocunque. Der erste war auf 10 Jahr geschlossen, der zweite fügt die nach dem Ablauf der ersten noch folgenden 10 Jahre hinzu; durabit hoc foedus non solum pendente termino praedicti prioris decennii, sed post ejus termini lapsum ad alios decem annos. Im Jahre 1672 wurden neue 10 Jahre hinzugefügt. Pufendorf XI, 50.

der sich in ungünstiger Stellung antreffen ließ; man sagt er habe sich geschmeichelt nach Paris vorzudringen.

Aber indem brachen auch die Schweden los, überzogen gerade die brandenburgischen Länder, und erneuerten nach kurzer Mäßigung daselbst die Scenen des dreißigjährigen Krieges.

Auch von Hannover, von dem polnischen König Sobieski ward er bedroht:[1] er fühlte ganz die ihn von allen Seiten umgebenden Gefahren, aber zugleich den Muth sie zu bestehen. Das Reich erklärte die Schweden für öffentliche Feinde und versprach, dem Churfürsten Genugthuung gegen sie zu verschaffen;[2] dasselbe sagte auch die Republik der vereinigten Niederlande zu; um so herzhafter ging er den Eingedrungenen zu Leibe.

Es war ohne Zweifel der größte Tag seines Lebens, als er mit seinem wohlgeübten, aber an Zahl bei weitem geringern Kriegsheer die schon auf allen Seiten weichenden Schweden bei Fehrbellin erreichte. Seine besten Kriegsanführer widerriethen ihm den Angriff; aber er wollte den wilden Feind, der sein Land sieben Monate bedrängt, nicht ungestraft davonziehen lassen; unter dem Feldgeschrei

1. Die Kenntniß von dem Bündniß zwischen Ludwig XIV und Sobieski zur Eroberung Preußens verdanken wir Stenzel: Pr. Gesch. II, 347.

2. Nach dem Reichsgutachten vom 16 Juli 1675 sollen solche Mittel ergriffen werden, daß der Churfürst von Brandenburg nicht allein von den eingefallenen Feinden befreit werde, sondern „daß er wegen des erlittenen Schadens behörige Satisfaction erlangen möge"; Pachner Reichsschlüsse I CCCCLXXVIII. 18 Jan. 1676 ward der Reichsmarschall erinnert, die Krone Schweden, die von Kaiser und Reich für Feind erklärt worden, ferner nicht aufzurufen, noch zu gestatten daß jemand in ihrem Namen votire. Pachner II, 2.

„mit Gott“ griff er ihn an und schlug ihn, wie man weiß vollkommen. Die erste große Schlacht, welche die Brandenburger allein gewannen, in gerechter Vertheidigung begriffen. Der Churfürst schreibt alles dem Willen Gottes zu, dessen Obhut er in dem gefährlichsten Augenblick, wie ein Wunder, mit Augen zu sehen geglaubt hatte. [1]

Und nun war er entschlossen, sich dieser widerwärtigen Nachbarschaft völlig zu entledigen, Pommern zu erobern, und dort seine Genugthuung zu nehmen. Mochte indeß der Kaiser sein Glück gegen die Franzosen versuchen, „damit endlich,“ sagt der Churfürst, „das Römische Reich, von der Gewalt aller fremden Völker befreit, in steter Ruhe und Sicherheit leben möge.“

Ihm seinerseits, der sich in einem Kampfe auf Leben und Tod fühlte, gelang es vortrefflich.

Noch im Jahr 1675 nahm er das feste Schloß von Wolgast ein. Er erzählt mit Freuden, von vielen Granaten die er habe werfen lassen, sei derjenige Theil des Schlosses worin das Pulver gestanden, in Feuer gesetzt worden, mit glühenden Kugeln habe er dann den andern in Brand gebracht, und so habe die zahlreiche Besatzung ausziehen müssen. „Man sieht,“ ruft er aus, „daß Gottes Hand mit uns ist.“

1. Auf jener Medaille (Ölrichs Medaillenkabinet 43, 44, 45, 46), wo man Frohen vor ihm fallen sieht, ist die Umschrift: a domino hoc factum est mirabile in oculis nostris. — Die That Eman. Frobens war, daß er, ohne eigentlich im Kriegsdienst zu sein, seinem Herrn folgte, und vor ihm herreitend von einer Kugel niedergestreckt wurde die sonst den Fürsten selber getroffen hätte.

Im Jahr 1676 kam ihm ein kleines Geschwader, unter brandenburgischer Flagge, zum Theil gemiethet, das er an den vornehmsten Puncten der Küste aufstellte, für seine Unternehmungen zu Lande wohl zu Statten. Er bemächtigte sich der beiden Städte Anclam und Demmin, so wie der Inseln am Ausfluß der Oder.

Im Jahr 1677 schickte er sich dann an, die nunmehr bereits in die Mitte genommene für ihn wichtigste Feste Stettin, denn nicht so ganz ohne Strategik war seine Kriegführung, in seine Hand zu bringen. Die schwedische Besatzung, im Einverständniß mit der Bürgerschaft, die von der schwedischen Kriegsmacht noch einen hohen Begriff hegte, und nicht zweifelte, daß sie zur rechten Zeit Entsatz bekommen werde, leistete einen verzweifelten Widerstand.[1] Friedrich Wilhelm dagegen vermaß sich, er wolle die Stadt nehmen oder sich davor begraben lassen. Endlich erklärte der Commandant, er möge sich dem Glücke das den Churfürsten allenthalben begleite nicht länger in den Weg stellen; sehr wohl sagten die Bürger: ihr pflichtmäßiges Betragen gegen die Krone Schweden mache sie erst würdig, in des tugendeifrigen Churfürsten Huld und Schutz aufgenommen zu werden. Sie leisteten die Huldigung, von der sie nicht zweifelten, daß sie auf immer geschehe.

Im November 1678 waren die Schweden von dem pommerschen Boden allenthalben vertrieben. Noch hatten

1. Tageregister was sich in der Belägerung der weitberühmten pommerischen Hauptstadt Stettin zugetragen 14 Oct.

sie damals von Liefland her einen Einfall in Preußen gemacht. In der Hoffnung, ihnen noch eine Feldschlacht zu liefern, eilte der Churfürst unverzüglich — bespannte Schlitten förderten das Heer im Januar 1679 über das Eis der Haffs — nach den gefährdeten Landschaften; aber die Feinde wichen überall in wilder Unordnung vor ihm aus; zurückgelassene Todte und zerstreutes Gepäck bezeichneten der Verfolgung ihren Weg. Auf einer Medaille jener Zeit sieht man den brandenburgischen Adler, aus seinem Neste aufgescheucht, auf den im Raub begriffenen nordischen Löwen sich stürzen.

So war es nun freilich inzwischen nicht auch an den westlichen Grenzen gegangen. Die Franzosen hatten am Oberrhein Freiburg, in den Niederlanden eine ganze Anzahl fester Plätze erobert.

Der Churfürst forderte den Kaiser auf, den Krieg demohnerachtet fortzusetzen. Jetzt könne man die nicht mehr durch schwedische Diversion getrennten Kräfte ganz gegen die Franzosen wenden, auch diese vom Boden des Reiches verjagen, oder doch zu einem Frieden nöthigen [1], der einmal wieder dem Reiche Vortheil bringe, und vor allen

1. Pufendorf XVI, § 79. Meinders sagt in einem Aufsatz, statum Serenissimi belangend 1679: der Churfürst habe gehofft, es würden des gesammten Reichs Kräfte, so wegen der Schweden dieses Ends gethanen Invasionen fast mehr als zur Hälfte divertiret und von Frankreich abgezogen worden, wider dieselben allein gewandt, und dadurch ein sicherer und reputirlicher Friede gesucht werden. An den Prinzen von Oranien schreibt der Churfürst 1678 o. D.: wenn man mit dem Frieden nicht zu sehr eile, so hoffe er bald mit Pommern fertig zu sein „und alsdann E. L. mit einer guten Anzahl Volkes beizustehen und wirklich zu assistiren.“

Dingen Strasburg sichere, das sonst ohne Zweifel verlo=ren gehen werde. Er entwarf den Plan zu einem neuen Feldzuge, an dem er selbst an der Spitze von 20000 Mann Theil nehmen wollte.

So wenig es verkannt werden darf, daß Friedrich Wilhelm hiebei seine eigne Sache führte, so ist doch auch gewiß, daß aus dem deutschen Reiche nie wieder etwas werden konnte, wenn man sich nicht der fremden Mächte und ihres Einflusses entledigte.

Aber schon waren die Verbündeten, nachdem ihre be=sondere Gefahr vorübergegangen, Holland wie Spanien, des Krieges müde geworden; der Kaiser erklärte, nur diesen zu Liebe habe er die Waffen ergriffen und zeigte sich zum Frieden geneigt.

Ein solcher mußte nicht allein die Übermacht von Frankreich im Westen feststellen, sondern auch über den Norden entscheiden. Ludwig XIV bezeichnete die Herstel=lung der Schweden in die ihnen entrissenen Landschaf=ten als eine Bedingung, ohne welche er den Frieden nicht schließen werde. Der Churfürst erinnerte den Kaiser, daß das dieselben Feinde seien, deren Waffen man so oft von den Thürmen und Thoren in Wien gesehen, mit Aufopfe=rung seiner Gesundheit, des Gutes und Blutes seiner Unter=thanen habe er sie jetzt vom Reichsboden glücklich vertrieben; er könne nicht glauben, daß man den „inplacabeln Feind" wieder zurückführen und an seine Seite setzen wolle. Er stellte dies auch dem Reichstag vor, aber es war alles ver=

gebens; der ihm versprochenen Satisfaction ward nicht weiter gedacht, der Friede geschlossen, und zwar unter jener Bedingung; der Churfürst mußte seine Eroberungen herausgeben; es blieb ihm nichts als ein geringer, bei der früheren Auseinandersetzung abgedrungener Landstrich, eben genug, wie ein Venezianer sagt, um ihm das Übrige im Gedächtniß zu halten. Er mußte erleben, daß sein politisches Verhalten in seinem Hause und Hofe sogar getadelt wurde. Denn er hätte den Franzosen, als sie ihm, was in der That geschehen war, in der Mitte des Krieges einst Stettin angeboten, Gehör geben, und nicht an einer Allianz festhalten sollen, die sich jetzt so unzuverlässig erweise; der sei nun einmal unglücklich, der seine Kräfte für die Wohlfahrt des deutschen Reiches anstrenge.

Der Churfürst gerieth in eine Stimmung wo er lieber gesehen hätte, Ludwig XIV wäre selber römischer Kaiser gewesen: dann würde Strasburg wenigstens nicht vom Reiche losgerissen worden sein, was jetzt Niemand zu verhindern vermochte. Sein Ehrgeiz nahm eine Richtung gegen die bisher mit ihm verbündeten Mächte, namentlich gegen Östreich, an das er Ansprüche der weitaussehendsten Art erheben durfte. Die große schlesische Frage tauchte auf, welche dereinst noch zu einer ganz andern Entscheidung führen sollte. Am besten sagen wir wohl hier sogleich ein Wort davon.

Im Jahr 1537 hat Churfürst Joachim II eine Erbverbrüderung mit den nahe befreundeten piastischen Her-

zogen von Liegnitz getroffen, nach der beim Abgang des Churhauses die Lehen, welche dieses von der Krone Böhmen hatte, an die Herzoge, dagegen beim Abgang des herzoglichen Hauses dessen schlesische Fürstenthümer Liegnitz Wohlau und Brieg an Brandenburg fallen sollten. Die Urkunde gedenkt des Zweifels den man hegte, ob Brandenburg ohne Bestätigung des Königs von Böhmen zu einer solchen Zusage das Recht habe; darüber aber waltete kein Zweifel ob, daß die Herzoge von Liegnitz ihrerseits zu dieser Abkunft vollkommen berechtigt seien. Man darf die Macht eines obersten Herzogs in Schlesien nicht im Lichte einer deutschen Territorialgewalt betrachten; sie war erst spät auf eine mehr oder minder freiwillige Unterwerfung der einzelnen Herzogthümer gegründet worden: diese behielten sich fortwährend eine in deutschen Gebieten sonst nicht herkömmliche Unabhängigkeit vor. Sie betrachteten sich besonders als freie Erbherren, veräußerten ihre Besitzungen durch Kauf oder Pfandschaft, oder sonstige Verfügung wie ihnen gefiel[1]: die Herzoge von Liegnitz hatten darüber noch besonders ein in unzweifelhaften Ausdrücken abgefaßtes Privilegium der jagellonischen Könige vorzuweisen.[2]

Man wird sich aber nicht wundern, wenn der damalige König und oberste Herzog Ferdinand I von Östreich an einem Vertrage Anstoß nahm, der ein so ansehnliches

1. Gebhardi Geschichte von Schlesien S. 432.
2. Urkunde in der Schrift: Rechtsgegründetes Eigenthum B. C. D.

Gebiet an ein benachbartes mächtiges Haus bringen konnte; durch die Siege seines Bruders Carl V über die schmalkaldischen Bundesgenossen, mit denen die Schlesier in naher Beziehung gestanden, unterstützt, nöthigte er die Herzoge von Liegnitz, auf den Erbvertrag zu verzichten, und die Stände des Landes, der Krone Böhmen die Erbhuldigung zu leisten.

Aber eben so erklärlich ist es, wenn darum Brandenburg die schon früher erworbenen Rechte nicht aufgab, die Maaßnahmen des Königs für ein Werk weniger der Gerechtigkeit als der Gewalt erklärte, und dagegen protestirte. Dabei blieb man, wenn man gleich der mißbeliebigen Sache nicht eben gern gedachte, da der Fall in der Ferne lag.

Sehr unerwartet aber trat derselbe durch den Tod des jungen Herzogs Georg Wilhelm im Jahre 1675 ein.

Das Haus Östreich setzte sich unverzüglich in Besitz des Landes, und der Churfürst, in seine pommerische Unternehmung vertieft, fand rathsam fürs erste zu schweigen. Nach den neuen Erfahrungen aber die er beim Nimweger Frieden gemacht, als alle alten Streitigkeiten erwachten, die Ansprüche auf Jägerndorf wieder rege wurden, hielt er für nothwendig auch dieser Sache zu gedenken. Er forderte den Kaiser auf, ihm eine Zeit zu bestimmen, wo er die ihm angestammten schlesischen Herzogthümer Liegnitz Wohlau und Brieg zu Lehen empfangen sollte.

Wie hätte sich aber denken lassen, daß der kaiserliche Hof, der ebenfalls in seinem Rechte zu sein glaubte, hierauf eingegangen wäre? Der spanische Gesandte sagte dem brandenburgischen, das Haus Östreich werde niemals ein protestantisches Haus in der Mitte seiner Erbländer Fuß fassen lassen, auch schon deshalb nicht, weil alle Überreste der Evangelischen sich an dasselbe anschließen würden.

Um so umfassender aber war das Interesse von Brandenburg; die größte Aussicht eröffnete sich demselben auf eine Erweiterung nicht allein seines Gebietes, sondern auch seines Einflusses auf Deutschland und Europa.

Wie dann, wenn Friedrich Wilhelm, gereizt und beleidigt wie er war, es unternahm, seinen Anspruch mit Hülfe von Frankreich durchzusetzen, mit dem er seitdem in ein sehr vertrauliches Vernehmen getreten war? Von seinen jägerndorfschen Rechten hatte er dem König von Frankreich bereits Mittheilung gemacht, und von ihm eine Zusage der Unterstützung erhalten. Ein solcher Verbündeter fehlte dem Könige eben noch um das allgemeine Übergewicht in Europa davon zu tragen. Nichts erschien in Wien gefährlicher als diese Allianz. Der Hof lehnte eine Hülfsmacht ab, die der Churfürst gegen die Türken anbot, so dringend auch die Gefahr dieses Krieges sein mochte; er meinte, die Brandenburger könnten sich bei dem Durchzug in Besitz der schlesischen Fürstenthümer setzen: er besorgte ganz ernstlich, der Chur-

fürst wolle sich im Bunde mit Ludwig XIV vom Reiche losreißen.

Daran ist jedoch so wenig gedacht worden, daß Brandenburg vielmehr schon wieder inne wurde, auch der Bund mit Frankreich könne nicht bestehen.

Durch die Gewaltsamkeiten, welche Ludwig XIV damals beging, mußte alles aufgeregt werden, was in Europa noch ein Gefühl für Unabhängigkeit hatte; durch die religiösen zunächst die protestantischen Fürsten; von Allen, die sich dem Widerruf des Edictes von Nantes entgegengesetzt haben, ist Friedrich Wilhelm der erste gewesen.

Diesmal war es nicht allein Besorgniß für die Zukunft von Deutschland, sondern sogar die allgemeine Sache des Protestantismus, was Brandenburg zu Östreich zurücktrieb; beide sahen von ihren verschiedenen Standpuncten aus ein, daß sie gegen Frankreich zusammenhalten mußten; bald kam es nur noch darauf an, einen Austrag in den zuletzt entstandenen Irrungen zu bewirken.

Doch hatte das eine ungemeine Schwierigkeit, da die brandenburgischen Minister jeden Vergleich durch eine geringfügige Entschädigung verwarfen, weil dagegen allzugroße Rechte aufgegeben werden müßten, die kaiserlichen aber von einer Entschädigung an Land und Leuten nichts hören wollten.

Da fand nun ein gewandter kaiserlicher Minister, Baron Freitag von Gödens, einen Ausweg, der für den

Augenblick alles ausglich, aber für die späteren Ereignisse verhängnißvoll geworden ist.

Er brachte einen Vertrag zu Stande, in welchem Östreich wirklich einen, wenn auch nur kleinen Landstrich abtrat, und Brandenburg dagegen das engste Bündniß mit dem kaiserlichen Hause einging.

In dem geheimen Allianztractat, der am 22 März 1686 zu Berlin abgeschlossen wurde, verspricht Brandenburg, in allen deutschen und europäischen Angelegenheiten mit Östreich gemeinschaftliche Sache zu machen, sich zunächst den französischen Übergriffen, die damals gegen die Pfalz gerichtet waren, zu widersetzen, ferner bei einer neuen Kaiserwahl seine Stimme einem Erzherzog zu geben, vornehmlich bei der Erledigung der spanischen Erbschaft, unter alsdann näher festzusetzenden Bedingungen, die Rechte der deutschen Linie verfechten zu helfen. Östreich sagte dagegen einige Subsidien zu, die jedoch nicht sehr stark sind: im Frieden 100000 Gulden, im Kriege 100000 Thaler; hauptsächlich aber ließ es sich auch in der schlesischen Sache zu einem Zugeständniß herbei. „Um allen aus demselben zu besorgenden Mißverständnissen vorzubeugen, zur Bezeigung seiner Freundschaft gegen das churfürstliche Haus, besonders zur Stiftung dieser genauen Allianz“ erklärt der Kaiser, daß er dem Churfürsten und dessen Nachkommen männlichen Geschlechts den schwiebusischen Kreis in Schlesien und die lichtensteinische Erbforderung an Ostfriesland abtrete; und der Chur-

fürst leistet, wenn es damit zu völliger Richtigkeit komme, auf alle jene Ansprüche Verzicht.

Wenn man dies liest, so erhebt sich die Frage, wie so die brandenburgischen Minister nun doch ihren oft wiederholten Erklärungen untreu wurden, und gegen wenig bedeutende Zugeständnisse nicht allein umfassende Ansprüche und Rechte aufgaben, sondern auch Verpflichtungen übernahmen, welche ihre Politik auf unabsehliche Zeiten fesselten. Hatten sie nicht immer gesagt, es sei besser, lieber nichts anzunehmen, und die Ansprüche in ihrer ganzen Integrität der Zukunft vorzubehalten?

Die Erklärung hievon liegt, nach einem Aufsatz des schon damals wirksamen, später zu der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten aufgestiegenen Ilgen darin, daß den vornehmsten und in dieser Sache entschlossensten Ministern dieser Vertrag gar nicht mitgetheilt worden ist. Es wurden ihnen nur die Nebenverträge vorgelegt, eine Abkunft über Hülfstruppen gegen die Türken, auch ein Receß über die Abtretung von Schwiebus, in welchem aber sorgfältig weggelassen war, was über die spanische Erbfolge verabredet worden[1]; von dem geheimen Ver-

1. Die Tractate sind: 1) ein allein auf den Türkenkrieg bezüglicher 25 Dez. 1685, bei Pufendorf excerpirt, nur daß dieser die Hülfe auf 8000 Mann bestimmt, die sich nur auf 7000 belaufen sollte; 2) ein ostensibler über Schwiebus, vom 7 Mai 1686 unterzeichnet von Freitag, andererseits von Grumbkow, Meinders, Fuchs, Rhetz; 3) der bei Förster gedruckte Defensionsvertrag vom 7 Mai, ein Auszug aus dem gleich zu erwähnenden, mit sehr wichtigen Weglassungen, jedoch auch einem Zusatz; 4) die eigentliche geheime Allianz vom 22 März 1686 in 24 Artikeln, unterzeichnet von Freitag, und brandenburgischer Seits nur von Fuchs, ratificirt zu Wien 8 April.

trag wußten nur zwei von ihnen, Paul von Fuchs und der Fürst Georg von Anhalt.

Wohlmeinende Männer, die ohne Zweifel ein für das brandenburgische Haus, das doch wieder einen Zuwachs erhielt, und für die allgemeinen Interessen sehr nützliches Werk zu Stande gebracht zu haben glaubten; allein auch sie waren getäuscht.

Denn wenn man nun die zweite Frage aufwirft, wie sich Östreich doch zuletzt zu einer Abtretung von Land und Leuten bestimmen ließ, so sieht man bald, daß es sein Ernst nicht war. Freitag pflog indessen eine Unterhandlung mit dem Churprinzen, durch welche diese Abtretung wieder zurückgenommen ward. Er stellte vor, die ganze Forderung werde nur von den Französischgesinnten, und zwar in der Absicht betrieben, die Allianz scheitern zu machen. Der Churprinz, der in den Anhängern von Frankreich persönliche Feinde sah, und von dem Einfluß seiner Stiefmutter auf den Vater testamentarische Bestimmungen fürchtete, die ihm nachtheilig seien, gegen die er einen Rückhalt am Kaiser zu haben wünschte, ging willig auf diese Eröffnungen ein. Über die Gerechtigkeit seiner Ansprüche schlecht unterrichtet, wie er später selber erzählt[1] ohne irgend eines Menschen Beirath, denn das tiefste Geheimniß war ihm zur Pflicht gemacht, ließ er sich erst zu dem mündlichen, dann zu dem schriftlichen

1. Schreiben Friedrichs, im Lager zu Bonn $\frac{9}{19}$ Sept. 1689.

Versprechen bewegen, den genannten Kreis dem Kaiser zurückgeben zu wollen, sobald er zur Regierung gelange.

Dem alten Churfürsten kam keine Ahnung davon. Er dachte nicht anders als daß er die Verhältnisse seines Hauses mit dem kaiserlichen auf immer festgesetzt habe. Der wettererfahrne Steuermann, wie ein englischer Gesandter ihn nennt, glaubte noch die rechte Straße eingeschlagen zu haben. Mit jener Imagination, die immer allgemeine Entwürfe brütet, bildete er den Gedanken aus, daß nunmehr, da auch Schweden sich der deutschen Sache geneigt zeige, der entscheidende Schlag gegen die Übermacht von Frankreich geführt werden könne; man müsse nur in das innere Frankreich dringen, gerade auf Paris los gehen. Er hielt für wahrscheinlich daß alsdann die bei Seite gedrängten Prinzen sich noch einmal erheben, die Parlamente nach der ihnen entrissenen Macht greifen, die unterdrückten Evangelischen in ihre Rechte wieder eingesetzt werden dürften.[1] Eine Herstellung des alten ständischen und zum Theil evangelischen Frankreich faßte er in seinen Sinn.

1. Nach einem Entwurfe der von ihm übrig ist, aus dem Jahre 1688, sollte das Reich 154000 Mann ins Feld bringen, Holland 35000, Spanien 10000. Eine große kaiserliche Armee sollte sich am Oberrhein aufstellen, in Burgund und Lothringen eindringen: die Armee von Oranien und von Churbrandenburg, bestehend aus 57000 Mann, müßte den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen; in scharfer Mannszucht um Niemand zu irritiren. „Ich will wohl versichern, daß sowohl die Prinzen von Geblüt als auch andere solches gerne sehen: das Parlament, welchem seine Autorität ganz benommen, würde sich zu uns schlagen — sowohl die Catholischen als die unterdrückten Evangelischen würden concurriren sich des tyrannischen Jochs zu entledigen.“

Wäre das möglich gewesen, so wäre die Weltgeschichte eine andere geworden. Er hatte gleichsam ein Gefühl davon, daß zur ruhigen Fortentwickelung der deutschen Dinge eine gleichartige der mächtigen westlichen Nachbarn nothwendig sei.

Ihm war jedoch nicht beschieden, auch nur die Hand an dies Werk zu legen; die Sanduhr seines Lebens, wie er sich ausdrückt — er hatte ein Gemälde mit diesem Sinnbilde in seinem Wohnzimmer — war abgelaufen; er starb, April 1688, noch ehe der Krieg begonnen war.

Man wird Friedrich Wilhelm nicht den wenigen großen Männern gleichstellen wollen, welche neue Grundlagen für die Entwickelung des menschlichen Geschlechtes geschaffen: aber den berühmtesten Fürsten einzelner Reiche, denen diese ihre Rettung in höchster Gefahr, und die Erneuerung der Ordnung verdanken, einem Alfred, einem Carl VII, einem Gustav Wasa, ist er unbedenklich zur Seite zu stellen. Er schritt auf der Bahn der alten deutschen Territorialfürsten einher, doch ist unter diesen Keiner, der sein Land zugleich in so beklagenswürdigem Zustand gefunden, und es daraus so glücklich bis zu eigener Bedeutung erhoben hätte. Er pflanzte diesen Landschaften einen lebengebenden Geist, die Triebe eines Staates ein. Er hat die Einrichtungen getroffen, welche den Fortgang zugleich der Macht und der allgemeinen Wohlfahrt begründeten. Was die Welt am meisten bewunderte, und er doch selber auch am höchsten schätzte, war der Zustand

des Kriegsheeres. Es hatte damals 175 Compagnien zu Fuß, 76 zu Pferde, eine eben in eine gewisse Gleichmäßigkeit gebrachte Artillerie, für deren Verbesserung er selber oft Versuche angestellt hat, zusammen etwa 28000 Mann. Nichts empfahl er seinem Nachfolger so dringend, als die Erhaltung dieser eisernen Hand. Eben mit der hatte er sich zwischen den Nachbarn Raum gemacht, und dem norddeutschen protestantischen Namen wieder die Rücksicht erworben, die ihm gebührte.

Daran fehlte jedoch noch viel, daß sein Staat seinen Ideen entsprochen hätte.

Für das Innere hatte er noch unendlich viel vor; eine neue Catastrirung des Landes, um die Ungleichheit der Grundsteuer zu heben, Verwandlung der Lehndienste in eine verhältnißmäßige Geldanlage, Trennung des Rechnungswesens und der allgemeinen Leitung der Finanzen von der eigentlichen Administration derselben; der Gedanke stieg in ihm auf, daß von den zahlreichen Domänen nur so viel als der Hofhalt erfordert in unmittelbarer Verwaltung oder Pacht zu behalten, alles übrige unter Einzelne auszutheilen sei. Er dachte auf eine Justizreform nach den Hauptgesichtspuncten, welche später immer ergriffen worden: deutliche Aufstellung der Rechte, so daß Jedermann wissen könne, was Rechtens, Beschleunigung der Processe, Ermäßigung des Sportulirens. Er sann auf Mittel, dem Wucher der Geldbesitzer, der Übertheuerung der Reisenden durch die Wirthe, aller Übervortheilung ein Ende zu

machen. Er verfolgte in jeder Beziehung den Gedanken, der ihn bei seinem Streite mit den Ständen belebt hatte, das öffentliche Wohl von den Übergriffen privater Gewinnsucht loszureißen. Alle öffentlichen und gemeinschaftlichen Dinge hielt er für den Gegenstand der landesherrlichen Thätigkeit, von deren Berufe er einen erhabenen Begriff in sich trug. Nur gehörte dazu, daß sie auch Organe fände, die sich nicht wieder von dieser Seite unbefugte Eingriffe zu Schulden kommen ließen. Schon er selbst hatte viel mit einem factiosen Wesen zu kämpfen: gründlich konnte es nur dann abgestellt werden, wenn man stark genug wurde, das eigene Prinzip über jede fremdartige Einwirkung zu erheben. Aber in wie weiter Ferne lag dieses Ziel! Wir sahen, wie er auch da seine An-

1. Kurzer Bericht der besonderen Vorschläge so der hochseligste Churfürst angenommen und erwählet gehabt, seinen Estat und Land in gute Ordnung und bessere Verfassung zu setzen (Archiv zu Dresden). Unter andern ist von einer Vindicirung der landesherrlichen Rechte die Rede: von Behauptung und Demonstration des Unterschieds, so zwischen dem Landesfürsten und der Landschaft, in jure pacis belli et consiliorum wie sich bisher die Bedienten und Stände derselben zu ihrem Vortheil bedient haben. — Ferner: Im Kammerwesen sollte das „Gangbare von dem Caduken gesondert, das Caduke wieder gangbar gemacht werden: alles könnte auf Pächte holländischer und französischer Art gebracht werden, die liegenden Gründe, so nicht zur Hofstatt gehörig, durch manierliche Vererbung ausgethan, oder zu gewissen Aufwendungen gebraucht.“ Er habe in Willens gehabt, die bisherige Rentcammer abzuändern, nach gänzlicher Reduction der Räthe es zu einer Generalpacht zu bringen und also die Revenües in lauter baarem Geld aus den Händen einiger vermögenden Kaufleute und Interessenten zu heben: dagegen eine geheime Finanzcommission von 4 oder 5 Personen zu errichten, so mit keinem Einkommen sollten zu thun haben, sondern blos stetig sollten occupirt sein auf allerhand Mittel und Vorschläge zu sinnen, Einkünfte und Vermögen zu vermehren.

sprüche nicht durchführen konnte, wo sie mit allgemein-deutschen zusammenfielen, geschweige da, wo er gegen die mächtigen Reichsstände oder den Kaiser anzugehen hatte. Er täuschte sich wenn er glaubte, auch nur der sehr geringfügige Ersatz, mit dem er sich zufrieden gab, sei ihm ernstlich zugestanden; und wie wenig genügte dieser seinem Ehrgeiz. Friedrich Wilhelm hatte ohne Zweifel die Absicht, einen Platz unter den nordischen Königen zu erwerben: hätte er Pommern behauptet, so würde er auch die Krone angenommen haben. Ein eigenthümlich ausgebildetes Innere und ein selbständiges politisches Ansehen entwickeln sich mit einander.

Die Gewalt die er hinterließ, enthielt für seine Nachkommen zugleich eine unbeschreibliche Aufforderung zu Anstrengung und Arbeit.

Friedrich I.

So wenig der nächste Erbe und Nachfolger, Friedrich, dem Vater an eingeborner Energie zu vergleichen war, so kann man ihm doch nicht Schuld geben daß er sich dieser Arbeit entzogen hätte.

Vor allem ist der Ruhm des brandenburgischen Kriegsheeres unter seiner Regierung mit nichten zurückgegangen. An den wichtigsten Ereignissen der damaligen Zeit hat es einen sehr wirksamen Antheil genommen.

Prinz Wilhelm von Oranien dürfte wohl Bedenken getragen haben, zu der Unternehmung zu schreiten, durch die er König von England wurde, wären nicht die holländischen Truppen, die er hiebei aus dem Gebiete der vereinigten Niederlande wegführen mußte, durch brandenburgische ersetzt worden.[1] Man hat es bestritten, doch unterliegt es bei näherer Untersuchung keinem Zweifel, daß andere Brandenburger in seinen und seiner Republik Diensten mit ihm nach England hinübergegan-

1. Burnet History o. h. o. t. III, 1326. And this gave the prince of Orange great quiet.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gen sind, wo sie zu seinem Erfolge unendlich beigetragen haben. [1]

Als hierauf der Krieg am Rhein ausbrach, erschien der junge Churfürst Friedrich, von Religionseifer, Patriotismus und persönlichem Ehrgeiz entflammt, selber im Felde. Bei der Belagerung von Bonn hat er einst, als er für den Ausgang fürchten mußte, an das Fenster tretend gebetet, daß ihn Gott bei dieser seiner ersten Unternehmung keinen Schimpf erleben lassen möge. Glücklich eroberte er Bonn, und reinigte das ganze niedere Rheingebiet von dem Feinde; er erwarb sich den Ruf persönlicher Furchtlosigkeit.

So hat später, im Anfang des spanischen Erbfolgekrieges, die Anwesenheit des Fürsten nicht wenig dazu beigetragen, daß die erste wichtige Belagerung — von Kaiserswerth — von wo aus die Franzosen zugleich Holland und Westphalen bedrohten, in Zeiten zu Ende gebracht wurde.

Aber nicht allein wo der Fürst zugegen war, haben seine Truppen Ruhm davon getragen. In der Schlacht von Höchstädt haben sie auf das tapferste mitgefochten. Prinz Eugen, unter dessen Befehl sie standen, weiß die

1. Ich glaube Pufendorf (III, 46) und Dalrymple, Autoren die zu den bestunterrichteten gehören. Das Regiment Brandenburg, das in den Berichten von dem Zuge nach England und bei der Schlacht von Limerik namentlich erwähnt wird, gehörte dem Markgrafen Albrecht Friedrich. Um die Verhältnisse Brandenburgs zu dem Prinzen zu erforschen, müßte man nicht in den Staatsarchiven von Holland und England, sondern in den oranischen im Haag Untersuchungen anstellen.

unerschrockene Standhaftigkeit [1], mit der sie die Gewalt des Feindes zuerst aushielten und dann durch ihr starkes Feuer brechen halfen, nicht genug zu rühmen. Wie zur Entscheidung über die deutschen, so trugen sie zwei Jahr darauf — bei Turin — zur Entscheidung über die italienischen Angelegenheiten wesentlich bei: an ihrer Spitze überstieg Fürst Leopold von Anhalt, unter dem Feuer der Geschütze, die feindlichen Verschanzungen; die Brandenburger riefen einander ein älteres Vorwärts zu, das Wort: Gah to! (Geh zu!). Niemals ist ihre kriegerische Thätigkeit weiter ausgebreitet gewesen, als unter Friedrich I. Da sind sie den Türken in gefährlichen Feldschlachten bekannt geworden; man sah sie bei dem Unternehmen von Toulon in dem südlichen Frankreich erscheinen; auf dem Gebiet des Papstes ward der protestantische Feldgottesdienst zuerst in ihrer Mitte gehalten, die Einwohner kamen herbei ihn zu sehen, und ließen eine gewisse Genug-

1. Denn das ist sein Ausdruck: nicht Herzhaftigkeit, was eine Tautologie sein würde. Der Brief wie er sich im Theatrum europäum XVII, 106 findet, ist wohl aus einer französischen Übersetzung zurückübersetzt. In dem Original (im Dessauer Archiv) Lager bei Wittlislingen 16 Aug. 1704 lauten die Worte: maassen ich denn mit Augen gesehen wie beforderist von der Infanterie welche auf dem rechten Flügel gewesen, so hoch als niedere Offiziere und Gemeine mit einer unerschrockenen Standhaftigkeit wider den Feind gefochten, dessen Gewalt etliche Stunden lang ausgehalten und endlichen gesambter Hand durch ihr starkes Feuer denselben in eine solche Confusion haben setzen helfen, daß er ihrer Tapferkeit mit großer Präcipitanz entfliehen und uns das Veld, anmit diese so herrliche Victori überlassen müssen." Von dem Fürsten Leopold von Anhalt heißt es: „er habe mit großem Valor keine Gefahr gescheuet und seine Untergebenen ganz herzhaft angeführet, das dahero des erhaltenen Siegs zu seinem unsterblichen Ruhm ihm ein großer Antheil gebühre."

thuung darüber bemerken.[1] Aber der vornehmste Schauplatz ihrer Thaten waren allezeit die Niederlande; zugleich unter dem holländischen Vauban, Coehorn, für die Belagerung und unter Marlborough, einem der größten Feldherrn aller Zeiten, für die Feldschlacht eine vortreffliche Schule, auf der ihre fernere Kriegsübung beruhte.

Unerschütterlich, alle die Jahre seiner Regierung hindurch, hielt sich Friedrich an den großen Bund, den sein Vater hatte stiften helfen, so lange derselbe überhaupt bestand; auch ist die Theilnahme, die er den allgemeinen Angelegenheiten von Europa widmete, nicht ohne besondern Vortheil für ihn und sein Haus geblieben. Eben aus dieser Verbindung ist die Erwerbung der Krone, das alte preußische Königthum hervorgegangen.

Wie gering man auch von Äußerlichkeiten des Titels und Ranges denken möge, so kann man doch nicht in Abrede stellen, daß die Erreichung einer höheren Stufe in der europäischen Hierarchie, wie sie damals bestand, eine Sache war, um die man sich bemühen konnte.

Noch bildeten die abendländischen Fürstenthümer und

1. Buchholz Geschichte der Kurmark IV, 281 aus dem Munde des Feldpredigers.

2. Relatione di Cornaro 1690. Brandenburg si considera il più potente per la ampiezza de stati e per la forza di mantener numero considerabile d'eserciti, onde dal partito ch'egli s'appigli prende in gran parte il muovimento e regola il volere degli altri. Lo coltiva la M. S. con ogni finezza di studio et egli si fa conoscere più interessato per casa d'Austria di quello sieno stimati li altri elettori.

Republiken eine große Körperschaft, an deren Spitze der römische Kaiser stand. Wie mannigfaltige und langwierige Unterhandlungen hat es selbst der Krone Frankreich gekostet, das Prädicat Majestät zu erlangen, das sonst nur dem Kaiser gebührte. Dem König von Frankreich wollten die übrigen Könige gleich sein: diesen wegen der Königreiche die sie einst besessen, die Republik Venedig; wohl haben die churfürstlichen Gesandten in Wien unbedeckt stehen müssen, während der venezianische sich bedeckte, aber nur schlecht waren Churfürsten und souveräne Herzoge mit diesem Vorrang zufrieden: auch sie nahmen die Bezeichnung Serenissimus, den Titel Bruder, für ihre Gesandten das Prädicat Excellenz in Anspruch. Selbst den mächtigsten Churfürsten aber fiel es schwer, hierin einen Schritt weiter zu kommen, weil was man ihnen zugestand, dann auch von den übrigen, die doch zum Theil bloße Reichsbarone waren, gefordert wurde. Gewiß ein Interesse für Brandenburg, aller Unterhandlungen dieser Art, welche nur die wesentlichen Geschäfte erschwerten, auf einmal erledigt zu werden. Wir finden die bestimmte Versicherung eines höheren Beamten, daß der königliche Titel schon dem Churfürsten Friedrich Wilhelm versprochen worden sei; der Sohn desselben warf seinen ganzen Ehrgeiz darauf, ihn zu erwerben.

1. Ein Beispiel der Schwierigkeiten in die Churfürst Friedrich Wilhelm dabei in England gerieth, bietet Pufendorf dar: XIV, 72. XV, 31. Man gab es dem Herzog von York Schuld, der den Protestanten diese Ehre mißgönne.

Friedrich, als Churfürst der dritte, ist einer der beliebtesten Fürsten gewesen, die je in Brandenburg regirt haben. Die Zeitgenossen rühmen ihn, daß er sich von aller Ausschweifung fern halte und nur seinen Pflichten lebe; während die Unterthanen noch schlafen besorge er schon ihre Geschäfte — denn sehr früh pflegte er aufzustehen: bei einem Dichter beklagt sich Phosphorus, daß ihm der König von Preußen zuvorkomme. Er war persönlich milde, vertraulich, wahrhaft, gelassen. In seinen Gesprächen bemerkte man „billige und fürstliche" Gedanken: in den schriftlichen Aufsätzen, die wir von ihm sahen, zeigt sich eine umsichtige und scharfsinnige Behandlung der Dinge. Eine dem Jahrhundert überhaupt noch eigene Vorliebe für Pracht und äußern Glanz theilte er in hohem Grade, doch nahm sie in ihm zugleich eine Richtung auf das jenseit des bloßen Scheines liegende. Die Werke der Baukunst und Bildnerei, welche unter seiner Regierung emporstiegen, sind Denkmale eines reinen Geschmacks: schönere hat die Hauptstadt niemals gesehen. Er wiegte sich gern in dem Gefühl der Größe, die sein Vater gegründet, daß er viermal so viel Länder besitze, als zu einem Churfürstenthum gehören würden, eine Kriegsmacht aufstellen könne, die ihn Königen gleich mache; aber er wollte nun auch daß das äußerlich anerkannt werde, an Schätzen und Reichthümern fehle es ihm nicht, um den Glanz einer Krone aufrecht zu erhalten. In

dem Vater war dieser Gedanke mit Eroberungsabsichten verbunden gewesen; in dem Sohn war es mehr ein persönlich dynastischer Ehrgeiz. Ist es nicht so, daß ohne die Aufeinanderfolge so vieler ruhmwürdiger Fürsten die Entstehung eines Staats wie dieser gar nicht zu denken wäre? In ihrer Reihe wollte auch er mit einem ausgezeichneten Verdienst erscheinen: da Friedrich I, sagt er, in mein Haus die Churwürde gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III die königliche hineinbringen, wie es heißt: alles Dreifache ist vollkommen.

Mit Bestimmtheit ergriff er den Gedanken zuerst im Jahre 1693.[1] Er hatte damals einige Truppen nach Crossen geführt, um dem Kaiser gegen die Türken zu dienen; die kaiserlichen Minister waren jedoch weder zur rechten Zeit gekommen, solche in Empfang zu nehmen, noch hatten sie, als sie endlich erschienen, gewisse Zusagen und Anwartschaften die Friedrich erwartete mitgebracht; ziemlich verstimmt, daß er Mißachtung erfahre, in einem Augenblicke wo er erhebliche Dienste leiste, begab er sich nach Carlsbad. Hier traf sein Gesandter aus Wien bei ihm ein, den die dortigen Minister ersucht hatten, ihr Versehen zu entschuldigen; im Einverständniß mit diesem und dessen Bruder seinem ersten Minister Dankelmann entschloß sich Friedrich, mit dem Wunsch den er bisher im Stillen gehegt und nur im Gespräch

1. Über diese Krontractaten habe ich in einer akademischen Abhandlung ausführlicher gehandelt.

geäußert, deutlich hervorzutreten; der Gesandte erhielt Befehl, einen förmlichen Antrag zu stellen.

Indessen konnte man damals nichts erreichen. Am Wiener Hofe kam der Graf von Öttingen wieder empor, der ein Gegner der protestantischen Fürsteu war; die Gefahren zeigten sich nicht mehr dringend, die Coalition löste sich allmählig auf: das Resultat der Unterhandlung bestand in einem sehr allgemeinen Versprechen.

Friedrich III ließ jedoch darum seinen Gedanken nicht fahren. Die Erhebung des sächsischen Hauses auf den polnischen Thron, die Aussichten des naheverwandten hannoverschen auf den englischen, vielleicht die Schwierigkeiten selbst auf die er stieß, schärften eher seine Begierde danach; in der Verwickelung, welche die nahe Erledigung des spanischen Thrones zwischen den großen europäischen Mächten hervorrief, zeigte sich bald eine vortreffliche Gelegenheit darauf zurückzukommen. Nicht die Erinnerung an schon geleistete Dienste, aber wohl die Aussicht auf noch zu erhaltende konnte den Wiener Hof gewinnen.

Es ist hier nicht der Ort, die Verhandlungen ausführlich mitzutheilen, welche darüber gepflogen worden sind: bemerken wir nur, daß der Fürst immer mit seinem ganzen Eifer dabei war, und die Gesammtheit seiner Stellung nicht aus den Augen verlor.

Man hat ihm Vorschläge der weitaussehendsten Art gemacht, z. B. sich an den Papst zu wenden [1], dem die

1. Reflexions sur la couronne et la Majesté royale due a S

Befugniß, die königliche Würde zu ertheilen, in höherem Grade zustehe, als dem Kaiser: wogegen eifrig protestantische Minister schon die Verbindung mit dem katholischen Elemente vermieden zu sehen wünschten, die in einer Annäherung an den Kaiser lag, und die Erhöhung des Ranges nur von einer großen neuen Erwerbung, etwa der des polnischen Preußens, die ihnen nicht so fern zu liegen schien, abhängig machen wollten. Friedrich dagegen blieb dabei, daß er die königliche Würde schon auf das ihm zugehörige souveräne Herzogthum Preußen gründen könne, und ihm dazu die Anerkennung des Kaisers wichtiger sei als alles andere. Er urtheilte, wenn der Kaiser die spanische Erbschaft an sich gebracht oder Verträge darüber geschlossen habe, werde sich nichts mehr von ihm erwarten lassen; jetzt aber, wo man ihm so viel Hülfe leisten könne als irgend eine Macht der Welt, dürfe man sich auch von ihm etwas Gutes ausbedingen. [1]

A E Monseigneur l'electeur de Brandenbourg et a sa ser^me et très puissante maison. (Scheint vom P. Vota zu sein.)

'Vos richesses eclatent dans vos nombreuses trouppes parfaitement reglées et disciplinées, dans les batiments etonnants que vous erigez partout, dans la pompe et la splendeur de la table des meubles des habits des festins des theatres des chasses et de toutes les fonctions d'un veritable monarque: mais particulièrement dans les liberalités plus que royales de votre maison inepuisable.

Der Hauptnachdruck liegt auf dem Verhältniß zum Papst. Friedrich werde das Beispiel Heinrichs IV nicht nachahmen wollen;

je dis seulement que sans choquer sa conscience qui est très tendre en fait de religion on pourrait trouver quelque temperament recevable des deux partis pour reunir l'églisseous le seul et veritable pasteur —

1. Gutachten von Fuchs, mit eigenhändigen ausführlichen Bemerkungen oder vielmehr Resolutionen Friedrichs; wohl das wichtigste Actenstück in der ganzen Angelegenheit.

Und so entschloß er sich ein Anerbieten zu machen, das durch die Umstände, unter denen es geschah, eine ungemeine Bedeutung erhielt.

So eben, im März des Jahres 1700, hatten England Holland und Frankreich unter einander einen Vertrag über die Theilung der spanischen Monarchie geschlossen, bei welchem das Erbrecht von Östreich dem europäischen Gleichgewichte tief untergeordnet wurde. Spanien und Indien sollten zwar dem jungen Erzherzog Carl zufallen, aber weder Neapel und Sicilien, noch auch Mailand; würde der Erzherzog jemals römischer Kaiser werden, so sollte auch Spanien und Indien einem andern Fürsten von entfernteren Ansprüchen übergeben werden. Ein Vertrag, welchen man in Wien mit Abscheu aufnahm; man rief die Hülfe des Himmels an, der sich in diese Angelegenheit mischen werde.

In diesem Augenblick erbot sich Brandenburg, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, im Gegensatz nicht allein gegen Frankreich, sondern gegen England und Holland, die sonst seine Verbündeten waren: für die einzige Gunst, einer Anerkennung der königlichen Würde.

Die vornehmste Einwendung dagegen entsprang aus der Verschiedenheit des Bekenntnisses. Es ist sehr wahr, daß der Beichtvater des Kaisers, Pater Wolf[1], an den der Chur-

1. Daß man sich nur durch eine Verwechselung der Chiffer an den Pater gewandt habe, ist zwar von angesehenen Männern überliefert worden, aber schwerlich gegründet. In den Depeschen wenigstens liegen die richtigen Chiffern ganz deutlich zu Tage. Am Ber-

fürst selber schrieb, dazu beitrug, sie zu heben; er nahm einigen Theil an der Unterhandlung: die Hauptsache aber that ohne Zweifel die politische Lage der Dinge. Ein Zugeständniß, bei dem man nichts verlor, konnte kein allzuhoher Preis scheinen für die Hülfe der kriegfertigsten deutschen Macht in einer so wichtigen Angelegenheit. Im Juli 1700 faßte die große Conferenz der kaiserlichen Minister den Beschluß, daß dem Wunsche des Churfürsten gewillfahrt werden könne; nachdem die Bedingungen festgesetzt worden, die dann die engste Verbindung in sich schließen, sowohl für den Krieg, als für die Reichsangelegenheiten, ward der Vertrag am 16 November 1700 unterzeichnet. Brandenburgischer Seits trug man nur Sorge, kein Wort einfließen zu lassen, das mehr als eine Beistimmung und Einwilligung des Kaisers angedeutet hätte. Die Befugniß, sich die Krone aufzusetzen, leitete der Churfürst nur von seiner eigenen Macht her.

Er würde jedoch von andern Seiten noch gar manchen unangenehmen Widerspruch erfahren haben, wäre ihm nicht zu Statten gekommen, was indeß in Spanien und in Frankreich geschah.

Man eröffnete das Testament des indeß verstorbenen letzten Habsburgers in Spanien: es lautete ganz zu Gunsten des Königs von Frankreich, dessen Enkel darin zum Er-

liner Hofe war Pater Wolf vorlängst bekannt und demselben nützlich gewesen. Später freilich kamen Zeiten, wo man hier nicht begreifen konnte, daß Jemand anders in wichtigen Angelegenheiten gesucht werden könne, als die Inhaber der großen Stellen.

ben der gesammten Monarchie eingesetzt war. Hierauf ließ Ludwig XIV den Theilungsvertrag fallen, der vor kurzem unter seinem Einfluß getroffen worden, und entschloß sich den größern Vortheil zu ergreifen und die Erbschaft anzunehmen. Nothwendig erweckte dies alle Antipathien, die sich jemals gegen Frankreich geregt: England und Holland traten zurück auf die Seite von Östreich.

Jetzt schwiegen die Einwendungen welche diese beiden Mächte bisher gegen die neue Krone erhoben; sie sahen in der Erhebung von Brandenburg ein gemeinschaftliches Interesse.

Auch mit dem König von Polen, wiewohl noch nicht mit der Republik, war Friedrich einverstanden, und er konnte in Übereinstimmung mit allen alten Verbündeten zu dem prächtigen Krönungsacte schreiten, nach welchem sein Herz Verlangen trug.

Wir wollen die Ceremonien des 18 Januar 1701 nicht schildern: sie haben für unser Gefühl, wenn wir davon lesen, etwas Überladenes. Doch ist das Selbstergreifen der Krone nicht ohne Würde; daß die Salbung nicht vorangeht, sondern nachfolgt, und zwar durch zwei eben hiezu zu Bischöfen erhobene Geistliche, drückt eine Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen aus, wie sie vielleicht bei keiner andern Krönung weder früher noch auch später hervorgetreten ist.

Das geistliche Element erschien in der einzigen Selbständigkeit, welche ihm in protestantischen Staaten geblie-

ben, der Lehre und Ermahnung. Der Propst zu Berlin legte aus dem Beispiel Christi und Davids dar, daß die Regierung eines Königs zur Ehre Gottes und zum Besten der Unterthanen geführt werden müsse. Er bezeichnet als das vornehmste Prinzip, das Regenten wissen sollen, dieses, daß sie um der Unterthanen, nicht die Unterthanen um ihretwillen in der Welt sind. Er ermahnt zum Gebet, daß Gott diesen Grundsatz allen Regenten tief ins Herz drücken möge.

Auch die Stiftung des schwarzen Adlerordens, der der Krönung unmittelbar voranging, hat einen Bezug auf die Pflichten des Königthums. Jenes „Suum cuique“ in den Insignien desselben bezieht sich, wie Lamberty versichert, der es selber angegeben hat, auf die Definition einer guten Regierung, in der den Guten sowohl wie den Bösen nach ihrem Verdienst geschehe; Lorbeer und Blitz bedeuten Belohnung und Strafe. Der Gedanke wenigstens ist sehr königlich.

Leibnitz, der damals dem Hofe nahe stand und sich viel mit dieser Sache beschäftigte, bemerkt sehr wohl, daß allezeit zur Erfüllung des Wesens auch der Name gehöre; der Churfürst von Brandenburg habe alles gehabt, was königlich sei; König aber sei er erst dadurch daß er König heiße.

Obgleich die neue Würde nur auf Preußen gegründet war, so umfaßten doch Titel und Rang alle Provinzen. Die dem deutschen Reiche angehörigen wurden aus

der Reihe der anderen deutschen Länder gleichsam hervorgehoben, und zu einer besondern Einheit zusammengefaßt, wie sorgfältig man auch sonst noch das Verhältniß zu dem Reiche aufrecht erhielt. Insofern war die Erwerbung der königlichen Würde für den Fortgang der preußischen Dinge ein wesentliches und selbst nothwendiges Moment, das aus dem Zusammenhang der Ereignisse nicht wegzudenken wäre.

Mit dem Namen Preußen durchdrang sich der Begriff von Kriegsmacht, von deren durch herrliche Thaten wachsendem Ruhm wir schon eine Andeutung gaben.

Aber auch auf einem andern Gebiete schien sich an die neuentstehende Macht eine Entwickelung der merkwürdigsten Art zu knüpfen.

In Berlin, das Friedrich Wilhelm den durch Ludwig XIV verjagten Franzosen geöffnet, und wo ihnen nun Friedrich, unter dem sie erst zahlreicher anlangten, eine Aufnahme gewährte, die seine alten Unterthanen beinahe eifersüchtig machte, siedelten sich auch einige Gelehrte an, die von hier aus die literarischen Kämpfe fortführten, in denen sie durch die Gewaltsamkeiten der mit ihren Feinden einverstandenen französischen Regierung unterbrochen worden waren.

Es entsprach der Weltstellung des aufkommenden Staates, der sich der Übermacht des damals im vorzüglichen Sinne katholischen Reiches mit allen Kräften widersetzte, recht gut, daß man von dessen Hauptstadt her auch auf

dem Gebiete der Literatur die Angriffe abzuwehren suchte, welche die dort nunmehr allein herrschende Meinung gegen die Ideen des Protestantismus unternahm. Die Schriftsteller der anglicanischen Kirche, die Gelehrten der holländischen Universitäten und die in Berlin angesiedelten Flüchtlinge bildeten gleichsam eine Coalition wie die Staaten denen sie angehörten. Was diese mit den Waffen verfochten, suchten sie in den Gebieten des forschenden Geistes aufrecht zu erhalten.

In Berlin war Jacob Lenfant, von dem man sagt, daß er nach jedem Beisammensein mit seinen Freunden, die sich gern bei ihm einfanden, statt Abspannung vielmehr neuen Trieb zu literarischen Arbeiten fühlte, was ohne Zweifel daher kam, weil die Gleichgesinnten sich in ihren Meinungen bestärkten und die schwachen Seiten der Gegner wetteifernd entdeckten. Mit den Behauptungen und Doctrinen der Jesuiten befanden sie sich im unaufhörlichen Kampfe. Lenfant beschäftigte sich besonders mit den Verhandlungen der großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts. Die Geschichte des costnitzer Concils schrieb er zum ersten Mal aus den ächten Actenstücken welche damals zusammengebracht worden waren: Bischof Burnet setzt seine Arbeit dem Werke Paolo Sarpi's über das Tridentinum zur Seite.

Noch höher hinauf stieg Isaac von Beausobre. Sein Buch über die Manichäer gehört zu den belehrendsten und

sinnreichsten, die je über eine ketzerische Secte geschrieben worden.

Beide waren beliebte Prediger, Lenfant durch Lebhaftigkeit, Beausobre durch Schwung und Adel des Ausdrucks. Von unendlicher Wirksamkeit ist die von ihnen gemeinschaftlich verfaßte Übersetzung des Neuen Testaments in das Französische geworden, ein Werk zugleich von gelehrtem und von kirchlichem Werth, das von allen Reformirten auch den englischen mit großem Beifall begrüßt ward.

Mit ihnen arbeiteten Vignoles und Lacroze.

Der erste hat sich noch in Frankreich durch die Behauptung Richard Simons, es sei unmöglich, eine Chronologie des alten Testaments zu verfassen, veranlaßt gefühlt, einen solchen Versuch zu wagen; mit umfassendem Fleiße brachte er endlich in Berlin ein Werk dieser Art zu Stande, das immer in gutem Ansehen geblieben ist. Doch besaß der andere wohl eine entschiedenere Gabe für fernliegende Gelehrsamkeit. Vortrefflich begegnete er den Paradoxien Harduins, denn auch die Ausschweifungen der französischen Schulen hielt man für nothwendig zu bestreiten; seine koptischen Studien haben nach langer Zeit eine Beziehung zu der Erkenntniß der ältesten Weltgeschichte gewonnen, die er selber nicht geahnet hat.

Es war gewiß von dem größten Werth, daß in der neuaufkommenden Hauptstadt des nördlichen Deutschlands, wo man in Folge der Einwanderung mit jedem Zweige der französischen Literatur, welche die allgemeine europäische

war, in innige Beziehung gerieth, das protestantische Prinzip zu einer so gründlichen literarischen Darstellung gelangte.

Daneben hatten aber innerhalb des deutschen Protestantismus schon wieder eigene Bewegungen begonnen, die ihm, unter Widerstreit und Kampf, eine neue Entwickelung ankündigten. Aus der Tiefe der lutherischen Theologie, und der damit zusammenhangenden Weltansicht, erhoben sich neue Tendenzen, zwar im Widerspruch mit den gerade vorwaltenden Systemen, aber auf ihrem Grunde beruhend.

Der äußerlichen Orthodoxie setzte sich die Forderung thätigen Glaubens und sittlichen Wandels in Philipp Spener und dessen Freunden entgegen, die sich zur Aufgabe machten, in den jungen Lehrern des Volkes einen praktisch lebendigeren Geist zu erwecken.

Dann erhob sich eine juridische Schule, welche nicht mehr das gesammte Leben des Staats von dem geistlichen Prinzip beherrschen lassen wollte, sondern diesem sein besonderes Gebiet in Erhaltung der äußeren Ordnung und Friedlichkeit vindicirte.

Ansichten, die man übertreiben und wieder verfälschen konnte, dennoch in sich selbst nicht ohne gute Berechtigung und durch und durch protestantisch. Eben tiefere Religion, und sittlicher Abscheu vor den Unordnungen eines bloßen Fürwahrhaltens und Werkdienstes, und dann das Hervorheben der dem Staate unabhängig inwohnenden

Rechte und Pflichten hatte die Reformation möglich gemacht und begründet. In Brandenburg faßte man den Entschluß, beiden eine freie Wirksamkeit nicht allein zu gestatten, sondern zu verschaffen.

Ein Grund lag auch darin, daß das vorwaltende System allezeit eine große Feindseligkeit gegen das dem reformirten Bekenntniß angehörige Haus von Brandenburg gezeigt, und seine Jünger damit erfüllt hatte. Das strenge Lutherthum war seiner ursprünglichen Ausbildung nach ständischer, und zwar provinzialständischer Natur. Eine aus ihrer eigenen Macht emporsteigende Staatsgewalt konnte sich unmöglich zur Pflege desselben berufen fühlen.

Genug, als Spener und seine Freunde aus Sachsen entfernt wurden, wo die bisherige Meinung den Platz behielt, öffnete sich ihnen in den brandenburgischen Gebieten ein bei weitem größerer Wirkungskreis. Die Universität Halle ward gestiftet, vor allem in der Absicht, die Candidaten für die 6000 Pfarren die man im Lande zählte, nicht mehr einem feindseligen und überdies geistig beschränkten Einfluß zu überlassen. Hier entwickelten die Schüler gar bald eine sowohl theoretisch als praktisch energische, durchgreifende Thätigkeit: in der Nähe des Hofes in der Hauptstadt übte der Meister selbst, milder und feiner als jene, aber nicht weniger unerschütterlich, seinen segensreichen Beruf aus.

Schon hatte Friedrich den Mann, der zuerst das Recht der Natur von den Fesseln des theologischen Systems be-

freit, und ohne die Offenbarung zu bekämpfen, die wohlbegründeten Ansprüche der Vernunft gerettet, Samuel Pufendorf, mit dem würdigsten Auftrag betraut, den er ihm geben konnte, die Geschichte seines Vaters mit furchtloser Wahrheitsliebe zu schreiben.

In die literarische Bewegung der Zeit, in der sich die allgemeinen Überzeugungen umgestalteten, griff noch um vieles mehr Christian Thomasius ein. Jene Grundsätze des Staatsrechts wandte er auch auf das Kirchenrecht an. Ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, wenn man früher die Kirchengewalt als die Vollzieherin der reinen Lehre, nach der von den Theologen gegebenen Entscheidung betrachtet hatte, und er dagegen ihr Amt nur darin sah, daß keine Streitigkeit zwischen ihnen den äußeren Frieden störe. Er kam damit den Toleranzbestrebungen zu Hülfe, die hier zunächst zwischen den beiden protestantischen Parteien eine Nothwendigkeit waren, und in deren Durchführung Friedrich I seinen Ruhm setzte. [1] Überhaupt ist Thomasius einer der wirksamsten Professoren gewesen, die je auf einer deutschen Universität gelehrt haben, nicht sowohl allemal durch den Sachinhalt seiner Vorträge, als durch die Methode, das Wesentliche, Wissenswürdige zu ergreifen. Man begegnet in den Vorreden und Dedicationen von Büchern der mannichfaltigsten Art dank-

1. Bericht des Pater Vota: il regnante si persuadeva e gloriava d'aver uniti di fede e di cuore i Calvinisti e i Luterani, che compongono i suoi vasti dominii.

barer Erinnerung an ihn oder die von seinem Geiste erfüllten Schüler.[1] Und wie vieles Andere mag ungesagt geblieben sein.

Die Universität war überhaupt nach Grundsätzen, die sich allezeit bewährt haben, eingerichtet worden. Man stellte nur so viel Professoren an, als unbedingt nothwendig waren, wählte aber solche, von denen man wußte, daß sie fleißig seien, keine Freunde allzuhäufiger Unterbrechungen, und besoldete sie nach den Verhältnissen der Zeit hinreichend; sie brauchten nicht durch verwerfliche Mittel die Gunst ihrer Zuhörer zu gewinnen. Man befolgte hiebei besonders die Rathschläge des erfahrenen Samuel Stryck, der selbst eine der ersten Stellen in der juristischen Facultät bekleidete; eine große Anzahl Schüler folgte ihm von Wittenberg.

Auch die dritte Facultät zeigte sich von wissenschaftlichem Leben erfüllt. Es war nicht ein zufälliger, auf Antipathien der Persönlichkeit sondern in der Natur dieser Wissenschaft gegründeter Gegensatz, der hier eintrat, zwischen dem nüchternen, auf dem einmal eingeschlagenen Wege rationell fortschreitenden Hofmann, und dem kühnen Theoretiker, Stahl; auch der erste erwarb sich viel Verdienst um die Praxis; dem zweiten entsprang auf seinem Wege eine neue Wissenschaft und eine neue Heilart.

1. Noch in der Schrift über die deutsche Literatur 1780 und anderwärts verweist Friedrich II „in historischen Kenntschaften“ auf die Hefte des Thomasius.

In der merkwürdigen Rede, mit der Paul von Fuchs die Universität eröffnete, hebt er besonders den Zusammenhang hervor, welchen auch die allgemeine Wissenschaft mit dem Leben und dem Staate habe; z. B. Mathematik und Geschichte mit der Kriegskunst. Und wo sei überhaupt eine Nation, welche Macht erworben ohne Wissenschaft? Als das rechte Symbol des preußischen Königthums erscheint ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorsteht. [1]

Man darf die Frage aufwerfen, ob eben alles Wissen auf den Universitäten gepflegt werden kann, und ob es nicht andere Werkstätten der nur auf das Object gerichteten Forschung, ohne Beziehung auf den Unterricht der Jugend, geben muß. Friedrich I machte, auf Anregung von Leibnitz, wenigstens den Versuch eine solche zu gründen.

Der Gedanke von Leibnitz ging zunächst auf die Förderung der mathematisch-physikalischen Wissenschaften. Er wollte eine Gesellschaft, wie die englische und französische, bei der aber das blos zufällige, die Neugier reizende vermieden würde; für diese sollte eine Sternwarte erbaut, ein Laboratorium mit großem Apparat angelegt werden, woran es ohnehin dem Hoflager eines großen Fürsten nicht fehlen dürfe.

1. So sagt Cellarius in dem panegyricus, Friderico I dictus (Bogen 2.) bei Gelegenheit der Krönung: ubi jam literae quam maxime coluntur, in Brandenburgicis putate regionibus, ibi quam plurima victoriarum monumenta sunt.

Er bemerkte den Nutzen, den die Pflege der Naturwissenschaften für das gemeine Wohl haben werde, ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem Ackerbau, dem Berg- und Hüttenwesen: er bezeichnete die Entwickelung dieser Kenntnisse zugleich als das beste Mittel, die evangelische Wahrheit den heidnischen Völkern näher zu bringen. Es war auf einem Ausflug nach Oranienburg, im März 1700, daß dieser Entwurf vorgelegt und von Friedrich in Berathung gezogen ward. Die eben gelingenden Kronunterhandlungen erfüllten seine Seele mit mannichfaltigen Hoffnungen und Absichten, und mit Freuden ging er darauf ein. Er dehnte den Entwurf sogar noch über eine andere Seite wissenschaftlicher Studien aus. Wahrscheinlich angeregt durch das kurz vorher erschienene akademische Wörterbuch der französischen Sprache, gab er den Wunsch zu erkennen, daß die neue Gesellschaft einen ähnlichen Fleiß der deutschen widmen, wie er sagt, zur Erhaltung der Reinigkeit der deutschen Hauptsprache beitragen möge. Überhaupt war die Idee königlich und zugleich national: die Deutschen auch in den Wissenschaften auf den Weg zu bringen, daß sie sich einmal mit andern Völkern würden vergleichen können.[1] Wie reich und glänzend ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen. Einen besseren Bund konnte der preußische Staat nicht schlie-

1. Vorschläge und Denkschriften in Leibnitz's deutschen Schriften herausgegeben von Guhrauer II, 267 f. Der erste Act in Sachen der Akademie ist die Zuschrift des Requetenmeister Wedel, der den Vortrag gehalten an Jablonsky 19 März 1700. Ebendas. S. 148.

ßen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickeln=den Geiste der deutschen Nation.

— Friedrich I hatte sowohl Einsicht und Bildung, als Ehrgeiz genug, um Gedanken dieser Art zu verstehen: das allgemeine Wohlwollen, das ihn belebte, das aber einen Kern von Energie in sich trug, wandte er auch die=sem Zweige zu.

Noch auf eine ganz andere Weise aber nahm seine Gemahlin, Sophie Charlotte, die von dem allgemeinen Geist europäischer Bildung berührt war, an Literatur und Wissenschaften Theil. Sie besaß nicht allein eine sehr gute äußerliche Kenntniß, so daß sie wohl manchen Fach=gelehrten in Verlegenheit setzen konnte: sondern sie wid=mete den Studien das lebendige Interesse, das aus einem noch unbefriedigten Suchen der Wahrheit entspringt: sie kannte die Probleme die noch nicht gelöst waren.

Unter ihren Augen sind die theologischen Controver=sen, welche, wenn sie auch nicht mehr die Welt bewegten, doch die Gemüther zu beschäftigen fortfuhren, vielfach und keineswegs ungründlich verhandelt worden.

Zuweilen erschien der Beichtvater des Königs Au=gust von Polen, Pater Moritz Vota, ein vielversuchter geistlicher Diplomat, an dem Berliner Hofe, wie seine Erinnerungen zeigen, nicht ohne die Hoffnung den Kö=nig und die Königin zu bekehren. Er war ein Jesuit von Welt, mit den mannichfaltigsten Kenntnissen, nunmehr ein alter Mann, aber von einer Lebhaftigkeit der Auf=

fassung welche die Jugend beschämte; die Königin fand großes Gefallen an ihm. Sie lud ihn wohl mit einem oder dem andern protestantischen Prediger zu sich ein, — jedesmal nur mit einem, um nicht Verwirrung zu veranlassen, — und verfolgte mit großer Aufmerksamkeit die Argumente welche sie gegen einander vorbrachten. Man hat davon angefangen, ob Petrus in Rom gewesen, dann den Primat des römischen Stuhles, die Immunität und Befugnisse des geistlichen Standes durchgesprochen, bis man auch auf die schwebenden Streitigkeiten in der katholischen Kirche, z. B. das Verhalten des Papstes in der jansenistischen Sache, gekommen ist. Einer der vornehmsten Gedanken Votas war, daß sich eine Wiedervereinigung der Kirche auf den Grund der Lehre der Kirchenväter und der alten Concilien hoffen lasse. Wenn ihm Beausobre oder Lenfant einwandten, daß auch von den griechischen Kirchenvätern die Sprache der Schrift nicht immer verstanden, und manches fremdartige, neuplatonische eingemischt worden sei, gerieth er in einen heiligen Eifer, der ihm unendlich gut stand. Man besitzt einen merkwürdigen Brief der Königin darüber, zu dem ihr ihre Gelehrten ohne Zweifel die Materialien gegeben haben [1]; die letzte Redaction würde einer denkenden Fürstin nicht ungemäß sein: sie ist bei eingehendem Ernst doch leicht und angenehm.

1. Abgedruckt bei Erman: Memoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte 247. Wenn Vota zu verstehen gab, daß er nahe daran gewesen sei, die Königin zu bekehren, so muß er wohl diesen Brief vergessen haben.

Eben so vergeblich bestürmte sie der Freidenker Toland mit seinen dunkeln und verwegenen Lehrmeinungen.

Dagegen machten ihr die Schriften von Bayle, besonders das Dictionnaire, das man in Charlottenburg trotz seines Folioformats und seiner gelehrten Ausstattung auf das eifrigste studirte, einen nicht geringen Eindruck. In den Regionen des Zweifels, der Gegensätze zwischen Vernunft und Glauben, in welche dieser Autor führt, knüpfte sich das Verhältniß der Königin zu Leibnitz an, der keine leichte Aufgabe bei ihr hatte. Sie war dafür bekannt, daß sie das Unzureichende eines Beweises auf der Stelle fühle, die treffendsten Einwürfe vorbringe; es schien, als stelle sich ihrem Geiste bei jeder Behauptung die ganze Reihe der daraus fließenden Folgerungen dar, und zwar auf einmal, in voller Deutlichkeit; da sie dachte, so verstand sie zu fragen, sie forschte wie man gesagt hat, dem Grunde des Grundes nach; Leibnitz sah sich auf Untersuchungen geführt, auf die er sonst schwerlich gekommen wäre; bei diesem Anlaß hat er die Grundlinien seiner Theodicee entworfen. Von der eigenen Hand der Königin haben wir zu wenig übrig, um die Überzeugungen anzugeben die sie in sich ausbildete; sie gehörte zu den Naturen welche der Widerwille gegen alles äußerliche Wesen in der Religion eher auf die entgegengesetzte Seite treibt [1]; aber sie war wohlthätig und leutselig, theilnehmend

1. Doch sagt Vita Sophiae Carolae; Ms. wahrscheinlich von Leibnitz selbst: „sacrificium piarum precum in Spiritu et veritate obtulit.“

an fremdem Unglück, gefaßt im eigenen: sie durfte glauben, sie stehe gut mit ihrem Gott: oft hat sie von dem Frieden Gottes geredet. Zu ihrer Zufriedenheit war ihr genug, in dem Garten zu Lietzenburg, das seitdem ihren Namen trägt, zu lustwandeln, in der Umgegend der Stadt spazieren zu fahren, zuweilen die Heimath wieder zu sehen; sie bedurfte nur Luft und Sonne und hauptsächlich geistige Beschäftigung. Wenn sie sich, was sie nicht verschmähte, mit ihren Damen zu weiblichen Arbeiten niedergelassen, ward etwas vorgelesen: noch sind die Musikalien übrig, an denen sie eine natürliche Gabe dafür übte. Ihr eigenthümlichstes Talent aber, — vielleicht das dem weiblichen Geiste, wenn er zu seiner Reife gelangt, entsprechendste — war das der Conversation. Recht im Gegensatz mit ihrem Gemahl, der sich am frühesten Morgen erhob, und sein Tagwerk gern mit ceremoniöser Pracht unterbrach, liebte sie die langen Abende, zwanglose Hoheit, freies Gespräch. Keine Schmeichelei, viel weniger etwas Unschönes hätte sich an sie heranwagen dürfen; sie wußte das Ächte von dem Falschen zu unterscheiden, und zeigte ein Urtheil, das man wohl der Literatur in weiteren Kreisen gewünscht hätte. Die Gelehrten [1], die sie umgaben haben der Verbindung von Schön-

1. Leibnitz gedenkt ihrer unwillkührlich bei dem Verse auf Hildegard, Gemahlin Carls des Großen „Attamen hanc speciem — die schönste der Welt — superabant lumina mentis“ Annales imperii I, 108. Larrey, ihr Vorleser, in der Geschichte Ludwigs XIV, II, 417. Lenfant in der Einleitung zu jener Correspondenz mit Vota: bei Erman 244. Die schönste Reliquie aus ihren Papieren ist ein Brief an die Pöllnitz (Erm. 71), den auch Varnhagen aufgenommen hat.

heit und Geist, Adel und Höflichkeit, die in ihr war, nie vergessen. So erschien sie auch in der Gesellschaft, die den Hof bildete. Sie kannte ihre Leute durch und durch, und schonte ihrer Eigenschaften in ihren vertrauten Gesprächen mit nichten; Anmaßung, namentlich ungeschickte, wies sie mit Kälte von sich, verlegene Bescheidenheit zog sie eher hervor. Sie war stolz, unverstellt und voll Anmuth. In Geschäfte hat sie sich wohl nie gemischt, nur zuweilen in persönlichen Dingen die sie durchschaut spricht sie eine Meinung aus, zieht sich aber sogleich wieder in ihre Sphäre zurück. In dieser nahm der Hof etwas von ihren Bestrebungen an; er theilte, wie Toland erzählt, seine Zeit zwischen Studien und Ergötzungen. Eben darin lag das Verdienst der Königin, daß sie die geistigen Interessen in den höheren Kreisen anregte, die auch sehr empfänglich dafür waren.

Und so schienen äußere und innere Angelegenheiten von Preußen in dem besten Fortgang begriffen zu sein.

Dohna pries einst den König glücklich, daß er alles habe, was ihm rühmlich und angenehm sei, treffliche Truppen, Geld in seinen Cassen, schöne Landhäuser darin zu wohnen, eine unvergleichliche Gemahlin. Der König antwortete: er schlafe doch nicht so ruhig, wie man glaube; es sei nicht leicht, die mannichfaltigen Staatsinteressen zu vereinigen, die gierigen Hofleute zu befriedigen.

Es gab aber noch ganz andere Schwierigkeiten als die hier bezeichneten, und immer mehr traten sie an den Tag.

König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornates auf seinem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette, vorn und hinten überhängend getragen wurde, seinen Kammerherren mit dem goldenen Schlüssel, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Officiere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall, Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer mußte Überfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel: die Jägerei und vor allem die Capelle waren zahlreich besetzt. Der Fürst ließ sich den kurzweiligen Rath nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdecke, was ihm von andern verschwiegen werde; er sah gern ein paar Mohren, einen und den andern getauften Türken in seinem Dienst. Die blaue Livree der Dienerschaft war bedeckt mit goldenen Galonen, so daß von den rothsammetnen Borten, mit denen sie versehen war, nur die äußersten Ränder erschienen. An der genauen Bestimmung dieser Dinge, der Anordnung prächtiger Feste, nahm er selber Antheil, und man sagte ihm, Niemand habe ein

größeres Talent dafür. Anderen aber, die den Fortgang der brandenburgischen Dinge in dem Wesentlichen wünschten, war nicht so wohl dabei. Es schien nun doch wahr zu werden, was man von Anfang an befürchtete, daß der Glanz der Königskrone den Staatshaushalt gefährde. Man hielt einst für nothwendig, dem König vorzustellen, daß die Kosten seines Hofstaates gegen die ersten Jahre, wo doch viele außerordentliche Aufwendungen nöthig gewesen, um das Doppelte gestiegen seien, ohne daß sich eine neue Quelle der Einnahme eröffnet habe.

An dem Hofe herrschte ein factioses Wesen, das zugleich den Staat ergriff, die Collegien durchdrang, rasches Emporkommen und plötzlichen Fall der Häupter und ihrer Anhänger hervorrief.

Die vornehmsten Stürme knüpfen sich an die Namen Dankelmann und Wartenberg.

Absehend von dem Zufälligen und Wenigbewährten können wir so viel sagen, daß Dankelmann mit der Autorität eines alten Lehrers die vorwaltende Neigung des Fürsten mäßigte, auf eine gewisse Sparsamkeit sah, einen geordneten Staatshaushalt möglichst festhielt, Wartenberg dagegen [1], ein liebenswürdiger gewandter Hofmann,

1. Besser führt seine Ämter auf: Obercämmerer, oberster Staatsminister, Oberstallmeister, General-Öconomiedirector, Oberhauptmann aller Schatullämter, Generalerbpostmeister, Marschalk von Preußen, Canzler und Ritter des Ordens vom schwarzen Adler: wie auch Protector von allen königlichen Academien. Große Herren, sagt er, haben zweierlei Diener, einige für die Geschäfte und einige für ihre Personen, hier aber ist in dem Herrn Grafen beides beisammen. Bessers Schriften p. 167.

in persönlichem Dienst emporgekommen, jenen Neigungen vielmehr Vorschub that, und jede Art von Aufwand begünstigte.

Daher kam es, daß alles rühmliche Bestreben, dem zuweilen selbst großartige Gedanken innewohnten, doch von einem Gefühl der Unsicherheit begleitet war: unaufhörlich fühlte man den Boden, auf dem man stand, unter seinen Füßen schwanken.

Wie die Dinge gingen, wie weitreichende Absichten man faßte, mit welcher Rücksichtslosigkeit man sie durchzuführen suchte, bis doch zuletzt alles wieder an der inneren Unordnung scheiterte, in der man begriffen war, davon giebt der Versuch einer Vererbpachtung der Domänen ein merkwürdiges Beispiel, dessen ich, denn diese administrativen Bewegungen gehören zu dem eigentlichsten Wesen des aufkommenden Staats, mit einem Worte gedenken muß.

Neben der Einführung der Consumtionssteuern hatte sich der große Churfürst mit nicht geringem Eifer auch der Bewirthschaftung der Domänen gewidmet, und war nach mancherlei entgegengesetzten Versuchen doch wieder auf den Pacht zurückgekommen, den man damals in der eigenthümlichen Form den er hatte als Arende bezeichnete. Dabei blieb man auch unter dessen Nachfolger stehen, und zwar mit dem besten Erfolg; der Ertrag der Domänen im Magdeburgischen ist von 1683 bis 1702 um mehr als das Doppelte gestiegen.

Indessen war schon Friedrich Wilhelm mit der Me-

thode nicht ganz zufrieden gewesen: der einmal erwachte Geist staatswirthschaftlicher Verbesserungen begnügte sich jetzt mit dem gewonnenen Ergebniß um so weniger, als die Bedürfnisse täglich wuchsen.

Da erhob sich nun aus der Mitte der Administration ein Mann, der sich erbot, von den Domänen, wenn man sie nur anders verwalten wolle, einen viel größeren Ertrag herauszuschaffen.

Es war ein früherer Beamter der kurmärkischen Kammer, der in dem Archive derselben auf ältere anderswo ausgeführte, in das sechszehnte Jahrhundert zurückreichende Plane gestoßen war, Christian Friedrich Luben von Wulffen, ein Mann von emporstrebendem Ehrgeiz, nicht ohne Bezug zu dem inneren Krieg entgegengesetzter Intrigue dieses Hofes, aber zugleich von einer ächten Ader des Talentes für Auffassung umfassender Ideen und Durchführung neuer Einrichtungen.[1]

Im Jahr 1700, wo alles Neue Anklang fand, trat dieser Mann mit dem Plane auf, die Domänen zu vererbpachten, zunächst die großen Vorwerke, die man jetzt auf Zeitpacht ausgethan, an Bauern und Cossäthen um einen jährlichen Erbzins zu eigener Bewirthschaftung zu überlassen. Er meint, das sei vielleicht einem Edelmann

1. Vgl. König Berlin III, 184, 267. Bei weitem besser aber unterrichtete mich eine Zusammenstellung aus den Acten, die Hr. Ghr. Riedel unter dem Titel: Generelle Darstellung des Erbverpachtungswesens in den Domänen und dessen Wiederaufhebung unter Friedrich I, verfaßt und mit seltener Bereitwilligkeit mir mitgetheilt hat. Ich wünschte sehr, daß diese Arbeit dem Publicum vorgelegt würde.

nicht zu rathen, der alles selbst in Obacht nehmen könne, aber wohl einem Fürsten, der viele und weit entlegene Ämter habe. Er berechnete, daß ein Vorwerk, das jetzt auf 500 Thaler Pacht angesetzt sei, nach den Abzügen, die der Fürst übernehmen müsse, noch nicht die Hälfte davon einbringe, wenn es aber an Verschiedene ausgetheilt werde, mehr als 600 Thaler reinen Ertrags abwerfen könne. Doch waren seine Gedanken nicht allein fiscalischer Art, sie erinnern bereits an eine Agricultur-gesetzgebung, die später aus ganz anderen Rücksichten angenommen worden ist. Er wollte die von den Vorwerken und Ämtern abhängigen Bauern der harten Dienste entledigen, zu denen sie den Pächtern verpflichtet waren, und ihre persönlichen Leistungen in ein Dienstgeld verwandeln; er hegte die Ansicht, in Folge der Begründung neuer Bauerstellen werde sich das Land bevölkern, die Jugend sich dem Ackerbau widmen, vielleicht eine große Anzahl von Fremden anziehen; in der Menge der Unterthanen bestehe die Glorie des Herrn, sowie die Sicherheit des Landes, denn in ein Gebiet das überall mit Eigenthümern besetzt sei, werde sich kein Feind mehr wagen.

Vorschläge, die dem wohlmeinenden und vorstrebenden Sinne des Fürsten entsprachen. Dahin eben ging seine Absicht, auf das Emporkommen aller lebendigen Kräfte ein starkes und glänzendes Königthum zu gründen. Der geheime Staatsrath war nicht dagegen, denn gute Wirthe und bemittelte Leute ins Land zu ziehen hatte er immer

gerathen; mit großem Eifer nahm Graf Wartenberg die Sache vor die Hand. Nachdem er sich noch anderweit bei kundigen Männern Raths erholt, ward der Beschluß gefaßt, eine von jeder andern Behörde unabhängige Commission, zu der auch Luben gehörte, aufzustellen, welche den Plan ausführen sollte; sie verpflichtete sich ein bestimmtes Mehreinkommen auszubringen. Am 2 April 1701 erschien eine Verordnung, welche die Ämter der Altmark bestimmte wo der erste Versuch in der neuen Bewirthschaftung gemacht werden sollte; sie verkündigte den Unterthanen Erledigung von der Last des Scharwerkes, und forderte die, welche Caution zu stellen im Stande seien, auf, sich zur Übernahme der Erbpacht zu melden.

Und der Anfang nun, den man in sieben Ämtern der Altmark machte, gewährte den besten Erfolg. Gebäude und Inventarien wurden um gute Preise verkauft, die festgesetzte Erbpacht überstieg noch den versprochenen Mehrertrag; nachdem der König im Herbst 1701 die neue Einrichtung persönlich in Augenschein genommen und sie gebilligt, suchte man sie nach andern Provinzen fortzupflanzen; im Jahr 1702 zunächst nach der Mittelmark und dem Magdeburgischen. — Hier aber erhob sich ein Widerstand, den man in diesem Staate kaum erwarten sollte.

Die beiden Amtskammern, zu Halle und zu Berlin, in der Überzeugung, daß sie ihre Pflicht bisher erfüllt und das Mögliche geleistet, waren entrüstet, daß neben ihnen, in ihrem Wirkungskreise, eine von ihnen unabhän-

gige Thätigkeit sich regte, die ihren Begriffen schnurstracks entgegenlief. Mit der größten Mühe hatten sie die Wirthschaftsgebäude unter Dach und Fach gebracht, die Luben jetzt zu veräußern eilte. Sie waren noch mit besondern Schulden belastet, die sie durch neue auf dem bisherigen Wege allmählig zu erzielende Ertragserhöhungen zu decken gedacht, und mußten nun sehen, daß diese künstlich auf einmal hervorgebracht und zu anderen Zwecken verwendet wurden. Die hallische Kammer wollte die Unterbeamten, welche Luben angestellt, nicht als königliche Diener gelten lassen, wies ihre Vorstellungen zurück, erließ keine Verfügungen an sie. Luben, der immer fortschritt, wies die Erbpachter an, zur Landrentei der Kammern nichts weiter einzuliefern, als was diese in den letzten Jahren der Arende empfangen: die Kammer dagegen forderte auch das Mehr, das die Erbpächter versprachen, und ließ es durch Execution eintreiben.

Man würde die Natur preußischer Beamten verkennen, wenn man in ihnen blos willenlose Werkzeuge sehen wollte. Allgemeine Überzeugungen praktischer Art werden von ihnen, auf den Grund ihrer Erfahrung, ausgebildet und eifrig festgehalten. Hier brach gleichsam ein Krieg zwischen zwei Behörden aus, von denen sich die eine im Besitz der regelmäßigen Befugniß befand, die andere einen außerordentlichen Auftrag vollzog. Ein lebhafter Schriftwechsel entspann sich; eine Untersuchungscommission ward niedergesetzt, ausführliche Informationen wurden aus den

bereits eingerichteten Bezirken eingeholt; das Resultat war, daß das neue Verfahren bestätigt und die Absicht, die Erbpacht einzuführen, auch auf alle anderen Provinzen ausgedehnt wurde.

Man war damals nicht gewohnt, Leute zu schonen, welche sich in der Opposition befanden. Alle Mitglieder der Amtskammern, wie von Halle und Berlin, so auch von Halberstadt, welche sich den Lubenschen Plänen widersetzt hatten, wurden aus dem Dienst entlassen, und nur solche geduldet, die sich dem Verfahren anschlossen. Die Hofkammer, in der Luben jetzt selbst eine Stelle erhielt, übernahm die Durchführung des ganzen Vorhabens. Was bisher mehr ein außerordentlicher Versuch gewesen, ward im Jahr 1704 zum System erhoben.

Hierauf nahm die Sache fürs erste einen ungehinderten Fortgang.

In den Jahren 1704 bis 1706 wurden in der Kurmark zwölf große Ämter und eine Anzahl Vorwerke der Erbpacht unterworfen. Im Magdeburgischen wurden die zu vererbpachtenden Domänen unter die Commissarien vertheilt, und man kam im Jahr 1706 bis auf wenige Pertinenzien damit vollkommen zu Stande. Hier und im Halberstädtischen, in der Nähe von Ackerstädten und großen Bauerndörfern hatte es keine Schwierigkeit, angesessene Leute zu finden, welche was sie in Erbpacht nahmen auch mit ihrem eigenen Geschirr zu bewirthschaften vermochten. In der Neumark begann man 1706, weil da

viele Ämter aus der Zeitpacht kamen; nach drei Jahren waren 12 Ämter und eine große Anzahl Vorwerke vererbpachtet. In Pommern schritt man 1707 an das Werk. Und da die Erbpacht ein Ansehnliches mehr eintrug, als die Zeitpacht (in der Kurmark 20000, in der Neumark 12000, in dem Magdeburgischen 16000 Thlr.), so wuchs der Eifer des Hofes. Im Anfang des Jahres 1710 wurden die königlichen Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten ausdrücklich aufgefordert, sich bei der Erbpacht zu betheiligen, wo man ihnen Bedingungen zu machen gedenke, mit denen sie zufrieden sein würden. Es war als sollte der ganze Patrimonialbesitz der Fürsten unter diejenigen ausgetheilt werden, die jetzt seinen Staat bildeten, oder bei Gelde waren. Den Mitgliedern der Hofkammer sagt man nach, daß sie sich über die günstigen einem Jeden zu gewährenden Erbpachtscontracte unter einander verstanden hätten.

Nothwendig erhob sich, als die Sache so weit gekommen, der Widerspruch, der früher nicht ohne Gewaltsamkeit beseitigt worden, mit verdoppelter Stärke.

Schon immer hatte man gegen das ganze System eingewendet, daß ein großer Verlust für den Staat darin liege, wenn man die Ländereien nach dem eben geltenden Preise erblich und also auf immer abtrete; denn nichts sei wahrscheinlicher, als daß sich der Werth im Laufe der Zeit noch sehr erhöhe.[1] Luben zeigte wenig Voraus-

1. Unter andern schrieb der Professor Ludewig in Halle eine Abhandlung „de conductione perpetuaria in regno et provinciis regni

ſicht, wenn er erwiederte, ſeitdem die Schifffahrt nach den beiden Indien eröffnet, und der ganze Weltkreis in Verbindung gebracht worden, habe ſich der Preis der Dinge ſchon auf eine unveränderliche Art feſtgeſtellt. Eben kam ein junger Mann empor, in dieſen Angelegenheiten mitzureden mehr als irgend Jemand befugt, der Kronprinz, der vom Verhältniß des Geldes eine andere Vorſtellung hegte; er war überzeugt, daß ſich der Werth der Domänengüter unverzüglich noch weit höher ſteigern laſſe, und ſah in jenem Verfahren eine Veräußerung, die er nicht dulden dürfe.

Ein zweiter Einwand war, daß das Geld, welches von den Cautionen und Erbſtandsgeldern einkomme, von dem Hofe aufgewendet, und daher der Domänenverwaltung entzogen werde, die darüber in die größte Verwirrung gerathe.

Wenn man näher nachfragt, wozu jene anſehnlichen Summen verwandt worden ſind, welche aus der Erbpachtoperation aufkamen, ſo findet ſich, daß ein guter Theil davon zu Gütererwerbungen gedient hat. Unter andern hat man die Grafſchaft Hohenſtein für mehr als 330000 Thaler eingelöſt. Anderes hat man erkauft, in

Borussiae," um zu beweiſen „daß wie von hundert Jahren her der Preis der Sachen wohl funfzig Mal höher geſtiegen, folglich eben dadurch der Wehrt des Geldes, des vielen aus Amerika und andern Bergwerken genommenen Silbers halber gefallen ſei, alſo auch dergleichen noch künftig zu beſorgen ꝛc.", (er ſelbſt macht dieſen Auszug). Es iſt der Haupteinwurf mit welchem noch heute die Erbpacht beſtritten wird.

der Ukermark Brachwitz, in der Neumark den Marwitzischen Antheil von Tornow, Belgard ward für 33333 Thlr. reluirt. Auch zum öffentlichen Nutzen, der Instandsetzung von Salzwerken, der Austrocknung eines und des andern Bruches ist einiges geschehen; nicht geringe Auslagen hat die erste Einrichtung gekostet. Auf diese Weise können mehr als 600000 Thaler nachgewiesen werden.

So viel ungefähr hatte allein der Mehrertrag der Domänen in den 10 Jahren betragen; aber außerdem war wenigstens eine gleiche Summe aus den Erbstands-, Inventarien- und Cautionsgeldern eingekommen. Untersucht man, wohin diese gerathen ist, so lassen die Rechnungen keinen Zweifel übrig: sie dienten großentheils die Schulden des Hofstaats zu tilgen; ich finde ein Jahr, 1707 bis 1708, wo für diesen Zweck mehr als 100000 Thaler aus den Erbpachtverträgen geflossen sind.

Alles beruht darauf, daß der Generaldomänendirector, Graf Wittgenstein, der im Jahr 1704 den Sieg der Erbpacht hauptsächlich entschieden hatte, zugleich Obermarschall war und die Hofstaatscasse dirigirte. Was er brauchte als Hofmarschall, das verschaffte er sich als Domänendirector. Die Beamten klagen, daß er weder die Hofstaatscasse noch die Provinzialetats gehörig habe revidiren lassen.

Nun mußte aber das Vorwalten eines fiscalischen Gesichtspuncts, wie dieser, den verderblichsten Einfluß auf das ganze Geschäft ausüben. Die Forderungen wurden

zu hoch getrieben: die Zuverlässigkeit der Unternehmer ward nicht, wie sich gebührt hätte, in Betracht gezogen.

Im Magdeburgischen, wo es noch am besten und leichtesten gegangen, zeigten sich viele Erbpächter zahlungsunfähig und mußten durch Zwangsmaßregeln an ihre Verpflichtung erinnert werden. In der Kurmark war die Kammer gar bald genöthigt, auf den versprochenen Mehrertrag Verzicht zu leisten. In der Neumark wollten die Pächter nicht zahlen, weil man sie zu hoch angesetzt habe: die Kammer war unfähig, den Hof zu befriedigen. In Pommern kam sogar zum Vorschein, daß die Commissarien, um nur Pächter zu bekommen, Befreiungen von Accise oder Contribution, einmal selbst von ordentlichen und außerordentlichen Lasten gewährt hatten; und da man es dabei nicht lassen konnte, so weigerten sich auch die Pächter, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Im Clevischen, wo Luben sein Verfahren 1709 mit großen Hoffnungen begann, fand er einen solchen Widerstand an den Drosten die ihre Bannrechte, den Schlütern und Rentmeistern die ihre Beamtungen gefährdet sahen, allen die bei der bisherigen Landesverwaltung betheiligt waren, den Dienstpflichtigen selbst, welche die Eigenbehörigkeit der Geldabgabe vorzogen, wenigstens an dem Tage, wo diese zu leisten war, daß die Sache gar nicht ins Werk gesetzt werden konnte.

Wie weit blieben diese Resultate hinter den Erwartungen zurück, die man sich einst von diesem Unterneh-

men gemacht. Die Kammern in einer Art von Auflösung und ihre Cassen in Verwirrung: große Summen verschwunden; nichts von den versprochenen Vortheilen: keine Zunahme der Cultur oder der Volksmenge.

Es ist nicht allein die Zahlungsunfähigkeit einer Brandcasse gewesen, was man dem Grafen von Wittgenstein zur Last legte; sein vornehmster Gegner, Boguslav v. Kameke, griff seine ganze Verwaltung und zugleich seinen Gönner und Beschützer, der die Erbpacht zu seiner eigenen Sache gemacht hatte, den Grafen Wartenberg, an. [1]

Den Gründen die er anführte gab die offenbare Verwirrung der Angelegenheiten einen unwiderstehlichen Nachdruck. Plötzlich sah man, jedoch allerdings unter Mitwirkung noch anderer Motive, in Hof und Staat eine vollständige Umkehr eintreten; Luben ward abberufen und entfernt, Wittgenstein nach Spandau geschickt, auch Wartenberg, so ungern der König sich dazu entschloß, aus dem Dienst entlassen.

Denn das war nun einmal der Sinn der Zeit, daß mißlungene Unternehmungen, sei es in der inneren oder äußeren Politik, an den vornehmsten Urhebern derselben, die als persönlich verantwortlich galten, geahndet wurden.

Da der größte Theil der geschlossenen Contracte die königliche Bestätigung noch nicht erhalten hatte, so trug man kein Bedenken, die Erbpacht überhaupt zurückzunehmen.

Aber es läßt sich denken, in welche Verwirrung hie-

1. Das Gutachten Kamekes ist vom November 1710.

durch die einzelnen Provinzen, ein Theil der Privatbesitzthümer, und dann auch die königlichen Cassen geriethen. Als auf einen harten Winter in der Provinz Preußen eine Hungersnoth folgte, besaß man keine Mittel ihr zu Hülfe zu kommen; aus mercantilen Rücksichten scheute man sich sogar, die Ausfuhr des Getreides zu verbieten; und es brach eine Seuche aus welche Litthauen beinahe verödete.

Genug ein an und für sich bedeutendes Unternehmen scheiterte vollkommen und zog nur Ruin und Verderben nach sich.

Überhaupt sahen wir: auch dieser Regierung schwebten umfassende Ideen vor. Wie die Akademie der Wissenschaften auf die Erweckung des wissenschaftlichen Genius in der Nation wirken sollte, so meinte man in der Akademie der Künste, die man gestiftet, eine Pflanzschule besonders der Baukunst für ganz Deutschland zu besitzen. Ein vielgewanderter Kenner versichert, daß er nirgends in der Welt geschicktere Lehrer und eifrigere Schüler gefunden habe [1]; man nahm Bedacht, das Gewerbe durch künstlerische Studien zu heben. Die französischen Gelehrten die man aufgenommen führten den Vertheidigungskrieg gegen das katholische Element in der Gelehrsamkeit des Jahrhunderts Ludwigs XIV; indessen brachen sich die deutschen auf dem um so mehr gesicherten Gebiete der

1. Lorenz Beger, thesaurus Brandenburgicus: neque in Belgio neque in Gallia neque in ipsa artium parente Italia et Roma majorem vel artificum excellentiam vel discipulorum solertiam deprehendi.

protestantischen Weltanschauung neue Bahnen. Das Gute wenigstens hatte der Luxus des Hofes, daß das Gewerbe, besonders in den Zweigen die demselben dienten, empor=kam; für den Handel sind einige unentbehrliche Bestim=mungen festgesetzt worden, z. B. eine Wechselordnung, welche jede bisher gegen Gesetze dieser Art erhobene Aus=rede abschnitt, und allgemeine Anerkennung fand; die Absicht war, ein Commerzcollegium zu errichten, welches zugleich als Handelsamt dienen, und bei der Errichtung der Manufacturen für eine gewisse Vollständigkeit sor=gen sollte.[1] Das Merkwürdigste aber ist wohl der Ver=such, den regelmäßigen Truppen zur Seite eine Landmi=liz aufzustellen.

Zunächst in den königlichen Ämtern sollten die Bauern=söhne, welche unverheirathet und noch unter 40 Jahren seien, in den Waffen geübt werden. Nachdem man ihnen einmal die Furcht benommen, als würden sie mit zu Felde ziehen müssen, machten ihnen die Übungen, welche von Unterofficieren der Armee, die die Dörfer bereisten, im Sommer nach dem Feierabend vorgenommen wurden, viel Vergnügen; ein Mal im Monat kamen sie aus einem ganzen Amte zusammen. Das Amt schaffte Montur und Waffen an, und hielt sie in Verwahrung. Mit einge=übten Mannschaften dieser Art hoffte man Einfälle, wie noch der schwedische von 1657 gewesen, auf immer un=

1. Marperges Geographische Beschryvinge etc. verdaalt door van der Aa 191, 280.

möglich zu machen: jedes Amt und jedes Dorf würde sich vertheidigen; zur Zeit dringender Noth würde man sie wenigstens innerhalb des Landes auch mit den regelmäßigen Truppen vereinigen können.[1] Wenn in den königlichen Erlassen diese neue Pflicht der Bauern durch die Aufhebung der Scharwerksdienste begründet wird, so erkennt man den Zusammenhang, in welchem die Anordnung mit der Veränderung in den Agriculturverhältnissen steht. Es gab populäre Regungen in diesem Staate, die gleich damals noch zu einer ganz andern inneren Entwickelung hätten führen können: wäre die Zeit danach oder auch die Verwaltung umsichtig genug gewesen. Aber Unordnung des Haushalts, Überschätzung der Kräfte, die sich dann plötzlich geringer zeigten, als man geglaubt, Mangel an sicheren und zuverlässigen Formen, hin und wieder wogende Parteiung, und endlich auch Mißgeschicke, über die nicht zu gebieten war, wirkten zusammen um alles in Verwirrung zu bringen.

Noch fehlte es an den vornehmsten Grundlagen der Macht und des Gedeihens; man hatte noch kein befestigtes politisches Dasein. Wenn die innere Verwaltung Friedrichs I Widerspruch erfuhr, so erhob sich ein nicht

1. In dem Reglement heißt es, man könne die Hoffnung haben, „daß ein solcher exercirter Bauer, woraus doch auch der meiste Theil der reglirten Truppen genommen ist, alsdan in Consideration seiner eigenen Interessen, wenigstens so guth standhalten werde, als ein mit Gewalt und wider Willen aus fremden Provinzen geworbener.“ Bei Gansauge: das brandenburgisch-preußische Kriegswesen 1440, 1640, 1740. S. 209. — Toland gedenkt des Landausschusses in seiner Relation; er war erstaunt über die gute Haltung dieser Truppe.

geringerer gegen seine Leitung der auswärtigen Angelegenheiten.

Während seine Heere die reichen Provinzen von Niederungarn dem Scepter von Östreich unterwerfen halfen, mußte er doch wirklich, wie er als Prinz versprochen, jenen Schwiebuser Kreis abtreten, welcher der Preis der Allianz seines Vaters gewesen war. Man sagte den kaiserlichen Ministern, diese Rückgabe bewirke, daß damit der Anspruch auf Schlesien wieder in seine Kraft trete [1]; das war aber eine viel zu entfernte Möglichkeit, als daß sie dieselben hätte hindern können, den einmal insgeheim bewilligten unmittelbaren Vortheil zu ergreifen.

Während dann weiter im spanischen Erbfolgekriege die Sache der Verbündeten mit so viel Anstrengung verfochten ward, konnte man doch die eigene wenig fördern. Ein Glück daß die Rechte auf Welschneuenburg schon früher erworben und von der oranischen Erbschaft unabhängig waren. Über diese selber brachen mit den nächsten Verbündeten die widerwärtigsten Irrungen aus.

Auch die Art und Weise der Theilnahme am Krieg, in mehreren kleinen Heeresabtheilungen, erregte Tadel: denn eben daher geschehe, daß die neue Krone doch nirgend zu dem Ansehen gelange, das eine zusammengehaltene Macht ihr verschaffen würde. Als es zu Frie-

1. Pufendorf Fridericus III § 7. Praetensionem in tres ducatus dimidiam fere Silesiam complexos, serius ocius fuisse vindicandam ista transactione abolitam.

densunterhandlungen kam, sah sich Brandenburg so in der Form als in der Sache vernachlässigt. [1]

Und dabei war man doch hiedurch im Westen so vollauf beschäftigt, daß man im Osten gegen drohende Gefahren fast ungerüstet erschien. Auf das tiefste ward es empfunden, daß man einst Carl XII gute Worte zu geben genöthigt war, statt ihm mit einem Heere Rücksicht zu gebieten, daß man sich im Jahr 1711 den Durchzug russisch-sächsischer Truppen gefallen lassen mußte.

Besonders fühlte sich der Kronprinz darüber unglücklich. Er klagte auch über die Nachfolger Wartenbergs, er glaubte von ihnen absichtlich beseitigt, ja gemißhandelt zu sein, vor allem verdammte er ihre Politik, die innere als verderblich, die äußere als feig und hoffnungslos.

Eine Scene von dramatischem Gegensatz, als Friedrich I, noch nicht sehr alt, aber schon seit lange von Brustleiden geplagt, sich eines Tages im Anfang des Jahres 1713 so hinfällig zeigte, daß man für sein Leben besorgt wurde. Der Kronprinz, der von seinem Vater niemals anders, als mit dem Ausdruck kindlicher Verehrung redet, war in seiner Seele gerührt: aber, sagt er, ich mußte

1. Aus dem Memoire des preußischen Residenten Bonet in England bei Lamberty VII, 515 ergiebt sich, daß man am Berliner Hofe noch 1712 hoffte, es zu einem Frieden zu bringen, wo das Reich auf immer gesichert, Strasburg wieder in die Hände der Deutschen gebracht, eines Jeden Ansprüche anerkannt worden wären, als die unerwartete Wendung der englischen Politik eintrat.

in mir lachen, wie ich die Verwirrung der Minister bemerkte.

Noch einmal genoß Friedrich I einen Augenblick der Genugthuung, als er einigermaßen wieder hergestellt an das Fenster trat und von der versammelten Menge, die aus Besorgniß für sein Leben zusammengeströmt war, mit lautem innigen Freudengeschrei empfangen wurde. Denn wie berührt, man liebte ihn, wie wenige seiner Vorgänger und Nachfolger; seine Regierungsweise und natürliche Milde entsprach dem Sinne der Bevölkerung; waren Fehler begangen worden, so maß man sie nicht dem Gemüthe oder gar dem Willen des Herrn bei; — allein nur noch einen Augenblick besaßen sie ihn. Friedrich starb am 25 Februar 1713, und mit dem ganzen Wesen, wie es unter ihm bestanden, war es alsdann vorüber. [1]

1. Handschriftliche Aufzeichnung eines Zeitgenossen: il est certain qu'il est mort la nuit du vendredi au samedi qui etoit le 25 (also früher als man glaubte); aussitot qu'il fust expiré le nouveau roi montat a cheval et fut mettre les sceaux a plusieurs des maisons royales. La mort du roi fut declarée aussitot qu'il fut de retour.

Die früheren Jahre König Friedrich Wilhelm's I.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm trat mit dem Entschlusse ein, die Sache anders anzugreifen.

„Saget dem Fürsten von Anhalt," heißt es in dem ersten Briefe von ihm nach seiner Thronbesteigung, der uns zu Gesichte gekommen ist, „daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht erhalten."

Worte, welche die Vereinigung der Herrschaft und Arbeit, in der er fortan leben wollte, und zugleich die Richtungen bezeichnen, in denen sich seine Thätigkeit bewegen soll.

Er war in der Schule gewesen, „wo große Männer sich bilden, die Fürsten so viel geschätzt werden, als sie durch Tapferkeit und gute Führung verdienen," in dem Feldlager in den Niederlanden. Marlborough, von dem diese Worte sind, der den Prinzen zuweilen sah, behandelte alle Äußerlichkeiten der Würde als Dinge einer nichtigen Einbildung und setzte die Macht eines Fürsten al-

lein in die Anzahl der Truppen die er halten könne.[1] Bei Niemand fanden Ansichten dieser Art ein gelehrigeres Ohr, als bei dem Kronprinzen von Preußen. Wie oft hat er den Ministern seines Vaters vorgeworfen, daß sie mit der Feder den europäischen Mächten etwas abzugewinnen mein= ten, was doch nur mit dem Schwerte möglich sei.[2] Er war überzeugt, daß er in Europa nur so viel Geltung haben werde, als das Heer, das er ins Feld stellen könne, ihm verschaffe.

Wie man aber in Wissenschaften und Künsten bemerkt hat, daß große Fortschritte sich nicht machen lassen, ohne Freude am Einzelnen und Kleinen, so war bei ihm der politische Gedanke mit einer unglaublichen Vorliebe für den kleinen Dienst verbunden. In der alten preußischen Armee war es eine angenommene Überlieferung, der Prinz habe sich auf seine eigene Hand und seine eigene Kosten, ohne daß der König darum gewußt oder darum wissen wollen, ein Bataillon in Mittenwalde eingerichtet, zusam= mengesetzt aus geschickten Officieren und ansehnlichen Leu= ten, die ihm der alte Fürst von Anhalt einzeln warb und zuschickte, und hier habe er es sein Vergnügen sein las= sen, die Handgriffe in den Waffen einzuüben, welche in den Niederlanden in Gebrauch gekommen. Die Handlung

1. Schreiben des Oberst Grumbkow an König Friedrich I, 31 Jan. 17 Febr. 1709 bei Schöning Leben Natzmers 309 f.

2. An Leopold von Anhalt 11 Aug. Ich muß über die B. la= chen. Mit der Feder wollen sie dem König Land und Leute schaf= fen: ich sage mit dem Degen oder er kriegt nichts.

des Commandirens schien ihm Vergnügen zu machen; er verachtete die Spöttereien die er darüber erfahren mußte. Er ließ es sich auch später nicht nehmen, als er König geworden; sein Bataillon war die Grundlage des großen Regiments in Potsdam, in welchem er sein militärisches Ideal zu realisiren suchte.

Auf diese beiden Dinge, Vermehrung und zweckmäßige Einrichtung der Armee, richtete er so wie er zur Regierung kam, sein vornehmstes Augenmerk. Gleich in den ersten Monaten hat er alles umgestaltet, was Verpflegung, Kleidung, Wohnung anbetraf; er sagt es selbst, und Jedermann gesteht es ihm zu, daß er väterliche Fürsorge für seine Truppen gezeigt hat. Bald darauf erschienen seine Kriegsartikel, eine neue Bearbeitung der vom großen Churfürsten gegebenen: mit den schärfsten Bestimmungen. Wer sich dem Amtscommando des Unterofficiers auch nur mit Worten widersetzt, wird mit Gassenlaufen bestraft: sollte einer aber thätlichen Widerstand leisten, der hat das Leben verwirkt. Die Artikel beruhen zuletzt auf den alten Ordnungen deutscher Landsknechte und erinnern noch hie und da daran, aber welch eine Umwandlung von jenem flüchtigen freien Reiselaufen zu der zwangsvollen Subordination dieser auf immer eingerichteten wie eben so viele Körperschaften zusammenhaltenden Regimenter!

Friedrich Wilhelm hegte nicht den mindesten Zweifel, daß nach Gottes Ordnung alle Unterthanen schuldig seien, ihm in einem Heere zu dienen, das nur zu ihrem Schutze,

„Landen und Leuten" lediglich zum Besten angeordnet sei [1], doch wollte er von einer Nationalmiliz nichts hören [2]: er verbot den Namen Miliz. Nur eine stehende Armee, allezeit bereit, das Gewicht des preußischen Schwertes in die Wagschale der europäischen Dinge zu werfen, schien ihm der Rede werth. Noch im ersten Jahre hat er sieben neue Regimenter errichtet.

Bei der Verfolgung dieses einigen Zweckes erschien ihm jede andere Art von Geldaufwand als eine Verschwendung.

Eine Hofhaltung wie die seines Vaters lief ohnehin der ihm eingeborenen Sinnesweise entgegen. Kammerjunker, Hofjunker und viele andere Angehörige des Hofes wurden unverzüglich in Masse entlassen; die welche man beibehielt, ansehnlichen Gehaltsabzügen unterworfen. In Briefen aus jener Zeit finden wir doch, daß die letzteren sich nicht so lebhaft beklagten, als zu erwarten gewesen wäre, da nun auch sie ihrerseits sich sehr beschwerlicher Ausgaben überhoben sahen. Nur Einer und der Andere ward wohl sehr hart betroffen, wie der Ceremonienmeister Besser, der sein Leben der Wissenschaft von den Äußerlichkeiten einer Hofhaltung gewidmet, und dessen Name der erste gewesen sein soll, der auf der Liste

1. Edict bei Mylius III, 1. Nr. XV.

2. Unter dem 9 März 1713 ist die Landmiliz aufgehoben worden. Schon unter Friedrich I war es zu Conflicten der regelmäßigen Werbung mit dem Enrolliren der Landmiliz gekommen: so bevölkert war das Land nicht, daß beide hätten neben einander bestehen können.

der Gehalte durchstrichen wurde. Davon insgeheim benachrichtigt, wendete er sich in einer Eingabe, worin er ein gewisses Selbstgefühl blicken ließ, an den neuen König: der warf sie ins Feuer [1]; er hatte keinen Platz mehr für einen Ceremonienmeister. Besser mußte Wagen und Pferde abschaffen und kleiner Gestalt leben, bis er endlich so glücklich war, eine Stelle seiner Wissenschaft gemäß in Sachsen zu bekommen.

Bei der Einschränkung oder vielmehr Vernichtung des Hofhaltes entstand nur die Frage, wie die Stadt mit ihrem Gewerbe, das großentheils auf demselben beruhte, sich halten und die Leistungen werde aufbringen können, die ihr zugewiesen waren. Die Neuerungen des Königs erregten allgemeine Klagen. In Gefahr, ihr Brot zu verlieren dachten Viele daran, das Land zu verlassen: sie liehen den Anträgen Gehör, die ihnen von andern Seiten, z. B. eben von Sachsen aus geschahen. [2]

Der König setzte an die Stelle der Aufwendungen des Hofes die Bedürfnisse seiner Armee, von denen er wollte, daß sie ganz durch einheimischen Fleiß aus einheimischen Stoffen beschafft würden. Er schloß sich über-

1. König Lebensbeschreibung Bessers XCIII. Noch finde ich folgende allgemeine Notiz. Ms. — Le roi congedia tous les tapissiers de hautelisse, qui étoient gagés du roi, les vernisseurs, peintres sculpteurs architects, en general tous les artistes qui tiroient des gros gages — — — Toutes ces gens la quittèrent Berlin ce qui y fut un vide considerable.

2. Lettre de Mr. Lecoq au roi de Pologne 1713. 17 Juni. Comme rien n'est plus sensible, que de se voir ôter le pain, tout le monde crie hautement et sans menagement.

haupt den Grundsätzen des colbertischen Systems an, das sich damals über Europa verbreitete; er verbot die Ausfuhr der Wolle, und zugleich die Einfuhr des fremden Tuches. Ich habe wohl fragen hören, ob es nicht besser gewesen wäre, das Tuch nach wie vor von dem Ausland zu beziehen, und dagegen die Wollproduction im Lande zu befördern. Ich will nicht untersuchen, ob man dabei reicher geworden wäre oder nicht. Man würde aber in die Gewalt der commerciellen Kräfte gerathen sein, welche die Welt regieren, ohne ihnen ein eigenes Selbst entgegenzustellen. Es widersprach der Absicht einer unabhängigen Selbständigkeit, welche überhaupt den Ideen zu Grunde lag. Einer der früheren Minister, der bei dem neuen König übrigens wenig in Gunst stand, erwarb sich doch das Verdienst, den Gedanken ausführbar zu machen. Noch war die einheimische Manufactur in allem was zur Bekleidung der Soldaten gehörte sehr unzureichend; es war schon ein Gewinn, daß nur zuerst die Arbeit der Weber zum Verbrauch der Armee benutzt ward. Bald aber sah man doch, daß das nicht zum Ziele führte: die Arbeit war schlecht, der Preis viel zu hoch dafür, und man fand nöthig noch stärker in das Gewerbe einzugreifen. Jener Minister, der Generalempfänger Kraut, zog geschicktere Arbeiter heran, und wußte den Preis der Wolle mit dem Gelde das man aufzuwenden hatte in Verhältniß zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen

welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden; bald zeigte sich mehr ein Mangel, als ein Überfluß an Wolle; das Lagerhaus, so nannte man das Institut, beschäftigte tausende von fleißigen Händen in Berlin, und im ganzen Lande. [1]

Wie sehr es auch den angenommenen Meinungen entgegenläuft, so dürfen wir dennoch aussprechen, daß die Aufstellung einer ansehnlichen Armee zugleich dem Gewerbe und dem Aufkommen der Städte auf dieser Stufe ihres Daseins zum Nutzen gereichte.

Ohne die Garnisonen wäre an den Ertrag der Verbrauchssteuer, auf dem das ganze Finanzsystem beruhte, nicht zu denken gewesen.

Friedrich Wilhelm ließ dieselbe in der Hauptsache wie er sie fand, erhöhte aber den Steuersatz der ausländischen Waaren zum Besten der inländischen Fabrikate. Er war hier zu Lande der erste, der Schutzzoll und Accise in die enge Verbindung brachte, in der sie hernach geblieben sind. Er bekannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eignen Lande zurückhalte.

Eben so wenig würden, ohne den durch die Armee gesteigerten Verbrauch von Lebensmitteln, die Bauern ihre Contribution haben bezahlen können.

Dem Sinne Friedrich Wilhelms widersprach die Na-

1. König Berlin IV, 1, 23. 2, 185.

turallieferung, wie sie noch für die Cavallerie bestand; indem er die Reiterei in die Städte verlegte, verwandelte er die bisherige Verpflegung in eine Geldzahlung, die zugleich mit der Contribution erhoben wurde.

Diese trug er Sorge, möglichst zu vereinfachen. Er schaffte alle jene auf einen bestimmten Zweck gerichtete Abgaben, für die Legationen, oder den Schloßbau, — wie man sie in Pommern hatte, Fortificationssteuern, Justizsalariengelder, Marsch- und Fuhr- und Zuschußgelder, Kreiserpensen, — ab, und nahm hauptsächlich die Ertragsfähigkeit des Bodens zur Norm einer alle Einzelnheiten ausschließenden Auflage. Es war eine der vornehmsten Thätigkeiten seiner früheren Jahre, Grund und Boden nach seiner Beschaffenheit in Classen zu bringen, und den Beitrag eines Jeden diesen Classen gemäß bestimmen zu lassen. Unabänderliche Festsetzung der Leistung schien ihm so nothwendig für die Verwaltung der Cassen und die Ordnung des Staates, als für die Einzelnen und deren Haushalt. [1]

Und zugleich widmete er sich eifrig der Bewirthschaftung seiner Domänen.

Wir berührten schon welchen Antheil er an dem Falle des Erbpachtssystems hatte; er hielt es für eine seiner dringendsten Angelegenheiten, die bei seiner Thronbestei-

1. Aus Thile's Nachricht von der Churmärkischen Contributions- und Schoßeinrichtung 1768 Abschnitt III ergiebt sich doch, wie viele Ungleichheiten auch zwischen den einzelnen Kreisen noch bestehen blieben.

gung noch in den Händen der Erbpächter befindlichen Domänen sich wieder zuzueignen; das Erbstandsgeld, das sie gezahlt, ließ er ihnen zurückgeben, aber sofort mit Sack und Pack sollen sie die Güter räumen, welche sein, des Königs, seien, deren Besitz ihm von Gott und Rechtswegen zugehöre. Die Gefahr dieses Versuches diente ihm zum Anlaß, eine alte Satzung des Hauses, nach welcher die von den Vorfahren angeerbten Lande nicht veräußert werden durften, in den stärksten Ausdrücken zu erneuern, und auf alle die Güter und Einkünfte auszudehnen, die seitdem erworben seien oder noch erworben werden dürften. Der König führte überall die Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich noch mehren zu sehen. Man hatte nun erst das Verhältniß der Aussaat zu dem Ertrag nach der Verschiedenheit des Bodens berechnen gelernt, und durch die Erfahrung gesehen, was der Acker zu tragen fähig sei. Die Erbpächter, die nun wieder auf Zeit pachteten, trieben einander in die Höhe; aus den königlichen Ämtern soll dabei gegen ein Drittheil mehr aufgekommen sein als früher; daß die Pächter sich anstrengen mußten um zu bestehen, beförderte hinwieder die bessere Bewirthschaftung überhaupt.[1] Die Pacht war immer auf sechs Jahre bestimmt, und der König ordnete die strengste Auf-

1. So versichert der Kanzler J. P. v. Ludewig in der merkwürdigen kleinen Schrift: über die von dem König neu errichtete Profession in Ökonomie-, Polizei- und Kammersachen. Halle 1727. S. 74.

ſicht bei der Erneuerung derſelben an. Der Präſident der Provinzialkammer, unter welchem die Ämter ſtehen, ſoll ſie bereiſen, ſo wie der Schnee ſchmilzt nachſehen, ob die Zahl und Beſchaffenheit der Äcker mit dem Anſchlag übereinkömmt, dieſe nöthigenfalls wieder ausmeſſen laſſen, und ſich in Perſon eine ſo genaue Kenntniß verſchaffen, daß er weder von den Pächtern noch auch etwa von ſeinen Räthen betrogen werden kann. Für jede Verbeſſerung ſollen Voranſchläge gemacht und dieſe alsdann um keines Hellers Werth überſchritten werden; der Pächter, der durch ſeine Caution gebunden iſt, ſoll niemals Zahlungsfriſt erhalten.[1] Die Hofkammer, die an der Erbpachtsſache ſo vielen Antheil genommen, ward aufgelöſt und eine allgemeine Direction der Domänen eingerichtet, unter welcher ſämmtliche Amtskammern ſtanden. Eine andere Art von Aufſicht die alle Behörden durchſetzte, und in einer mehr durch Furcht, als durch Hoffnung angeregten Spannung hielt, führte der König ſelbſt; für den Betrieb der Landwirthſchaft hatte er nicht weniger Gaben, als für den militäriſchen Dienſt, und ſich eben ſo viel beſondere Kenntniß davon erworben.

Man hat damals geſagt, was man von Friedrich Wilhelm I nicht erwarten ſollte, eine Stelle aus einem alten griechiſchen Claſſiker habe in dieſer Beziehung einſt

1. Inſtruction der Churmärkiſchen Amtscammer 7 Jan. 1717 bei Rödenbeck Beiträge zu den Lebensbeſchreibungen Friedrich Wilhelms I und Friedrich des Großen I, 17.

in seiner Jugend großen Eindruck auf ihn gemacht, ein Capitel Xenophon's, worin es von dem persischen Könige heißt, er bekümmere sich eben so viel um den Landbau wie um den Krieg, bereise die verschiedenen Landschaften seines Reiches oder lasse sie besuchen, nach dem Zustand worin er sie finde, messe er Belohnung und Strafen ab. So lebte und webte auch er in dieser doppelten Richtung der Thätigkeit.

Was seinem Staate aber ein höchst eigenthümliches Gepräge gab, war die hausväterlich sparsame Weise, mit der er ihn leitete: das stete Ineinandergreifen von Ausgabe und Einnahme, auch im Kleinen; die strenge Zucht der einander gegenseitig beaufsichtigenden Beamten. Wie von Papst Sixtus, so sind auch von König Friedrich Wilhelm Rechnungsbücher vorhanden, die er in seiner Jugend führte; sie zeigen eben so viel natürlichen Sinn für Ordnung und haushälterisches Wesen, nur mit entschiedenem Vorwalten militärischer Verwendungen von den frühesten Jahren an.[1] Man schrieb dem Grafen Dohna, seinem Erzieher, die Pflege dieser Eigenschaften zu wie er sie selber besaß. Natur und Erziehung wurden dann durch den Anblick des Gegentheils bestätigt, des sorglosen Treibens, das unter Friedrich I so verderblich zu werden drohte. „Als ich zur Regierung kam," sagt Friedrich Wilhelm später einmal, „habe ich mir ei-

1. Ausgabebuch v. 1698—1702. Bei Rödenbeck, Beiträge I, 131.

nen Plan gemacht, der auf Ökonomie und Menage (denn so bezeichnet er sparsamen Staatshaushalt) beruht. Bei der ersten Einrichtung stand ihm vor allen der geheime Rath Creuz zur Seite, den er einst als seinen Auditeur beim Regiment besonders zuverlässig gefunden, und der nun die Geschäfte eines Generalcontroleurs lange bevor ihm diese Stelle übertragen wurde, verwaltete. [1]

Nur die vornehmsten Richtungen, die Friedrich Wilhelm, von der Art und Weise seines Vorgängers sich losreißend, von Anfang an einschlug, und welche für die Folge Maaß gegeben haben, bezeichnen wir hier; erst in spätere Zeiten fällt ihre vollständige Entwickelung; damals wurden noch erst einige Provinzen erworben, die denselben zur Grundlage dienen sollten.

Friedrich Wilhelm hatte das Glück, seine Regierung mit einer ansehnlichen Erwerbung im Westen zu eröffnen, und dieser bald eine der größten und wichtigsten im Osten seines Landes hinzuzufügen.

Dort hätte das unbedingte Anschließen an die große Allianz wohl nie zum Ziele geführt: erst als sie sich auflöste, und die französischen Ansprüche durch die Beistimmung der Engländer ein Gewicht bekamen, das ihnen die Waffen Ludwigs XIV nicht zu geben vermocht hatten,

1. Manteuffel: 1713. 19 April: Toutes les affaires domestiques de même que celles de finances passent par les mains de Creuz: il n'a pas de departement, mais il fait la fonction d'un controleur general et c'est justement ce qui lui donne le plus de credit. Graf Dohna konnte damals als erster Minister angesehen werden: Creuz und Ilgen als die vornehmsten Arbeiter.

konnte im Widerstreit der beiden Prätensionen auf die spanische Monarchie, ein Anrecht geltend gemacht werden, das auf einer Schuldforderung an die alte nun ausgegangene Dynastie beruhte. Ludwig XIV, im Namen Philipps V und der Kaiser willigten ein, das Quartier Obergeldern an Preußen abzutreten, das durch die Verstärkung, die es den clevisch-westphälischen Besitzungen gab, höchst willkommen war. Dieser Erfolg gehörte zum größten Theil noch Friedrich dem Ersten an. Die Unterhandlung ward hauptsächlich von Ilgen geführt, einem der wenigen Männer, die in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten von Preußen, die sonst fast immer von den Fürsten unmittelbar ausgegangen ist, einen selbständigen Ruf erworben haben. Die lange Übung hatte diesen feinen und arbeitsamen Geist in eine vollkommene Kenntniß aller Beziehungen und Interessen gesetzt, in denen er zu Hause war wie in seinem Eigenthum, und die er nun mit einer Einsicht, Thätigkeit und Geduld verfolgte, der oft auch das schwierigste gelang. Ilgen gehörte, wie Anhalt und Grumbkow, zu den Männern, die sich noch vor der Thronbesteigung an Friedrich Wilhelm angeschlossen hatten: diese zum Theil weil sie auch selbst zurückgesetzt waren, Ilgen aus eigenem Antrieb und Voraussicht. Er hatte das Vergnügen, für den König — denn erst jetzt wurden dem Wiener Hofe die entscheidenden Erklärungen abgewonnen — am funfzigsten Tage seiner Regierung den Utrechter Frieden zu schließen,

der für die Territorialangelegenheiten so vortheilhaft war als sich erwarten ließ, und die königliche Würde nun auch im westlichen Europa zu allgemeiner Anerkennung brachte.

Indem stellte sich nun aber eine andere Frage, wenn nicht von größerer Schwierigkeit, doch von noch umfassenderer Bedeutung für das eigenthümliche Bestehen der brandenburgisch-preußischen Macht in den Verwickelungen des Nordens dar, deren Ergebniß so wichtig ist, daß es uns eine nähere Erörterung zur Pflicht macht.

Der Grundsatz Friedrichs I war gewesen, an dem nordischen Kriege so wenig Antheil zu nehmen wie möglich: er hätte seine Kräfte sonst niemals anderweit verwenden können. Bei seinen Verträgen mit den westlichen Verbündeten mußte ihm nur immer versprochen werden, ihm Entschädigung zu verschaffen wenn er von dort her Widerwärtigkeiten oder Nachtheile erfahre. Er trug hauptsächlich dazu bei, diese beiden Seiten der europäischen Dinge auseinander zu halten.

In Folge der Unternehmung Carls XII gegen Rußland veränderte sich nun aber die ganze Gestalt des Nordens. Die schwedischen Provinzen diesseit der Ostsee, von welchen bisher der Angriff ausgegangen, wurden von den nordischen Verbündeten angefallen; was den früher polnischen geschehen davon waren auch die zum deutschen Reiche gehörigen bedroht.

Um das Unheil zu verhüten, das hieraus entstehen

mußte, ward im Sommer des Jahres 1710 eine Convention der noch gegen Frankreich verbündeten europäischen und deutschen Mächte geschlossen, nach welcher die schwedischen Besitzungen in Deutschland neutral sein, keine Feindseligkeit weder von ihnen her ausgeübt, noch auch gegen sie zugelassen werden sollte. Das Reich genehmigte diese Festsetzung; ein ansehnliches Heer sollte aufgestellt werden, um sie zu handhaben.

Man hoffte daß der König von Schweden, den sein Schicksal in weite Ferne gezogen, mit einer Übereinkunft zufrieden sein werde, welche seine deutschen Provinzen vor der offenbaren Übermacht seiner Feinde sicher stellte.

Von einem Andern würde man das haben erwarten dürfen: von Carl XII nicht.

In seiner Entfernung erging er sich in um so kühneren Combinationen erneueter Einwirkung auf die allgemeine Politik; er wollte nicht aufgeben, sich der Truppen, die in seinen deutschen Provinzen standen, zu dem Angriffe auf Polen und Rußland, den er in der Türkei einzuleiten gedachte, zu bedienen. Er erklärte, er könne sich durch Verträge, die gegen seinen Willen geschlossen worden, mit nichten gebunden achten; er behalte sich die Freiheit vor, die ihm von Gott verliehenen Mittel gegen seine Feinde, wo und wie er es für gut halte, zu brauchen, ohne Beschränkung. [1]

1. Declaratio regis Sueciae ad urbem Benderam 30 Nov. 1710. sese nulla ratione teneri posse legibus istius foederis ipso invito et

Daraus folgte nun aber, daß dieselbe Befugniß seinen Feinden zu Theil wurde. Konnte das Reich seine Vasallen und Mitglieder nicht in Zaum halten, so verlor es auch das Recht, die Feindseligkeit fremder Mächte von den Gebieten derselben abzuwehren. Ungehindert ergossen sich, im Jahr 1711, russische, polnische und dänische Truppen über Pommern. Der schwedische General, der sich noch geschmeichelt, von da aus in Polen eindringen zu können, mußte sich vor ihnen zurückziehen, und der Krieg ergriff das ganze nordöstliche Deutschland. Wie schonunglos er geführt wurde, sah man in Altona, wo die Schweden das ihnen von ihren Vätern im vorigen Jahrhundert gegebene Beispiel noch überboten.

Von diesem Kriege war nun auch Brandenburg-Preußen nicht allein berührt, sondern schon zum Theil betroffen.

Der schwedische General hat sich einmal drohend vernehmen lassen, er denke den Sitz des Krieges in's Brandenburgische zu verlegen. Der Berliner Hof hat ihm geantwortet, er hoffe ihm das mit Gottes Hülfe zu verwehren; aber man darf bezweifeln, ob er bei der Zerstreuung seiner Kräfte wirklich fähig dazu gewesen wäre. Wenigstens den Russen und Polen konnte man, so sehr man es auch gewünscht hätte, den Durchzug durch einige Kreise nicht abschlagen, noch auch nur mit Nachdruck

vix citra partium studium initi, — sibi reservatam velle omnimodam ac nullis legibus circumscriptam facultatem utendi mediis et viribus quas deus concessit adversus hostes suos, ubicumque locorum et quocumque tempore usus et ratio belli id poposcerit.

verhindern, daß sie nicht hie und da in dem Brandenburgischen Quartier genommen hätten.

Dieser Mangel an Wehrhaftigkeit, eben in den Zeiten zu Tage gekommen wo Friedrich Wilhelm I den Thron bestieg, trug vornehmlich dazu bei, seine militärischen Absichten in ihrer alle anderen Gesichtspunkte ausschließenden Energie hervorzutreiben: vor allen Dingen mußte das Land sich vertheidigen können.

Mit den Ereignissen waren nun aber nicht allein vorübergehende Gefahren des Augenblicks verknüpft: sie brachten ins volle Bewußtsein, in welch einer unangenehmen Lage man sich überhaupt befand.

Bisher hatte man nur immer das Widerwärtige gefühlt, das darin lag, eine kriegsbedürftige und kriegsuchende Macht, wie Schweden, neben sich zu sehen; nicht minder bedenklich war es aber, daß sich dieselbe jetzt nicht mehr zu schützen vermochte. In die schwedische Nachbarschaft hatte man sich allmählig gefunden; wie konnte Brandenburg aber zugeben, daß sich Polen-Sachsen, wie bei einem vorläufigen Vertrag schon wirklich einmal bestimmt worden ist, oder gar das mächtige Rußland in Besitz der Ausflüsse der Oder und dieser wohlgelegenen Küste setzte? Worauf die Markgrafschaft ein Recht erworben, was die Churfürsten so ernstlich in Anspruch genommen, das durfte das Königthum nicht vollends ganz in fremde Hände gerathen lassen.

Beim Reiche aber, so sehr dies auch davon berührt

ward, fand Friedrich Wilhelm keine Hülfe dazu; sich selbst in den Krieg zu werfen, einer oder der anderen Partei beizutreten, wozu sich doch kein entscheidender Rechtsgrund erkennen ließ, hatte unendliches Bedenken.

Da haben sich die Dinge nun, nicht ganz einfach, folgendergestalt entwickelt.

Der präsumtive Erbe der Krone Schweden, Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, von einem der nordischen Verbündeten, dem Könige von Dänemark in seinen holsteinischen Landen angegriffen, und mit dem Verlust derselben auf immer bedroht, suchte die Hülfe von Preußen nach, als welchem nächst dem Kaiser an der Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung im Reiche am meisten gelegen sein müsse; überdies aber sei es auch für keine andere Macht so wichtig, daß im Norden ein System des Gleichgewichts eingerichtet werde. Seine Minister, ein paar durch Verwegenheit ihrer Entwürfe und die Gewandtheit, mit welcher sie dieselben verfolgten, berufene Männer, Bassewitz und Görz, versäumten nichts, um die Sympathie Friedrich Wilhelm's für die Behauptung ihres Fürsten sowohl bei dem angestammten Lande, als bei seiner Aussicht auf Schweden zu erwecken.

König Friedrich Wilhelm zeigte sich nicht abgeneigt, auf die Vorschläge, die ihm geschahen, einzugehen, aber er sagte, er habe einen Dorn in seinem Fuße, der noch vom westphälischen Frieden herrühre, und den man ihm ausziehen müsse. — Wie hätte sich auch unter diesen

Umständen nicht die Erinnerung an die alten Rechte seines Hauses auf Pommern in ihm regen sollen?

Die beiden Minister erkannten, daß wenn der Herzog, den sie sich als den künftigen König von Schweden dachten, von Brandenburg unterstützt sein wollte, auch diesem einige wesentliche Zugeständnisse gemacht werden mußten. Sie trugen kein Bedenken, dem König für den Fall daß ihr Fürst zur schwedischen Krone gelange, den Besitz von Stettin anzubieten.[1] Für die damaligen Irrungen kamen sie mit dem Antrag hervor, die pommerschen Festungen gemeinschaftlich mit holsteinischen und preußischen Truppen zu besetzen. Sie bemerkten dabei ausdrücklich daß es schon ein Anfang der Besitznahme sei, wenn der König Truppen nach Stettin werfen könne, und machten sich anheischig, die Krone Schweden zur Einwilligung zu vermögen.

Auf diesen Grund ward nun am 22 Juni 1713 ein Tractat zwischen Preußen und Holstein abgeschlossen, nach welchem Stettin und Wismar von beiden Theilen gemeinschaftlich besetzt, Vorpommern überhaupt vor feindlichen

1. Vortrag von Bassewitz: „dahingegen, auf den Fall, da nemlich die schwedische Cron dem jungen Herzoge von Holstein heimfallen würde, derselbe Sr. Kgl. Majestät und dem Königl. Hause die Stadt Stettin samt dem Pehnestrom und alles was zwischen demselben und der See belegen ist, erb und eigenthümlich abtreten würde.“ Schreiben von Görz: „Si le roi de Pr. s'allie avec la maison de Gottorp, il peut faire entrer par le canal de celle ci des troupes dans Stettin. C'est déjà un bon pied pour la future acquisition. Cette acquisition se pourra faire non seulement du consentement du roi de Suede, mais encore avec l'approbation des amis de la couronne.“

Anfällen geschützt und die Herstellung des Herzogs in seine verlorenen Lande durch alle dienlichen Mittel bewirkt werden sollte. [1]

Ein Vertrag, bei dem man in so fern auf einige Beistimmung der Krone Schweden rechnen zu dürfen glaubte, als sich diese in einer allgemeinen Bedrängniß befand: ein Verbündeter wie der König von Preußen, der freilich fernere Kriegsübung wie bisher nicht gestatten konnte, wäre ihr doch für ein friedliches Bestehen sehr nützlich gewesen. Wäre ihr später Holstein zugefallen, so hätte sie an Umfang des Gebietes nichts verloren.

Indessen aber sahen auch die nordischen Verbündeten, welchen Vortheil ihnen der Beitritt der rasch hergestellten preußischen Macht gewähren konnte; auch sie näherten sich dem preußischen Hofe. Peter I, der bei einem Besuche daselbst, wie er sich in seiner Weise ausdrückt, „Schwedengeruch witterte", legte auch seinerseits viel Geneigtheit an den Tag, Stadt und Gebiet von Stettin in den Besitz von Preußen kommen zu lassen.

So wurde jenes Vorpommern, das dem großen Churfürsten einst wie durch eine Übereinkunft von Europa abgestritten worden, dem Enkel desselben von den entgegengesetzten Seiten dargeboten. Es schien eine sehr vernünftige Auskunft, die Stadt zunächst von neutralen Truppen besetzen, und später in den Besitz von Preußen über-

1. Dumont VIII, 1, 293 art. I. IV. Sonst haben wir auch hier manches Ungedruckte benutzen können.

gehen zu lassen; wenigstens Pommern wäre dadurch von allen Unruhen befreit worden.

Nicht einem Jeden aber leuchtete sie ein oder schien sie annehmbar: der schwedische Gouverneur von Stettin, General Meierfeld, der es mit seiner Pflicht unverträglich fand, einen Tractat des präsumtiven Nachfolgers anzuerkennen, oder gar ausführen zu helfen, zog es vor, eine förmliche Belagerung zu bestehen, und mußte durch die Waffengewalt der nordischen Verbündeten zur Capitulation gezwungen werden.

Der König von Preußen war von ihnen auf das dringendste aufgefordert worden, sie dabei zu unterstützen, und nichts wäre für ihn leichter gewesen, als in diesem Bunde sich der ganzen Provinz zu bemächtigen. Aber sehr gewissenhaft und mit bedachtsamer Umsicht ging Friedrich Wilhelm in den auswärtigen Angelegenheiten zu Werke. Seine Minister stellten ihm vor, wenn gleich ein großer Fürst die Pflicht habe, das Beste seines Hauses und seines Landes so viel als möglich zu befördern, so dürfe das doch nur in so fern geschehen, als es mit dem Rechte übereinstimme, mit Schweden aber sei Preußen nicht im Krieg begriffen. Friedrich Wilhelm äußerte in einem lebhaft aufwallenden Gefühle politischer Moral, er wolle mit dieser Sache nichts zu schaffen haben.

Dagegen ging er, nachdem General Meierfeld zu jener Capitulation genöthigt worden, auf andere Vorschläge

ein, die mit seiner bisherigen neutralen Haltung besser zusammenstimmten.

Eben das war eine Bedingung der Capitulation, daß die Stadt an holsteinische und preußische Truppen überliefert würde. Die nordischen Verbündeten erklärten sich bereit dies zuzugeben, wofern man ihnen ihre Kriegskosten erstatte, die sie auf 400000 Thlr. berechneten. Und diese Summe nun übernahm König Friedrich Wilhelm zu zahlen, nicht etwa auf die ungewisse Aussicht der eigenen Erwerbung hin, sondern auf den Grund der bestimmten Zusicherung der Wiedererstattung des Geldes bei dereinstiger Rückgabe des Platzes. Der schwedische Generalgouverneur, Mauritz Vellingk, der von seinem König eine ausdrückliche Vollmacht hatte, in dringenden Fällen in seinem Namen Verträge einzugehen, besonders mit Preußen, schloß darüber mit ihm ab. Der König trug nicht das mindeste Bedenken, denn noch viel höher als das Geld das man ihm schuldig werde, sei der Vortheil anzuschlagen, den er dem Lande durch die Befreiung von der Kriegsgewalt der Verbündeten verschaffe. Um aber die Sache zu Stande zu bringen übernahm er auch noch eine politische Verpflichtung. Die Verbündeten versprachen, keine weiteren Feindseligkeiten gegen Pommern auszuüben, er dagegen machte sich anheischig, dafür zu sorgen, daß deren keine von Pommern aus gegen die Verbündeten ausgeübt würden. Unter diesen Bedingungen ward Stettin und dessen Bezirk, sammt dem Lande bis

an die Peene, seiner Obhut in der Form einer Sequestration bis zum Frieden anvertraut.

Man sieht wohl, wie hiebei eins aus dem andern natürlich folgt; der König von Preußen nahm auf sich, was dem Reiche unmöglich gewesen, Pommern aus den Verwickelungen des nordischen Krieges loszureißen; doch kann man nicht leugnen, daß das Abkommen auch wieder eine höchst außerordentliche Seite hat.

Der Landesfürst, dem Vorpommern gehörte, König Carl XII, war dabei nicht gefragt. Es ist wahr: er konnte nicht gefragt werden, da er sich selber ein entferntes, unzugängliches Exil gewählt hatte. Da er aber seine Einwilligung nicht gegeben, durfte man den Vertrag als gültig betrachten?

Man muß hier wohl zweierlei unterscheiden.

Der präsumtive Erbe der Krone war zufrieden, um das Ganze zu retten, einen Theil aufzugeben, und künftig einmal Stettin an den König von Preußen zu überlassen. Damit stimmten die nordischen Verbündeten überein; das preußische Interesse forderte es auf das dringendste, und es war die Aussicht, welche zu Friedrich Wilhelms Theilnahme an diesen Angelegenheiten mitgewirkt hatte. — Es liegt am Tage, daß Carl XII durch kein Gesetz noch Herkommen der Welt verpflichtet sein konnte, eine Stipulation dieser Art zu billigen.

Anders verhielt es sich mit dem Sequestrationstractat, wie er vorlag. Dieser war geschlossen worden auf den

Grund seiner Vollmacht; er gereichte seinem Lande zu unbeschreiblichem Vortheil; er schloß eine politische Nothwendigkeit in sich ein, die schon durch Kaiser und Reich festgesetzt worden, die Beruhigung dieser deutschen Gebiete, welche er doch nicht so ganz als sein Eigenthum betrachten konnte, wie die übrigen Lande; daran war er ohne allen Zweifel gebunden.

Allein man kannte ihn schlecht wenn man meinte, daß er jemals seine Einwilligung zu einer Abkunft geben würde, die ihm Rücksicht auf Andere, Fesseln einer fremden Politik anlegte. Noch von der Türkei her ließ er Erklärungen ergehen, durch welche der von Vellingk geschlossene Vertrag verworfen, und Preußen wegen seiner Forderungen lediglich an Holstein gewiesen wurde.[1] Als er dann, unerwartet, gegen Ende des Jahres 1714 zurückkam, sah man daß nichts in ihm verändert war. Die Bürger von Stralsund begrüßten ihn mit herzlicher Freude: wenn sie aber hofften sein Sinn werde nun auf Frieden gerichtet sein, so täuschten sie sich sehr. Carl XII hegte noch die Hoffnung, durch Unterstützung von Frankreich und England, und die Mitwirkung seiner Partei in

1. Demotika 24 März 1714. Er müsse dem König von Preußen anheimstellen, „wegen einiger an meine Feinde mit Vorwissen des fürstlich holsteinischen Hauses Minister ausgezahlten Gelder sich an dasselbe als ihren rechten Mann halten zu wollen.“ Der König antwortet darauf 24 Aug.: „daß es ziemlich das Ansehen gewinne, als wollte das genannte fürstliche Haus sich auch eben wie S. Maj. seiner Verbindlichkeit entledigen, daß ihm von beiden Seiten gleichsam das ledige Nachsehen gelassen werden will.“ —

Polen den nordischen Angelegenheiten eine andere Gestalt zu geben. Sein Sinn war nur darauf gerichtet, politische Verbindungen zu treffen, Geld und Truppen herbeizuschaffen.

Von Stettin sprach er zuerst nicht, aber der König von Preußen und dessen Minister wollten nicht warten, bis er so stark geworden sei um ihnen Gesetze zu geben.

Da auf die ersten diplomatischen Anfragen keine Antwort erfolgte, schickte Friedrich Wilhelm einen seiner angesehensten Generale, Grafen Schlippenbach, nach Stralsund um von dem König von Schweden die Anerkennung des Sequestrationsvertrags zu erhalten.

Alles was um Carl XII war, Mauritz Vellingk, der Prinz von Hessen, General Daldorf, der damals sein Vertrauen genoß, suchte ihn zu einer Verständigung mit Preußen zu vermögen, das für diesen Fall sogar noch ein ansehnliches Darlehn anbot. Und dahin brachten sie ihn auch wirklich, daß er nicht ungeneigt schien, sich für die baaren Auslagen der preußischen Regierung als Schuldner zu bekennen. Wenn aber weiter die Rede darauf kam, daß er nun auch versprechen sollte, von Vorpommern aus die nordischen Verbündeten nicht anzugreifen, so war das um keinen Preis zu erreichen. Sein ganzes Gemüth stand ihm nach neuen Kämpfen gegen Polen und Moskau; die Nachricht, daß Russen im Anzug seien, erfüllte ihn mit freudigem Kriegsfeuer; schon sammelte er Truppen um sich: man wollte wissen, er ziehe Subsidien

von Frankreich und werde im nächsten Frühjahr mit einer starken Armee im Felde erscheinen.

Hierauf war nun an keine Abkunft zu denken. Aus den eigenhändigen Briefen Friedrich Wilhelms an seine Minister ergiebt sich, daß er noch immer nur Garantieen für die Ausführung der von ihm übernommenen Verpflichtungen suchte, und Stettin beim Frieden herauszugeben bereit war: „ich will nichts Ungerechtes," sagt er, „ich suche nichts was wider mein Gewissen wäre; Gott wird mir beistehen."[1] Im Januar 1715 ward die Frage in Berlin noch einmal mit aller Umständlichkeit erwogen: aber Niemand konnte ein Mittel des Friedens entdecken. Der gewissenhafteste und ruhigste von den Generalen, der alte Natzmer, erklärte doch, es werde nichts helfen, wenn man sich auch entschließen wollte, auf das Geld Verzicht zu leisten; da Carl XII die unmittelbare Räumung von Stettin fordere, und von dem Einfall in Polen nicht abstehen wolle, was gegen die Verträge mit den nordischen Verbündeten laufe, so sei man gehalten mit ihm zu schlagen. Und zwar, fügten Andere hinzu, müsse das unverzüglich geschehen. Es mache nichts aus, daß Carl XII noch nicht gerüstet sei, er pflege seine Sachen auszuführen „mit Confusion und doch mit Succeß". Sollte er die Oberhand bekommen, auch nur gegen Dänemark, so

1. Potsdam 10 Decbr. Dieu nous donnera la meilleure assistance: puisque je ne cherche rien d'injuste et contre ma conscience, que d'être garanti de mon argent.

habe man alles von ihm zu befürchten: denn rachsüchtig sei sein Gemüth und unversöhnlich.[1]

Von allen Gründen den schwedischen Krieg zu erneuern war dies der entscheidende, daß man einen auf Eroberung berechneten Kriegsstaat, mit einem nur auf Waffenthaten sinnenden König an seiner Spitze, nicht länger neben sich dulden konnte.

Dem Helden der verwegenen Kriegszüge, der entschlossen war, sie wieder zu erneuern, die drohende Stellung festzuhalten, welche seine Vorfahren eingenommen, stellte sich nun noch ein anderer Feind entgegen, als die bisherigen; ein Fürst, der fast mehr die Mittel des Krieges liebte, als diesen selbst, dessen Sinn an sich nicht auf Eroberungen gerichtet war, der nur Schritt für Schritt die ihm erwünschteste Erwerbung ins Auge faßte, mit seinem Gewissen lange zu Rathe ging: aber nun auch wohlvorbereitete und überlegene Kräfte ins Feld führte.

Friedrich Wilhelm hatte sogleich als die Sachen sich gefährlich anließen in einem geheimen Vertrag sich die Versicherung Stettins durch Rußland bestätigen lassen, wogegen er sich einverstanden damit erklärte, daß Liefland und Esthland beim Frieden an Rußland übergehe.[2]

1. Bedenken (der Minister) ob S. K. M. bei den jetzigen pommerschen Affairen sich nicht moviren und stille sitzen oder deshalb Mesures nehmen sollen. Der König schreibt dem Fürsten von Anhalt 9 Jan. 1715: „Die Herren Schweden sind noch so fier, als sie gewesen sind zu Altranstädt. Aber Gott gebe daß wir das Frühjahr erleben, alsdann wird man sehen, ob sie dann dasselbige Langage führen."

2. 12 Juni. Bergmann IV, 359. Nach einer Bemerkung Ilgens hatte Görz Anfangs eine geheime Convention mit Sachsen ge-

Jetzt hätte er gern, denn nach allen Seiten wünschte er sich im Voraus sicher zu stellen, eine ausdrückliche Billigung seines Vorhabens von dem gemeinschaftlichen Lehnsherrn, dem römischen Kaiser, zu Wege gebracht. Die kaiserlichen Minister wollten so deutlich nicht herausgehen, aber sie erklärten, wenn Carl XII keinen Frieden annehmen wolle, so könne Niemand dem König von Preußen verargen, daß er seinem Gewissen und seinen Allianzen ein Genüge thue, und etwas unternehme, was ohnehin mit der Befugniß eines kreisausschreibenden Fürsten, die er bekleide, in Übereinstimmung stehe.[1]

So geschah daß sich Preußen, nachdem es lange gezögert, endlich dazu entschloß mit den nordischen Verbündeten gemeinschaftliche Sache zu machen.

Anfangs war wohl die Idee, es nur mit einer Postirung an der Grenze zu versuchen; bald aber zeigte sich, daß damit nichts ausgerichtet sein werde, und man beschloß Carl XII, wenn es nöthig, in der starken Feste aufzusuchen, wo die Schweden zuerst auf deutschem Boden

schlossen, gegen das preußische Interesse, später aber hatte Holstein die Neutralität nicht gehalten. Wenigstens klagten die nordischen Höfe wenn der König von Schweden wiederkomme, würde Holstein sich ganz an ihn anschließen: „sie müssen Stettin feindlich tractiren, wofern der König nicht die Holsteinische Garnison sofort herausschaffe."

1. Oder vielmehr: „weil solches ohnedem mit dem Kreis ausschreibenden Amt nicht incompatibel wäre"; sie lobten übrigens Friedrich Wilhelm's bisherige Moderation wider die harten Proceduren des Königs von Schweden. 13 April 1715. Der in Berlin anwesende kaiserliche Resident Voß führte eine solche Sprache, daß der König wie er sagt, „nicht anders glaubt, als daß S. Kais. Mt. es gerne sehen wenn wir den König von Schweden wirklich attaquiren". (28 April 1715.)

Fuß gefaßt. „Er muß uns schlagen," sagte Friedrich Wilhelm, „oder dort in der Festung umkommen."

Im Lager zu Schwedt ward hierauf die erste allgemeine Musterung des neugebildeten preußischen Kriegsheeres gehalten. Der Fürst von Anhalt hatte alles vorbereitet. Die Armee erschien in neuen, saubern Monturen, mit geputztem Gewehr, in schönster Ordnung, und gewährte zugleich einen sehr kriegerischen Anblick. Bei ihrem Vorrücken gesellten sich ihr sächsische Hülfstruppen zu; von der anderen Seite erschienen die Dänen zu Land und zur See. Man hatte eine Macht von 60000 Mann beisammen.[1]

Denen stellte Carl XII nicht mehr als 14000 Mann entgegen, nnd man könnte nicht einmal sagen, daß er diese so gut anwandte als es allenfalls möglich gewesen wäre.

Die preußischen Offiziere wenigstens erstaunten, daß er Päße, wo er das ganze Heer hätte aufhalten können, wie Loitz, unbesetzt, und eben so Stellen, wo der Angriff am meisten erwartet werden mußte, wie auf der Insel Usedom, fast unbefestigt ließ. Einen Vertheidigungskrieg, mit Benutzung der strategisch wichtigsten Punkte zu führen, war aber überhaupt nicht sein Talent. Auch die

1. Journal de la campagne de Pomeranie 1715. Beim 4 Juli. Beim 23 Mai heißt es: Le roi sans etre obligé à rien, a fait voir l'ordre dans ses affaires, il a été le premier en campagne etc. Der König giebt die Truppenzahl an auf 32000 Preußen, 8000 Sachsen, 20000 Dänen.

Landung auf Rügen, welche für seinen Hauptplatz Stralsund entscheidend werden mußte, verstand er nicht zu verhindern. Erst als sie geschehen und bereits die schützenden Verschanzungen um das Lager seiner Feinde aufgeworfen waren, langte er an und machte nun einen verzweifelten Anfall auf dieselben, mit unvergleichlicher Tapferkeit, mitten in persönlicher Gefahr; aber zu spät und vergebens. Dann ward zur Belagerung von Stralsund geschritten, mit um so größerer Anstrengung, je häufiger hier die Angriffe gescheitert; auch Natzmer hatte nicht dazu rathen wollen.[1] Die Eroberung des Hornwerks nnd der Schanzen am Frankenthor sind berühmte Thaten in der Geschichte nordischer Belagerungen. Endlich, in der zweiten Hälfte des Jahres 1715, sah Carl XII, daß die Stadt nicht mehr zu behaupten sei.

Jetzt erst ließ er anbieten, was man vor dem Jahre von ihm gefordert, Anerkennung des Sequesters und Vertrag mit dem König August von Polen; die Verbündeten antworteten ihm, zuerst müsse die Stadt capituliren, hernach wolle man von Friedensbedingungen reden.

Darauf aber, in den Trümmern einer halberoberten Festung seinen Frieden schließen zu müssen, wollte er es doch auch nicht ankommen lassen; er rettete sich noch glück-

1. Er bezeichnet es als die kostbarste schwerste und epineuseste Entreprise von der Welt. Von jenem Angriff heißt es: 1600 h. sous les ordres du Lieut. gl. Köppen, Gladj. du roi et auteur du susdit projet de surprendre le retranchement du Frankenthor, dont les Suedois ont fait tant de bruit, se sont glissés etc.

ich nach Schweden; dann fiel die Stadt in die Hände der Verbündeten.

Carl XII erinnert an einen jener Jomsvikingenjarle, die, nachdem sie die Ostsee und ihre Gestade mit Krieg erfüllt, und dann die Gegenwirkungen des Geschickes auf sich gezogen, nach dem Norden zurückgehen und daselbst verschwinden. — Sein Unglück rührte zuletzt vornehmlich daher, daß er, allezeit sich selbst gleich, die Veränderungen, die während seiner Abwesenheit in seinem Reiche und in ganz Europa geschehen, nicht verstehen noch anerkennen wollte. Schweden war erschöpft und schon gegen ihn selber in Bewegung; Preußen, von einem energischen Willen geführt, kraftvoller als je, die Kriegskunst und Kriegszucht der Norddeutschen gewaltig vorgeschritten; die beiden Mächte aber, auf die er baute, England und Frankreich zu keiner wesentlichen Theilnahme zu bringen.

In England trat eben eine Veränderung ein, die für ihn verderblich werden mußte, die Thronbesteigung des Hauses Hannover. Mochte man die deutschen nnd englischen Verhältnisse aus einander zu halten sich noch so viel Mühe geben, so ließ sich das doch nie vollkommen erreichen. Da noch ein Prätendent lebte und zuweilen von sich reden machte, so schlossen sich dessen Gegner, die den Staat inne hatten, um so enger an den König an, in welchem jene Gesichtspunkte nothwendig zusammenfielen. Nun aber verfolgte Hannover einen nicht minder dringenden Anspruch

gegen die schwedische Herrschaft in Deutschland, als Brandenburg. Der König von Dänemark überließ Bremen und Verden an Hannover; dafür garantirte England die dänischen Ansprüche auf die holstein-gottorpischen Lande.

Dies wirkte unmittelbar auf Frankreich zurück. Der Regent, Herzog von Orleans, trat in das genaueste Verständniß mit England, auf welchem dann die allgemeine Lage der europäischen Dinge in jenen Zeiten hauptsächlich beruhte; unmöglich konnte er Schwedens sich so ernstlich annehmen, wie es Ludwig XIV bei dem Nimweger Frieden gethan; im Jahr 1716 willigte Frankreich ein, daß Preußen im Besitz von Stettin bliebe.

Auch an sich bildete die Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron ein Ereigniß von der größten Bedeutung und Aussicht für Preußen. Georg I war der Schwiegervater Friedrich Wilhelms I; die beiden Häuser schienen nur noch Eine Familie auszumachen. Das will nun noch nicht sagen, daß sie immer vereinigt gewesen wären: meistentheils fand dies aber doch Statt; sie nahmen zugleich die deutsche Sache gegen Schweden, die protestantische gegen den Katholicismus wahr; die Autorität eines Churfürsten von Hannover, der auf dem Throne von Großbritannien saß, und der nun erst furchtbar werden-den preußischen Macht legte ein neues Gewicht in die Wagschale der deutschen und allgemeinen Angelegenheiten.

Von dem Erstaunen, das die selbständige politische Haltung Preußens, eine in der Geschichte des Jahrhunderts

neue Erscheinung, die eben deshalb noch nicht auf immer festgestellt schien, so wie von dem Widerwillen, den die damit zusammenhangende militärische Regierungsweise des Königs erregte, erlebte man damals in Berlin ein merkwürdiges Symptom.

Ein Abenteurer aus Ungarn, der sich einst im Gefolge Ragoczys und dann auf eigene Hand an den Höfen von Europa herumgetrieben, dabei wohl auch angesehenen Staatsmännern, denen er geheime und zuverlässig scheinende Correspondenzen verschaffte, wichtig zu machen gewußt hatte, des Namens Clement, knüpfte zu eben diesem Zwecke Verbindungen in Berlin an und gerieth dabei an einige über die Regierung im höchsten Grade mißvergnügte Leute. Sie schalten darüber, daß der König nur noch Offizieren gute Stellen gebe, alle Anderen besonders die Gelehrten vernachlässige; daß er namentlich ihnen oder doch ihren Freunden ihre Pensionen gestrichen, oder vielleicht auch nur daß er über die Straße gehend sie mit ungnädigen Augen angesehen habe. Der nahmhafteste von ihnen, Lehmann [1], kam mit Clement in Baruth zusammen, und indem sie hier im gräflichen Garten mit einander spazieren gingen, steigerten sie einander zu den wildesten Plänen. Clement sprach von der Möglichkeit, daß der kaiserliche und einige andere deutsche Höfe sich vereinigten, einen Fürsten so ungewöhnlicher Art, wie

1. „als ein ungemein capables Subject zur Correspondenz empfohlen.“ Aussage Clements bei einem Bericht aus Berlin 24 Juli 1719 im Archiv zu Dessau.

gegen die schwedische Herrschaft in Deutschland, als Brandenburg. Der König von Dänemark überließ Bremen und Verden an Hannover; dafür garantirte England die dänischen Ansprüche auf die holstein-gottorpischen Lande.

Dies wirkte unmittelbar auf Frankreich zurück. Der Regent, Herzog von Orleans, trat in das genaueste Verständniß mit England, auf welchem dann die allgemeine Lage der europäischen Dinge in jenen Zeiten hauptsächlich beruhte; unmöglich konnte er Schwedens sich so ernstlich annehmen, wie es Ludwig XIV bei dem Nimweger Frieden gethan; im Jahr 1716 willigte Frankreich ein, daß Preußen im Besitz von Stettin bliebe.

Auch an sich bildete die Erhebung des Hauses Hannover auf den englischen Thron ein Ereigniß von der größten Bedeutung und Aussicht für Preußen. Georg I war der Schwiegervater Friedrich Wilhelms I; die beiden Häuser schienen nur noch Eine Familie auszumachen. Das will nun noch nicht sagen, daß sie immer vereinigt gewesen wären: meistentheils fand dies aber doch Statt; sie nahmen zugleich die deutsche Sache gegen Schweden, die protestantische gegen den Katholicismus wahr; die Autorität eines Churfürsten von Hannover, der auf dem Throne von Großbritannien saß, und der nun erst furchtbar werdenden preußischen Macht legte ein neues Gewicht in die Wagschale der deutschen und allgemeinen Angelegenheiten.

Von dem Erstaunen, das die selbständige politische Haltung Preußens, eine in der Geschichte des Jahrhunderts

neue Erscheinung, die eben deshalb noch nicht auf immer festgestellt schien, so wie von dem Widerwillen, den die damit zusammenhangende militärische Regierungsweise des Königs erregte, erlebte man damals in Berlin ein merkwürdiges Symptom.

Ein Abenteurer aus Ungarn, der sich einst im Gefolge Ragoczys und dann auf eigene Hand an den Höfen von Europa herumgetrieben, dabei wohl auch angesehenen Staatsmännern, denen er geheime und zuverlässig scheinende Correspondenzen verschaffte, wichtig zu machen gewußt hatte, des Namens Clement, knüpfte zu eben diesem Zwecke Verbindungen in Berlin an und gerieth dabei an einige über die Regierung im höchsten Grade mißvergnügte Leute. Sie schalten darüber, daß der König nur noch Offizieren gute Stellen gebe, alle Anderen besonders die Gelehrten vernachlässige; daß er namentlich ihnen oder doch ihren Freunden ihre Pensionen gestrichen, oder vielleicht auch nur daß er über die Straße gehend sie mit ungnädigen Augen angesehen habe. Der nahmhafteste von ihnen, Lehmann [1], kam mit Clement in Baruth zusammen, und indem sie hier im gräflichen Garten mit einander spazieren gingen, steigerten sie einander zu den wildesten Plänen. Clement sprach von der Möglichkeit, daß der kaiserliche und einige andere deutsche Höfe sich vereinigten, einen Fürsten so ungewöhnlicher Art, wie

1. „als ein ungemein capables Subject zur Correspondenz empfohlen.“ Aussage Clements bei einem Bericht aus Berlin 24 Juli 1719 im Archiv zu Dessau.

Friedrich Wilhelm, kurzweg aufzuheben. Lehmann meinte, man müsse sich dann zugleich der beiden Minister Ilgen und Kraut bemächtigen, auf deren Thätigkeit die damalige Macht von Preußen nach außen hin und im Innern beruhte. Er hielt nicht allein dies, sondern eine Überraschung der Hauptstadt für sehr ausführbar. Er legte dem neuen Freunde, der mit ihm nach Berlin ging, einen Plan der damaligen Befestigungen der Stadt vor, deren schwache Stellen er nachwies; er zeigte, wie man sie überraschen, den Schatz wegnehmen, das Schloß und die vornehmsten Häuser plündern könnte. Es scheint als wollten sie nachmachen, was sie bei St. Real von jenem Unternehmen des Herzogs von Ossuna auf Venedig gelesen hatten. Der ungarische Abenteurer mochte jedoch besser sehen, als der alles Ernstes in Grimm gesetzte phantastische Correspondent, daß das alles ganz unausführbare Dinge seien. Um ein Stück Geld davonzutragen, hatte er die verruchte Keckheit, seine eigenen Entwürfe als von den feindlichen Nachbarn des Königs gegen ihn geschmiedet demselben anzugeben. Friedrich Wilhelm ließ sich dadurch wirklich einen Augenblick irre machen, erkannte die Sache aber bald als das an, was sie war, bekam die vermeinten Verschwörer in seine Hand und ließ sie sammt Clement hinrichten. [1]

1. Schreiben an den Fürsten von Anhalt 19 Juli. N-Schr. „Bube" (der im Gefängniß starb, wie der König meint, weil der Böswicht Gift genommen, so daß man nun nicht hinter die Wahrheit kommen werde) „hat alle die Briefe an Clement geschrieben auf französisch und ist Bube so ein Schelm gewesen wie Lehmann. Clement der saget nun alles heraus und saget, das das ganze Project Leh-

Der Geist der Intrigue, die das Ungeheure mit flüchtigen Combinationen zu erreichen sich vermißt, war in dem damaligen Europa besonders thätig. Männer von ganz anderem Geist und Rückhalt, wie Görz und Alberoni, geben ihn kund. Diese haben wohl einmal gemeint die unter allgemeinen Anstrengungen und Kämpfen festgesetzte protestantische Erbfolge in England umstürzen zu können; der spanische Hof und Carl XII haben sich von Gedanken dieser Art ergreifen lassen und weltumfassende Pläne darauf gebaut.

Das Schwerste für die Beobachtung, wo sich das wirkliche Talent über die falsche Klugheit erhebt — liegt darin, in den noch werdenden, sich begebenden Dingen das Vorübergehende, dem Wechsel Unterworfene von dem Begründeten und Bleibenden zu unterscheiden, das man nur vergeblich antasten würde.

Von verschiedenen Seiten her bedroht vereinigten sich Preußen und England um so genauer.

Am 4 August 1719 schlossen sie ein Bündniß, in welchem sich Friedrich Wilhelm aufs neue anheischig machte, die Succession in England aufrecht zu erhalten, und dem Hause Hannover, wenn sie ihm angefochten werde, eine bestimmte Hülfe zu leisten. Dagegen garantirte Georg I nicht allein als Churfürst von Hannover, sondern als König von England, denjenigen Theil der früher schwedisch ge-

mann und seiner Invention ist, das gestehet Lehmann auch: wenn es möglich wäre gewesen, hätten sie es wollen dazu treiben, daß ich vom Kaiser sollte aus dem Lande gejagt werden."

wesenen Provinzen, den Friedrich Wilhelm in Besitz genommen hatte. Wenn man in dem geheimen Artikel, der den mittheilbaren hinzugefügt wurde, liest, daß Georg I seinem Schwiegersohne noch besonders für den Fall Hülfe zusagt, wenn er in Preußen oder in Pommern darüber angegriffen werde, so kann man nicht bezweifeln, daß die Dinge sich so anließen, als könne das geschehen; von Rußland oder von Polen her. Indeß ist es doch so weit nicht gekommen. Nach dem unerwarteten Tode Carls XII gewannen die englischen Rathschläge auch in Schweden das Übergewicht; Peter I, der nochmals seine Waffen gegen dieses Reich richtete, war zufrieden, wenn er die Ostseeprovinzen, deren er sich bemächtigt hatte, behielt. Niemand hätte sie ihm entreißen können, zumal da die französische Diplomatie, die später darüber geklagt hat, damals es sogar zu wünschen schien. So kam es zu den Friedensschlüssen, welche dem schwedischen Übergewicht diesseit der Ostsee auf immer ein Ende machten. Am 20 Januar 1720 ward der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Schweden die Stadt Stettin, den District zwischen Oder und Peene, die Inseln Usedom und Wollin sammt dem pommerschen Haff und seinen drei Ausflüssen an den König von Preußen und dessen Erben auf ewig abtrat. Der schwedische Reichstag erklärte, in dem Zustand, in welchem man sei, könne er diesen Frieden nicht mißbilligen, und gab ihm seine Genehmigung.

Der Besitz der Mündungen der Oder, die man so weit

hinauf zu beiden Seiten beherrschte, und eines Platzes wie Stettin, so nahe der Hauptstadt, so wohlgelegen für die Ostsee, wo laut der Verträge ein freierer Handel wieder hergestellt werden sollte, war von unberechenbarem Vortheil.

Mit Freuden nahm Friedrich Wilhelm im Jahr 1721 die Huldigung ein. Er gab den Bürgern die Waffen zurück, die ihnen eine Zeitlang entzogen gewesen, und sendete der Stadt eine französische Colonie zu, von der sich die Hebung ihres Wohlstandes hoffen ließ.

Überhaupt gab die erweiterte geographische Stellung den vereinigten Landschaften allmählig das Ansehen einer Macht.

Von den östlichen Grenzen der eigentlich germanisirten Lande her, — denn jenseit derselben finden wir mehr Ansiedelungen, die doch nicht das ganze Land zu Germanien gesellt hatten, — erstreckte sich Preußen, freilich nicht ohne große Unterbrechungen, bis in die alten westlichen Marken der deutschen Nation; es stand schon damals Frankreich und Rußland gegenüber. Dort breitete es sich in Gebieten aus, wo scandinavische und slawische Völker einander seit den ältesten Zeiten begegnet waren, wo Polen, Russen und Schweden die letzten Jahrhunderte so oft geschlagen; in ihrer Mitte hatte es das Prinzip der deutschen Cultur aufrecht zu erhalten. Es entspricht sehr gut dem großen historischen Verhältniß, daß sich alle Kräfte der Colonisation nach jenen

östlichen Grenzen hinrichteten. Im Westen waren die Gegenden eingenommen, wo zwischen Spaniern und Holländern so oft wegen des religiösen, zwischen Östreich und Frankreich so oft wegen des politischen Übergewichts geschlagen worden war; es mußte als ein allgemeiner Gewinn angesehen werden, daß die deutschen und protestantischen Interessen einen sicheren Rückhalt an einer kräftigen und auf ihr Anrecht eifersüchtigen Regierung fanden. [1] Die Grundlage der Macht bildeten doch aber die mittleren Länder, an Elbe und Oder, die sich langsam, aber unter dieser sorgsamen Verwaltung sicher aus der Verödung des dreißigjährigen Krieges erhoben. Auf diese hauptsächlich war das militärisch-administrative System gegründet, das dem Ganzen Einheit und Gleichartigkeit verlieh. Die territoriale Unabhängigkeit eines deutschen Fürstenthums war darin auf das schärfste ausgeprägt; schon um sich durchzusetzen mußte sie einen eigenthümlich-schroffen Charakter annehmen.

So wahr es ist, daß an die Erhebung derselben nicht zu denken gewesen wäre ohne den Protestantismus, und daß der protestantische Name dadurch zu neuem Ansehn gelangte, so war doch der Zweck und Sinn ihres Daseins mit nichten confessioneller Natur. Der erste deutsche Fürst, von welchem wir wissen daß er das Aufkommen der brandenburgisch-preußischen Macht mit Freude begrüßte, ist

1. Der alte Marperger schon wendet das Wort von Curtius darauf an: una manu orientem, altera occidentem tangit.

ein katholischer gewesen, jener von Östreich verjagte Churfürst Max Emanuel von Baiern. Noch in Paris sagte er dem preußischen Gesandten, er freue sich, daß es unter den Fürsten des Reiches wenigstens Einen gebe, der selbständig zu sein die Mittel anwende: er hoffe, das solle Allen und besonders auch ihm zu Gute kommen. [1]

Die Zeit mußte nun lehren, wie sich diese norddeutsche Selbständigkeit sowohl zu Kaiser und Reich, als zu den europäischen Mächten verhalten, ob sie stark genug sein würde, unter den Streitigkeiten derselben, in den täglich auftauchenden Fragen eine ihrem Wesen entsprechende Politik zu ergreifen und zu behaupten, und lebenskräftig genug, sich auf eine den Forderungen des menschlichen Daseins gemäße Weise in sich selbst zu entwickeln.

Einiges war geschehen; Größeres stand noch bevor.

1. qu'il souhaitoit fort l'amitié du roi de Prusse voyant avec plaisir un prince dans l'empire qui avoit reglé ses affaires sur un pied, à pouvoir soutenir au besoin les priviléges et prérogatives dudit empire qu'il pouvoit peutêtre un jour survenir des conjonctures à devoir prendre des mesures ensemble.

Zweites Buch.

Auswärtige und häusliche Angelegenheiten Friedrich Wilhelm's I. von 1725 bis 1732. Jugendjahre Friedrichs II.

Wenn wir in Betrachtung des eigenthümlichen Wachsthums des brandenburgisch-preußischen Staates begriffen, bisher vermeiden konnten, auf die allgemeinen Verwickelungen der europäischen Dinge ausführlich einzugehen, so wird das nun nothwendig, da diese allmählig die Umstände herbeiführten, unter denen Preußen, was der vornehmste Gegenstand dieser Geschichte ist, sich zum Range einer europäischen Macht erhoben hat. Es gehört schon etwas dazu, bis das besondere Dasein, das auch die Staaten haben, auf die Stufe gelangt, wo es abstoßend oder anziehend oder eingreifend sich dem Fremden ebenbürtig und gleichberechtigt erweist, sich auf seinem Wege Raum macht in der Welt.

Das frühere System der europäischen Staaten hatte sich aber am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts schon wesentlich umgestaltet; sie hatten naturgemäßere einfachere Stellungen gewonnen.

Früher beruhte alles auf dem Gegensatz und fortgehenden Kampfe zwischen Frankreich und dem spanisch-östreichischen Hause; geendet war derselbe noch keineswegs, doch hatte es damit eine andere Bewandtniß, als bisher.

Wenn man sich erinnert, welche umfassende Folgen die Verbindung von Östreich und Spanien, die Stiftung und Behauptung derselben, ihr Zusammengreifen mit den religiösen Zerwürfnissen gehabt hat, so erkennt man auch, welche Bedeutung für die allgemeinen Dinge und für die beiden Mächte selber darin lag, daß sie aufgelöst wurde. Östreich kehrte seitdem zu den ursprünglichen Richtungen seiner landschaftlichen Politik zurück. Es beruhte hauptsächlich auf der Vereinigung der deutschen Erzherzogthümer mit Böhmen und Ungarn, die seit dem dreizehnten Jahrhundert oft versucht, im siebzehnten durchgeführt worden war: diese Stellung ward nun durch die Erwerbung einiger oberitalienischen Gebiete, an welche sich zunächst auch entferntere anschlossen, geographisch befestigt. Die ganze Epoche der burgundischen Familie hatte gedient, eine Territorialmacht im südöstlichen Europa zu begründen. Dazu hatten die Beisteuern aus den südamerikanischen Bergwerken zuweilen beitragen müssen: jetzt konnte man ihrer eher entbehren.

So bildete nun auch Spanien mit seinen Colonien eine Welt für sich; es war von der größten Rückwirkung, daß es die Niederlande nicht mehr besaß, durch die es bisher mit den nordischen und westlichen auch den deutschen Staaten in unmittelbare Verbindung gesetzt worden. Zugleich aber trat die Frage ein, ob es nicht fortan von Frankreich allzu abhängig sein werde. Die französischen Bevollmächtigten an den Friedenscongressen hatten kein

Hehl, daß die Herren Spanier den Wünschen von Frankreich zuvorzukommen verpflichtet seien.

Ohne Zweifel wuchs der französischen Monarchie durch die Errichtung eines zweiten bourbonischen Thrones ein verstärktes Ansehen in dem südlichen Europa zu; man weiß jedoch, daß dies Resultat nicht sowohl in Folge ihrer Überlegenheit in Krieg und Waffen erreicht worden, als durch eine unvorhergesehene Verflechtung der Dinge. Wenn man die frühere und die damalige Lage vergleicht, so nimmt man wahr, daß Frankreich bei aller seiner Macht doch den Einfluß bei weitem nicht mehr genoß, den es in den blühenden Zeiten Ludwigs XIV ausgeübt hatte.

Kein Stuart, des französischen Geldes oder der französischen Mitwirkung bei religiösen Absichten bedürftig, saß mehr auf dem englischen Throne. Die Staatsveränderung von 1688, das dadurch begründete Übergewicht der protestantischen Aristokratie und des parliamentarischen Regimentes wurden durch das Haus Hannover festgehalten, das demselben damals noch die Krone verdankte. Eigentlich war alles im Gegensatz gegen Frankreich geschehen, mit dem man nun dort nach Befinden auch in Freundschaft und Bund stehen konnte, ohne für das Innere von ihm fürchten zu müssen.

Im östlichen Europa hatte Schweden, bei dem es fast herkömmlich war, im Einverständniß mit Frankreich das Schwert zu ziehen, seine Furchtbarkeit großentheils verloren. Dagegen kam Rußland empor, welches seine

eingebornen altslawischen Kräfte unter dem Anhauch germanischer Cultur zu einer Macht ausbildete, die nur von sich selber Rath nahm.

Die Aufstellung der vier Mächte, Östreich, Frankreich, England, Rußland in den unumstößlichen noch nicht ganz vollendeten, aber doch schon sehr bestimmten Grundzügen ihrer Verhältnisse ist ein Werk der beiden großen Kriege im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Zwischen ihnen erhob sich, aus der Mitte der deutschen Territorien, die ihren politischen Antrieb so oft von Frankreich erhalten, eben damals der brandenburgisch-preußische Staat, mit unendlich geringeren Kräften, aber allmählig zu dem Bestreben erstarkt, ebenfalls nur Gesichtspuncte wahrzunehmen, welche seiner eigenen Natur, seinem Selbst entsprachen.

Es wäre an sich der Mühe werth, die ersten Versuche, die in der neuen Gestalt der Dinge hiezu gemacht wurden, zu betrachten, wiewohl sie noch von zweifelhafter Natur sind, mehr ein Übergang, wo das allmählige Ergreifen einer Stellung nicht ohne den Beigeschmack von Wankelmuth erschien; aber es ist auch deshalb nothwendig, weil damit die Verhältnisse eintraten, an denen sich die großen Geschicke von Preußen entwickeln sollten.

Folgen wir, ohne Ungeduld, dem Faden der Begebenheiten, wodurch diese vorbereitet wurden.

Verträge zu Wien 1725.

Noch war die Ruhe von Europa keineswegs befestigt; noch oft geschahen Versuche das Ebeneingerichtete wieder zu erschüttern; überdies aber traten auch unvermeidliche Fragen ein, in Folge eines jenseit des menschlichen Willens liegenden Verhängnisses.

Das wichtigste ist, daß sich bei einem der vier großen Staaten, bei Östreich, noch ehe es sich mit den übrigen vollständig auseinandergesetzt, und seinen Frieden nach allen Seiten geschlossen, Zweifel über sein künftiges Bestehen regten.

Nachdem Joseph I ohne männliche Erben gestorben, und Carl VI ein paar Jahre in unfruchtbarer Ehe zugebracht, fing man in Wien an zu fürchten, daß der deutschen Linie des Hauses Habsburg in kurzem dasselbe Schicksal bevorstehe, was die spanische betroffen.[1] Die Siege, die man gegen die Türken erfocht, machten die östreichischen Staatsmänner traurig, wenn sie bedachten, daß der Staat vielleicht so sterblich sei, wie der Kaiser, daß beim Tode desselben eine Auflösung der Monarchie zu erwarten sei. Wozu dieses Blutvergießen, dieses Län-

1. Prinz Eugen erzählt (Schriften IV, 84) daß Graf Wratislav oft sagte: Gott gebe uns einen Prinzen, sonst ist an nichts anderes zu denken, als daß die östreichischen Erbländer Spolia gentium werden.

dererwerben und Länderverwüsten, hören wir einen von ihnen fragen, bei solcher Aussicht?

Wie man bemerkt hat, daß die ganze diplomatische Geschichte der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von der Erwartung der Thronerledigung in Spanien und den daran sich knüpfenden Entwürfen bestimmt ward, so haben die Bewegungen über die Erbfolge in Östreich mehrere Jahrzehente vor dem Tode Carls VI ihren Anfang genommen: die diplomatischen Verhandlungen wurden nunmehr von dieser Erwartung beherrscht, wie früher von jener.

Die gesammte Thätigkeit der östreichischen Politik im Innern und nach außen hatte den Zweck, der Gefahr des Zerfallens zuvorzukommen.

Der erste Mann, der ernstlich daran gedacht hat, ist, so viel wir wissen, der Graf Sinzendorf, damals Reichshofraths-Vicepräsident, gewesen. Vornehmlich auf dessen Antrieb geschah es, daß der Kaiser am 19 April 1713 [1] in einer feierlichen Versammlung seines geheimen Rathes ein Hausgesetz verkündigen ließ, kraft dessen die auf ihn gestammten Erbkönigreiche und Lande nach seinem Tode sämmtlich und ungetheilt an seine männlichen Nachkommen, wenn er aber deren nicht habe, an seine Töchter,

1. Die Einwendungen des alten Wandersmannes (Anemonen II, 121) gegen die Richtigkeit des Datums heben sich, da die Ausdrücke, an denen er Anstoß nimmt, in dem ursprünglichen Texte, wie er auch bei Olenschlager Geschichte des Interregni I, 12 steht, nicht vorkommen, sondern erst in den späteren Transactionen erscheinen.

und in deren Ermangelung an die Erzherzoginnen, Töchter seines verstorbenen Bruders, gelangen sollten, allemal jedoch, wie nachdrücklich wiederholt wird, ungetheilt, und nach dem Rechte der Erstgeburt. Es war zur Zeit einer in Wien herrschenden Pest, wo man täglich rings um sich her unerwartete Todesfälle erlebte, daß der Kaiser diese Erbfolgeordnung bekannt machte, der man den schon von den altrömischen Kaisern gebrauchten, am spanischen Hofe fortgepflanzten Titel pragmatische Sanction gab.

Eine bestimmte Bedeutung bekam dieselbe aber erst dadurch, daß dem Kaiser, nach dem frühen Absterben eines jungen Sohnes, nur noch Töchter geboren wurden, — die älteste Maria Theresia, 13 Mai 1717, welcher die Erfolgeordnung zu gute kommen mußte, wofern sie die Beistimmung, die ihr unentbehrlich war, gewann.

Besonders Prinz Eugen von Savoyen und Graf Sinzendorf waren überzeugt, daß man zur Erlangung derselben keine Zeit verlieren dürfe. Wohl möglich, daß Gott den Kaiser noch mit einem männlichen Erben segne, aber dies überhebe seine Minister nicht der Pflicht für den entgegengesetzten Fall zu sorgen; man müsse sich nur der Drangsale erinnern, in welche nicht allein Spanien, sondern auch andere Länder, z. B. Schweden, durch Mangel einer anerkannten Erbfolgeordnung gerathen seien.[1]

In den Niederlanden, die damals dem Hause Habs-

1. Memoire Eugens (3 Jan. 1719) in d. Schrift. Eugens V, 55.

burg aus der spanischen Erbschaft zugefallen waren, und in den östreichischen Erzherzogthümern hatte es keine Schwierigkeit, die Stände dazu zu bewegen: nach einigem Zögern verstand sich auch Ungarn, das Erbrecht der Krone auf das weibliche Geschlecht auszudehnen, und die Satzung anzunehmen, nach welcher dieses Königreich mit den übrigen Ländern des Kaisers unzertrennlich verbunden bleiben sollte; ein Anstand erhob sich jedoch bei Böhmen.

Nicht als ob die Stände Bedenken getragen hätten, den Wünschen des Hofes entgegenzukommen; aber Böhmen war nicht allein eine Krone, sondern zugleich ein Churfürstenthum des deutschen Reiches, und ein solches einer Frau zu übertragen, lief gegen die alten Reichsgesetze und das unvordenkliche Herkommen.

Sehr merkwürdig wie sich Prinz Eugen darüber äußert. Er giebt zu, daß es nicht der hohen Staatsrechtslehre, der „strengen Observanz" entspreche, aber es habe die gesunde Vernunft für sich. Da die Erbtochter ohne allen Zweifel zum Besitz der Krone, welches die Hauptsache, befähigt sei, so könne ihr die Nebensache, die damit verbundene Churwürde, nicht streitig gemacht werden; „die gepriesenen Reichsgrundgesetze seien der Staatsraison, dem Rechte der europäischen Convenienz und dem Zufall der Staatenveränderungen unterworfen." [1]

Nicht für die Böhmen war dies gesagt, sondern für

1. Note des Prinzen Eugen 24 Jan. 1724. Schriften VI, 34. Vgl. V, 56.

die Churfürsten und das Reich; aus der Lage der europäischen Angelegenheiten leitete der treffliche Kriegsmann und Minister die Nothwendigkeit her, sich seiner Politik anzuschließen. Die goldene Bulle sollte vor dem europäischen Gleichgewicht, für welches die Macht von Östreich unentbehrlich sei, zurückweichen.

Darauf kam es nun vor allem an, ob diese Ansicht allgemein geltend gemacht, durch Verträge befestigt werden könnte. Denn sonst ließ sich nicht erwarten, daß die Mächte und Familien, welche Ansprüche an die Erbschaft erheben konnten, vor einem so neuen Hausgesetz zurücktreten würden. So sehr Eugen auch davon überzeugt war, daß mit Verträgen die Sache nicht auszumachen sei, denn noch habe es nie einen Vertrag in der Welt gegeben, der für unumstößlich gehalten oder nur nach seinem wahren Sinne ausgeführt worden wäre, so hielt er doch dafür, daß bei jedem mit einem fremden Staate abzuschließenden Tractate die Anerkennung der pragmatischen Sanction zur Verbindlichkeit gemacht werden müsse, um im Falle eines Angriffs sich wenigstens in völkerrechtlicher Form darauf beziehen zu können.

Man kann fragen, ob es bei dieser Ansicht nicht besser gewesen wäre, auf den diplomatischen Weg Verzicht zu leisten und sich gegen mögliche Angriffe nur durch eine Erhöhung der innern Streitkraft zu sichern; aber so entschiedene Gedanken können von einem Minister nicht durchgeführt werden; auf Friedensschlüssen und Staats-

verträgen, wenn sie auch oft verletzt wurden, beruhte nun einmal der öffentliche Zustand von Europa; er schien sogar noch mehr darauf zu beruhen, als es vielleicht der Fall war, da die innere Stärke und das gegenseitige Verhältniß der Staaten doch die Hauptsache ausmachte.

Die erste, der Rede werthe Abkunft in diesem Sinne, die jedoch weit über die Erhaltung des Gleichgewichts hinausging, ward von einer Dynastie angeboten, von der man es am wenigsten erwartete, der in Spanien herrschenden Linie des Hauses Bourbon, die bisher im heftigsten Kampfe mit Östreich gelegen, und ihren Frieden noch nicht geschlossen hatte.

Man weiß, daß das vornehmste Motiv hiezu nicht gerade, wie einst gesagt worden, in der Beleidigung lag, welche der spanische Hof von dem französischen erfuhr, indem der junge König Ludwig XV die Infantin, mit der er verlobt war, zurückschickte, und es vorzog sich mit der Tochter Stanislaus Lescinskis zu vermählen; es gab andere minder persönliche, aus den Interessen der beiden Reiche hervorgehende Beweggründe dafür.

Spanien fand die mercantile Überlegenheit, welche England sowohl in Indien als in Europa ausübte, unerträglich, und wünschte vor allem Gibraltar und Minorca wiederzuerobern.

Eben so war auch Carl VI nicht gemeint, sich die Handelsherrschaft der beiden Seemächte gefallen zu lassen. Wenn dieser Fürst jemals für irgend eine Sache eine

lebhafte Vorliebe gehegt hat, so war es die für Commerz und Seewesen [1]; man konnte durch kühne und einigermaßen scheinbare Entwürfe in dieser Beziehung sein Glück bei ihm machen. Für die östreichischen Länder ist diese Gesinnung keineswegs ohne Folgen geblieben; das Emporkommen von Triest darf ihr größtentheils zugeschrieben werden. Aber seine Entwürfe reichten noch viel weiter. Auch in den Niederlanden, zu Ostende, hatte er eine Gesellschaft von Kaufleuten begründet und mit Privilegien versehen, von der er sich eine Belebung des belgischen Handels versprach. In dem befreundeten Lissabon sollten sich die östreichischen Segel von Triest und von Ostende begegnen. Man hat damals wirklich kaiserliche Schiffe in den ostindischen Gewässern erscheinen sehen.

Diese Regungen wahrnehmend, faßte ein in den Geschichten jener Jahre vielgenannter Mann, Ripperda, ein geborner Holländer, der in spanischen Diensten emporgekommen, den Gedanken, eine neue Vereinigung zwischen Spanien und Östreich zu stiften; verbunden würden sie unerschöpflich an Hülfsquellen und unüberwindlich an Kräften sein, und ihrer Feinde sich leicht erwehren. Er selbst wurde im November 1724 nach Wien gesandt, um was er vorgeschlagen auch selber zu Stande zu bringen.

1. Foscarini storia arcana im Archivio storico italiano S. V. S. 83 spricht von der „strana passione avuta da S. M. nei commercii et in ogni altra industria il cui fine sia generare ricchezza“; von einer „inclinatione per cui rendeva si disposto a secundare leggermente ogni vano promettitore di ideali profitti.“

Und damit gelang es ihm nun über Erwarten.

Vor allen Dingen ward ein Friede geschlossen, in welchem jeder Theil auf die Besitzungen des andern Verzicht leistete, und Spanien das neue östreichische Hausgesetz, wodurch die Erbfolge auch auf die weibliche Linie ausgedehnt wurde, als im Sinne der Altvordern geschlossen und von der allgemeinen Stimme willkommen geheißen, ausdrücklich gewährleistete.[1]

Dann wurde eine weitere zwiefache Abkunft getroffen, worin einerseits Spanien die ostendische Compagnie anerkannte, die östreichischen Unterthanen den meistbegünstigten Fremden in ihren Häfen gleichstellte, sie in seinen Schutz zu nehmen versprach, diesseit und jenseit der Linie; andererseits der Kaiser seine guten Dienste zusagte, um England zur Herausgabe von Gibraltar und Mahon zu bewegen.[2]

Allein auch dieses Eingehen in die eigensten gegenseitigen Interessen genügte der plötzlich aufsteigenden Neigung zu einer Allianz noch nicht.

Gleich in seiner ersten Instruction hatte Philipp V den Gesandten beauftragt, mit der stolzesten Emphase katholischer Rechtgläubigkeit einen Bund der beiden Monarchien gegen Türken und Protestanten, und vor allem

1. Pax inter Carolum VI et Philippum V. Viennae 30 Aprilis 1725. Art. XII bei Du Mont VIII, II, 108.

2. Foedus inter sacram caesaream et catholicam Majestatem et sacram catholicam Majestatem d. 30 April ibid. 113. Traité de navigation et de commerce — — — fait a Vienne le 1 Mai ibid. p. 114.

die genaueste Familienverbindung zu Stande zu bringen. Es liegt am Tage, daß von dieser Hoffnung und Aussicht die ganze Unterhandlung innerlich belebt wurde. Nach einiger Zeit gelang es Ripperda, einen Tractat abzuschließen, der jedem Wunsche des spanischen Hofes genügte.

Von jeher ist zwischen den Mächten und in der Literatur von diesen Verabredungen viel die Rede gewesen; erst über ein Jahrhundert nach ihrem Abschluß, in unsern Tagen, sind sie bekannt geworden.

Alles beruht darauf, daß der Kaiser, wiewohl nicht ohne einen merkwürdigen Vorbehalt, sich geneigt erklärte, seine älteste Tochter Maria Theresia, deren Anrecht an die große östreichische Erbschaft eben festgesetzt worden, mit dem spanischen Infanten Don Carlos, ältesten Sohn der Königin von Spanien zu vermählen. Ripperda hat behauptet, die Absicht des kaiserlichen Hofes sei Anfangs mehr auf den Prinzen von Asturien, Don Ferdinand gegangen, er, der Gesandte, habe die Wahl auf Don Carlos gerichtet. Auch erkannte man wirklich in dem Vertrag die Nothwendigkeit an, die drei Mächte, Frankreich, Spanien und den Kaiser getrennt zu erhalten; man machte ausdrückliche Stipulationen, um Vermählungen aus der kaiserlichen und der spanischen Familie mit der französischen

1. Alejandro de Cantillo: tratados de paz desde el anno de 1700 que han hecho los monarcas españoles de la casa de Borbon. Madrid 1843. Tratado muy secreto de amistad y alianza ibid. S. 231. Art. 2, 8.

zu verhindern. Dagegen würde Don Carlos, dem man die Nachfolge in Toskana, Parma und Piacenza zusicherte, durch seine Vermählung mit der Erbtochter von Östreich diese Länder der östreichischen Monarchie hinzugefügt haben, die damals auch Neapel und Sicilien umfaßte. Was man in Spanien wünschte, daß Don Carlos alsdann zum Römischen König gewählt würde, ist in dem Tractat nicht ausdrücklich enthalten, aber am Tage liegt, daß es dahin kommen sollte. Philipp V versprach, bei dieser Wahl seine Dienste und seine Macht anzuwenden, um die kaiserliche Krone bei dem östreichischen Stamme und Hause — das dann sein eignes gewesen sein würde — zu behaupten. Sollte hierüber ein Krieg, wie zu erwarten, gegen Franzosen und Engländer ausbrechen, so setzte man sich vor, den ersten alle Eroberungen, die sie über das Haus Östreich und Spanien gemacht, sogar Burgund, wieder abzunehmen, auch Lothringen in den Stand herzustellen, in welchem es 1633 gewesen war, den letztern aber Gibraltar und Minorca mit Gewalt der Waffen zu entreißen. Es war ein Vertrag nach dem Muster derer, die früher zwischen den beiden habsburgischen Linien getroffen worden; gegen Franzosen und Türken, und wenn etwa der Religion wegen innerhalb oder außerhalb des Reiches Krieg ausbrechen sollte auch gegen die Protestanten wollten sie gemeinschaftliche Sache machen. [1]

1. Wie es in der Instruction heißt: Alianza defensiva et ofensiva contra el Turco y los principes protestantes.

So lautet der Vertrag; es schien darauf abgesehen, das alte spanisch-östreichische Übergewicht wiederherzustellen. Bei alle dem möchte man beinahe zweifeln, ob es dem Wiener Hofe rechter Ernst damit gewesen ist, ob er nicht blos dem stürmischen Verlangen der Spanier nachgegeben hat. Großes Bedenken erregt der berührte Vorbehalt. Die Vermählung der ältesten Erzherzogin ist nur dann unzweifelhaft, wenn der Kaiser vorher stirbt, ehe sie zu reifen Jahren gelangt; unbedingt ist allein die Vermählung zweier Erzherzoginnen (noch lebten ihrer drei) in das spanische Haus. Aus den Äußerungen Eugens sollte man schließen, dem Hofe habe eigentlich nur an der Garantie der pragmatischen Sanction gelegen. Anders aber war diese nicht zu erlangen, als wenn man der Königin von Spanien große und glänzende Aussichten eröffnete. Der Vertrag, wie er zu Stande kam, gewährte nicht alles was sie wünschte und bot doch unendliche Vortheile dar. Wenn Östreich noch einmal über die indischen Schätze verfügte, so konnte es auch wieder wagen, gegen die übrigen europäischen Mächte eine drohende Haltung zu nehmen.

Nun versteht es sich wohl, daß schon die Annäherung der beiden bisher feindlichen Mächte und ihr Friedensschluß, noch mehr einzelne der von ihnen getroffenen Verabredungen, welche bekannt wurden, am meisten aber die Tendenz, die man errieth, noch ehe sie sich vollständig entwickelt hatte, eine allgemeine Bewegung in Europa erregen mußte.

Frankreich faßte die östreichische Succession eben so wohl ins Auge, wie einst die spanische, und wollte keine einseitige Festsetzung darüber dulden, am wenigsten eine solche, von der es feindselig berührt zu werden fürchtete.

Die beiden Seemächte hatten schon längst gegen die Errichtung der ostendischen Handelscompagnie Widerspruch erhoben; Holland namentlich einen Artikel des westphälischen Friedens dagegen angerufen. Dieser Gesellschaft wurden nun aber Privilegien bewilligt, durch welche sie Vortheile über jede Mitbewerbung erhielt [1], mit bewaffneter Macht sollte sie aufrecht erhalten werden.

Indem nun schon hierüber die englische Nation in Aufregung gerieth, und sich in Schmähreden gegen den Kaiser erging, der nachdem er durch englische Aufopferungen in seinen italienischen Ländern behauptet worden, nun zum Danke dafür England mit dem Verluste seines Handels bedrohe — hörte man noch von den verborgenen Absichten eines geheimen Bundes. So weit diese auch reichten, so wiederholte sich doch, was zu geschehen pflegt:

1. In dem zweiten Artikel des traité de navigation wird den östreichischen Schiffen erlaubt, überall, also auch in Amerika, zu kaufen a prix raisonnable toutes les choses dont ils auront besoin, soit pour leur necessaire soit pour la reparation des navires ou autrement: da nun nur für Ostindien die Einschränkung gemacht ward daß sie da keinen Handel treiben sollten, so schloß man daraus, daß ihnen der Handel in Amerika erlaubt sei; Oberst Blader behauptete im englischen Parliament, darin liege a permission to vend their merchandizes for ready money, so that it was manifest that the subjects of the Austrian Lowcountries were allowed mere extensive privileges, than ever had been granted to any nation, was gegen alle Verträge laufe. Parliam. history VIII, 506.

die Vermuthungen überstiegen das, was beschlossen war. Man brachte einen Artikel zum Vorschein, nach welchem sich die beiden Höfe vereinigt haben sollten, eine Restauration zu Gunsten des Prätendenten in England zu versuchen. Das hätte eben noch dazu gehört, um alles rückgängig zu machen, was in den letzten hundert Jahren geschehen war.

Und auch der Norden schien in die allgemeine Feindseligkeit verwickelt werden zu müssen. Schweden und Rußland hatten in einem geheimen Artikel des Vertrages von Stockholm ausgemacht, dem Herzog von Holstein-Gottorp wieder zu dem Gebiete zu helfen, das ihm in dem letzten Kriege von Dänemark entrissen, und dieser Macht von England garantirt worden war. Kaiser Carl VI zeigte sich sehr geneigt, dazu beizutragen, wofern Rußland an seinem Bunde mit Spanien Antheil nehme. Die Verträge darüber sind erst später zu Stande gekommen, doch findet sich in den Aufzeichnungen über Czaar Peter I, daß sich derselbe schon am 7 Januar 1725 mit seinem Beitritt zu der Verbindung zwischen Spanien und Östreich, die also damals schon eine gewisse Haltbarkeit gewonnen haben mußte, beschäftigt habe.

Es schien als sollte von der Meerenge von Gibraltar bis nach Kronstadt der kaum beendigte Kampf wieder in neuen Flammen auflodern.

1. Coxe hat ihn in den Memoirs of Horatio Lord Walpole 1820 I p. 252 mitgetheilt.

Vertrag von Hannover.

Ein Zustand der allgemeinen Angelegenheiten, der für den eben aufkommenden preußischen Staat, der beide Systeme berührte, aber keinem angehörte, mit allen benachbarten Mächten in engen Beziehungen stand, ohne doch ihre Politik zu theilen, eine ganz besondere Schwierigkeit der Behandlung darbot.

Noch konnte Preußen nicht daran denken, sich den vier andern Mächten als eine fünfte an die Seite zu stellen, aber so viel Kraft hatte es doch entwickelt, daß in allgemeinen und deutschen Angelegenheiten nichts geschehen konnte, woran es nicht lebendig Theil genommen hätte: man mußte nun sehen, ob es bei dem drohenden Herannahen eines allgemeinen Zusammenstoßes eine Politik beobachten würde, ihm selber angemessen und dem europäischen Gemeinwesen förderlich.

Die meisten der zunächst obschwebenden besonderen Streitigkeiten lagen ihm ferne. Welche Privilegien die Handelsgesellschaft von Ostende in den amerikanischen Provinzen genieße, wer seine Fahne in Gibraltar wehen lasse, kümmerte den König von Preußen wenig, der nicht für seinen Beruf hielt, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen; es berührte ihn selbst nicht unmittelbar, welche von den beiden Linien des Hauses Oldenburg in den holsteingottorpischen Landen regiere.

So wie man sich aber von diesen Streitpuncten in

das Gebiet der allgemeinen Politik erhob, wurden die Fragen auch für Preußen von unmittelbarer und dringender Wichtigkeit.

Sein Dasein hatte eine seiner Grundlagen in dem europäischen Gleichgewicht; einer überwiegenden Macht würde es leicht zum Opfer gefallen sein.

Keine Frage, daß eine Vereinigung zwischen Spanien und Östreich wie die, mit der man umging, für Preußen gefährlich war, ihm aus religiösen so wie aus politischen Rücksichten widerwärtig sein mußte.

Alle die letzten Jahre daher hatten die religiösen Gegensätze das deutsche Reich gewaltig aufgeregt. Die Bestätigung der Ryswiker dem Protestantismus so überaus ungünstigen Clausel im Badenschen Frieden, die heftig hervorbrechende Bekehrungssucht einer beschränkten und fanatischen Priesterschaft und einiger von ihr mißleiteten Fürsten regten den evangelischen Theil fortwährend auf. Welch einen Eindruck brachte es hervor, als man eben beim zweihundertjährigen Jubelfest der Reformation erfahren mußte, daß auch der Churprinz von Sachsen, auf dessen Standhaftigkeit man immer noch baute, dem Beispiel seines Vaters gefolgt, und zum Katholicismus übergetreten sei. Da er sich zugleich mit einer Nichte des Kaisers, einer josephinischen Erzherzogin vermählte, so schrieb man diesem den Übertritt zu. Man hat demselben einmal das treffende Wort gesagt, auf solche Weise wäre es eben so gut, wenn man den Papst zum Kaiser habe.

Carl VI schien wenigstens eine Zeit lang zu vergessen, daß ein Kaiser beiden Theilen angehören müsse. Wie bedenklich wurde aber dann eine so enge Vereinigung desselben mit Spanien, das die Protestanten in Eine Reihe mit den Ungläubigen setzte.

Und auch in den politischen Angelegenheiten beklagte sich der König von Preußen, die ganze Zeit seiner Regierung über ohne Rücksicht, ja mit Feindseligkeit behandelt zu sein: — man höre ihn bei den Reichsgerichten nicht lange, man verurtheile ihn gleich.[1] Der Kaiser hatte nach einander die Allodialerben von Limpurg, den Abt von Werden, das Stift Quedlinburg gegen den König in Schutz genommen: wegen des letztern sogar einige Nachbarn mit der Ausführung seiner Verfügungen beauftragt.[2]

Und so konnte Friedrich Wilhelm wohl nicht sehr kaiserlich gesinnt sein, als jene großen Irrungen ausbrachen.

Er hatte auch sonst noch mancherlei Anlaß, den Gegnern des Kaisers, die sich an ihn wandten, namentlich dem englischen Hofe sein Ohr zu leihen.

1. Die Methode so der Ks. Hof dabei gebrauchet ist diese, „daß alle jura dieses Hauses auch gantze Provintzien und Lande die gleichwohl unsere Vorfahren besessen, und in deren Possession wir uns auch befinden, uns streitig und zweifelhaft gemacht, andre Stände im Reich, die Verwandten unsers Hauses selbst und unsre eigne Unterthanen selbst solche jura zu impugniren, und deshalb bei dem Kaiser zu beklagen angehetzet, ja gar welches fast unerhört durch den Reichsfiscal dazu gezwungen werden."

2. „Weil man zu Wien die Maxime hat daß man uns auf alle Weise klein machen müsse, daß wenn wir schon in einer Sache recht hätten die raison d'etat nicht zuließe uns damit auffkommen zu lassen." Beschwerden vom Januar 1725.

So oft Georg I von England nach Hannover herüberkam, veranstaltete er, wenn es irgend möglich war, eine Zusammenkunft mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn. Zuweilen kam er nach Berlin, um die anwachsende Familie seiner Enkel zu sehen; öfter gingen König und Königin von Preußen nach Hannover oder nach jenem Jagdbezirk an den Grenzen der Altmark, wo große Eichen- und Buchenwaldungen die alten Confinien zwischen der sächsischen und der wendischen Nation bezeichnen, der Göhrde. Im Sommer 1725 war nun König Georg I, begleitet von dem englischen Minister Lord Townshend, einem Manne, der Feuer und Kühnheit mit Erfahrung und Gründlichkeit in den Geschäften verband, herübergekommen; Friedrich Wilhelm und Sophie Dorothea besuchten ihn; besonders in den Gärten von Herrenhausen, die damals für die schönsten der Welt erklärt worden sind, war man beisammen.

Der englischen Politik kam es nun besonders zu Statten, daß die Königin von Preußen eine neue Verbindung beider Familien zu Stande zu bringen wünschte. Oft mag davon früher im Gespräch die Rede gewesen sein; festgesetzt war noch nichts darüber.[1] Von ihrem Vater auf das zärtlichste aufgenommen hoffte die Königin jetzt

1. Es ist ein Irrthum der Prinzessin Friederike Wilhelmine, wenn sie angiebt, daß schon zwei Jahre früher in einem zu Charlottenburg geschlossenen Vertrage über ihre Vermählung mit dem präsumtiven Thronerben von England ein Abkommen getroffen worden sei. Dieser Vertrag enthält, auch in seinen geheimen Artikeln, kein Wort davon.

ein festes Versprechen zu erlangen. Lord Townshend spricht in einem seiner Schreiben die Meinung aus, daß es damit keine Schwierigkeit haben werde.

Zugleich brachte Townshend nun aber auch die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache. Friedrich Wilhelm liebte eigentlich diese Art der Geschäftsführung nicht. Feurig und ungestüm wie er war, hat er öfter zu bereuen gehabt, in persönlichem Verkehr zu weit herausgegangen zu sein, zu viel gesagt zu haben; dagegen hat er auch ein ander Mal zu viel nachgegeben und sich mehr als er später billigte, abgewinnen lassen. Was man aber von sich fürchtet, das ist man eben darum auch wieder in Gefahr zu thun: auch diesmal trat er persönlich in Unterhandlungen: Lord Townshend wußte seine ganze Seele zu bewegen. Die Ereignisse in Thorn, wo ein Tumult, der bei einer Jesuitenprocession entstanden, von den Polen auf eine Art geahndet wurde, welche den durch die Friedensschlüsse anerkannten Gerechtsamen der Protestanten entgegenlief, erweckte sein evangelisches Mitgefühl. Die Verbindung des Kaisers mit Spanien schien eine allgemeine Gefahr einzuschließen.

Lord Townshend stellte vor, daß eine entgegengesetzte Verbindung europäischer Mächte nothwendig sei.

Doch würde er damit noch immer nicht durchgedrungen sein, hätte er nicht Unterstützung in einer Angelegenheit hoffen lassen, welche jetzt fast den vornehmsten Gegenstand der preußischen Politik ausmachte; in der wieder auflebenden Streitsache der jülichschen Erbschaft.

Nur zusammen wirken diese Interessen: man muß uns erlauben, das eine nach dem andern vorzutragen.

Als sich einst Churfürst Friedrich Wilhelm entschloß, auf die eine Hälfte dieser Erbschaft Verzicht zu leisten, zufrieden mit dem wirklichen Besitze der andern, behielt er sich den Anfall jener beim Abgang des Hauses Neuburg bevor. Eine Aussicht, damals in weiter Ferne, da der Pfalzgraf Philipp, mit dem der Churfürst sein Abkommen traf, von acht blühenden Söhnen umgeben war. Nun geschah aber, daß von diesen Söhnen einige in den geistlichen Stand traten, andere, obwohl weltlich, doch unvermählt blieben, die aber welche sich verheiratheten, entweder nur weibliche Nachkommenschaft hatten oder gar keine. Der letzte von ihnen, Carl Philipp, nunmehr Churfürst von der Pfalz, einer von den Fürsten, die sich damals durch religiöse Verfolgungen einen widerwärtigen Namen machten, hatte nur zwei Töchter, und man sah das Aussterben des Mannsstammes dieser Linie mit Sicherheit voraus. Churfürst Carl Philipp wünschte nichts mehr, als die Erbfolge in den jülichschen Landen seinem Eidam, Pfalzgrafen von Sulzbach, zuzuwenden, und dieser schien die Gunst des kaiserlichen Hofes zu besitzen; allein der König von Preußen war nicht gemeint, ein Recht, das er für ganz unzweifelhaft erachtete, sich nehmen zu lassen. Was England anbetrifft, so hatte dies schon in einem Vertrag, der 1723 zu Charlottenburg geschlossen worden ist — in welchem die älteren Tractate erneuert, und die

Staaten und Besitzthümer nicht allein, sondern auch Rechte und Prärogative beider Theile gegenseitig gewährleistet worden — auch die preußischen Ansprüche auf Jülich und Berg ausdrücklich anerkannt. In einem geheimen Artikel hatte Georg versprochen, wenn der männliche Stamm des Hauses Neuburg abgehe, die gerechten Ansprüche des Königs von Preußen auf die Erbschaft zu begünstigen und nicht zu dulden daß demselben Unrecht geschehe. Die Wiederholung des Wortes Recht soll wohl keine Beschränkung enthalten sondern den Grund eindringlicher hervorheben. Auch auf die Theilnahme der damaligen besten Verbündeten von England, der Franzosen, deren Zustimmung bei Landschaften so nahe an ihren Grenzen eine entscheidende Wichtigkeit hatte, durfte man rechnen. Schon seit einiger Zeit war darüber unterhandelt worden; Frankreich hatte sich schon im December 1724 geneigt erklärt, dieselben Verpflichtungen in Bezug auf Jülich und Berg einzugehen, welche England über sich genommen. Wenn die Sache noch zu keinem Abschluß gediehen war, so lag die Schuld davon an dem König von Preußen selbst, der ein gewisses Bedenken trug, sich durch so weit reichende und nicht ganz zu überblickende

1. Schreiben von Rothenburg 15 Dec. 1724: Vre Excellence verra par le second art. que le roi s'est determiné à la consideration de S. Maj. Pr^ne^ à prendre sur l'affaire de Cleves et de Juliers les mêmes engagemens que le roi d'Angleterre a pris à cette egard, par l'article secret du traité de Charlottembourg; persuadé que cette facilité ne fera que resserrer les noeuds de l'union qui subsiste entre S. Mé et le roi de Pr. et dont elle desire le maintien.

Verbindungen auf künftige Fälle zu fesseln. Jetzt aber unter dem Eindruck der neuen Allianz zwischen Spanien und Östreich, von der man vermuthete, und zwar sehr richtig, daß darin auch auf jene Erbschaft Bezug genommen sein werde, hob sich jeder Zweifel. Dem König ward das Project eines Bundes vorgelegt, das er mit einigen Randglossen begleitete, aber im Ganzen billigte. Eine seiner vornehmsten Bemerkungen ist, daß er dadurch nicht in Irrungen mit Rußland, seinen früheren Verträgen mit dieser Macht zuwider, verwickelt werden wolle. In stürmischer Eile ward Ilgen herbeibeschieden, der an und für sich noch weniger geneigt war als der König, die Politik von Preußen für kommende Zeiten zu binden, und niemals die Vortheile aus den Augen verlor, welche aus einem guten Verhältniß mit dem Kaiser entspringen müßten, aber unter den Umständen des Augenblickes, und da ja das vorgeschlagene Bündniß nur auf Vertheidigung ging nicht auf Angriff, jeden Widerspruch fallen ließ. So kam es zum Abschluß des Vertrages von Hannover vom 3 September 1725 zwischen Frankreich, England und Preußen.

Das wichtigste darin ist, daß die drei Mächte einander wie ihre Besitzungen so auch ihre Rechte gegenseitig gewährleisten. Frankreich verspricht ausdrücklich, die beiden andern Verbündeten zu unterstützen, wenn im Reiche etwas zu ihrem Nachtheil unternommen werde; gemeinschaftlich wollten sie die Vorschläge in Betracht ziehen, die

ihnen über die kaiserliche Succession gemacht werden könnten, und keinen annehmen, der ihnen für ihre Interessen und für die Behauptung des Gleichgewichts von Europa unzulänglich erscheinen könnte. Man sieht, daß der Nachdruck der ganzen Übereinkunft in dem Widerstande liegt, den man den vermutheten kaiserlichen Entwürfen entgegensetzen will, und in der Gewährleistung der gegenseitigen Rechte. Indessen konnte eine so allgemeine Verpflichtung dem König von Preußen nicht genügen. Der Vertrag ist gleich Anfangs bekannt geworden, oft genug gedruckt und unzählige Mal ausgezogen; vollständig aber kennt man denselben noch nicht. Was ihm für Preußen seine Bedeutung giebt, ist ein geheimer Artikel, der im Original noch vor den abgesonderten eingeschaltet und bisher wirklich geheim geblieben ist. Frankreich und England versprechen darin beide nicht zuzulassen, daß bei dem Abgang des Hauses Neuburg die Länder Jülich und Berg, auf welche Preußen Anspruch mache, sequestrirt, oder ein förmlicher Proceß darüber eröffnet werde, noch auch daß Sr. Preußischen Majestät dabei irgend ein thatsächliches Unrecht geschehe; sie wollen vielmehr dahin arbeiten, daß die Parteien sich dem Ausspruch unparteiischer Mächte unterwerfen.[1] Zugleich durch die all-

1. Der Artikel lautet: S. M. le roi de Prusse ayant presenté à S. M^{é} tres chretienne et à S. M. Britannique, que lors de l'extinction des princes de la maison de Neubourg elle auroit des pretentions a exercer sur la succession de Berg et de Juliers et ayant demandé a LL DD MM de vouloir bien luy etre favorables en luy assurant l'effet des conventions faites cy-devant sur ce sujet et leurs dites MM.

gemeinen Betrachtungen und diesen besondern Vortheil ward der König vermocht, den Tractat zu unterzeichnen.

In dem großen europäischen Kampfe der sich zu entzünden schien, trat Friedrich Wilhelm dergestalt entschlossen auf die anti-östreichische Seite.

Ein Schritt von der größten politischen Kühnheit, wenn man erwägt, wie die brandenburgischen Dinge sich entwickelt und welche Verbindlichkeiten ein Reichsfürst doch allemal gegen den Kaiser hatte.

Er war um so gefährlicher, da auch auf der Partei zu der man sich schlug, mannichfaltige Schwierigkeiten entstanden, sobald man daran dachte, wie doch nothwendig war, sich zu verstärken. Der Bund von Hannover ist in der Ausdehnung die man ihm zu geben gedachte eigentlich niemals recht zu Stande gekommen.

Holland, dessen man nicht entbehren konnte, wäre nie dahin zu bringen gewesen, den geheimen Artikel anzunehmen. Schon das Wort, daß die Rechte, nicht die Be-

Tres Ch^ne et Britannique voulant en tout ce qui depend d'Elles donner a S M le roi de Prusse des temoignages de leur attention pour les choses qui l'interessent, Elles promettent que le cas arrivant qu'il n'y eut plus de princes de la maison de Neubourg elles favoriseront et seconderont les justes prétentions de S M Prussienne et Elles tacheront par les moyens les plus efficaces à porter toutes les parties interessées à soumettre leurs prétentions à l'arbitrage des puissances impartiales dont on conviendra dans la suite. Et à cette fin elles empecheront que les susdits Duchés ne soyent mis en sequestre ny que l'affaire ne soit reduite en procès formel ny qu'on y procéde contre S. M^é Prussienne par voye de fait afin qu'il ne soit fait aucun tort a S. M^é Prussienne mais au contraire toute la justice qui lui est du. Cet article secret aura la meme force etc. folgen die Worte wie bei den drei Artikeln separés bis zu Ende, mit dem nemlichen Datum.

sitzungen allein, wechselseitig garantirt sein sollten, das sie scharfsichtig genug waren, beim ersten Blick auf Jülich und Berg zu beziehen, erweckte ihre Besorgnisse; man wagte nicht, ihnen den geheimen Artikel auch nur mitzutheilen.

Wenn dagegen Holland wider die ostendische Compagnie Ernst zu machen begehrte, aber zu dem Ende einer ausreichenden Hülfleistung der Andern gegen den Kaiser versichert sein wollte, so war der König von Preußen nicht geneigt darauf einzugehen. Er meinte, daran liege der Welt wenig, ob Holland bei dem Vertriebe des Kaffees oder des Porcellans oder auch seiner eigenen Landeserzeugnisse bessere Preise bekomme oder schlechtere; für Dinge dieser Art wolle er sein Schwert nicht ziehen.

Eben so wenig fühlte sich Friedrich Wilhelm berufen, für die Behauptung der gottorpschen Landschaft bei der Krone Dänemark, die man ebenfalls in den Bund zu ziehen suchte, einzutreten. Er wiederholte, was er schon vor der Unterzeichnung des Tractats erklärt hatte, daß er sich den Russen, wenn sie den Herzog in Schleswig einsetzen wollten, niemals entgegensetzen werde; würden die Russen aber Bremen und Verden angreifen, oder Hannover beunruhigen, das wolle er mit aller seiner Macht hindern.

Genug es war unmöglich, die Interessen von Preußen, Dänemark und Holland in diesem Falle auszugleichen.

Gar bald aber nahm Friedrich Wilhelm auch an der Haltung von Frankreich und von England Anstoß.

Es schien ihm als seien die Unternehmungen, welche die Seemächte gegen die ostendische Compagnie beabsichtigten, offensiver Natur, und mit einem bloßen Vertheidigungsbündniß, wofür er das hannoversche angesehen, nicht zu vereinbaren. Sollten nicht etwa die Seemächte geradezu auf eine Eroberung der östreichischen Niederlande denken? Es empörte ihn, vermuthen zu müssen, daß er in einem Bunde stehen solle, dessen letzten Zwecke man ihm nicht einmal mittheile; sein ganzer Stolz erhob sich, wenn er bedachte, daß man ihn brauchen wolle wie einen Beiläufer, sagt er, wie einen Subalternen.

Dann erwachten alle politische Bedenklichkeiten, welche der Allianz entgegenliefen, — freilich erst nach der Hand. Wie denn, wenn es hierüber wirklich zum Krieg komme? Eben er werde die Last desselben am meisten zu empfinden bekommen. Sein Land sei nicht durch das Meer geschützt wie England, noch durch Festungen wie Frankreich: man möge ihm angeben, was man von dem Kaiser fordere, und wie man, wenn er dies verweigere, ihn dazu zu nöthigen gedenke, welches Contingent alsdann jeder Verbündete aufbringen, wo man den Krieg führen wolle. Er z. B., der den ersten Angriff zu erwarten habe, müsse in Stand gesetzt werden, eine hinreichende Macht an den Grenzen von Schlesien aufzustellen, um nöthigenfalls in diese Provinz oder auch in Böhmen einzufallen. Im Mai

verlangte er daß eine Hülfsmacht von 28000 M. zu Fuß und 10000 M. zu Pferde für ihn in Bereitschaft stehe. Preußische Offiziere sollten bei der Musterung zugegen sein und die Vollzähligkeit der Regimenter prüfen; auf den ersten Ruf des Königs sollte das Heer in den bestimmten Sammelplätzen erscheinen.[1] Da er aber hiebei nicht eine eigne sondern eine fremde Sache verfechte, so halte er für billig, daß er, dessen Land leicht der Kriegsschauplatz werden dürfte, vor Schaden und Unglück sicher gestellt, daß die Garantie, die ihm früher zugesagt worden, noch erweitert und fester gestellt werde.

Hierauf antworteten ihm die Verbündeten, wenn der Kaiser von Schlesien aus die preußischen Provinzen angreife, so solle die englische Flotte Neapel beschießen.

Friedrich Wilhelm hatte, ehe er mit jenem Begehren hervortrat, seine vornehmsten Generale und Minister zusammengerufen, und sie aufgefordert, ihre Meinung zu sagen wie sie solche vor Gott verantworten könnten. Auf An-

1. In einem eigenhändigen Aufsatz des Königs heißt es beispielsweise:

„Die Alliance bestehe in König England, König Frankreich, König Preußen, König Sardinien, in Kurfürstenthum Baiern, in den Holländern, Landgraf Hessen; —

Die Alliirte sollten sagen: der Kaiser soll die ostendische Compagnie niederlegen, der Kaiser soll dies oder das thun; will er nun nit thun was die obigen Alliirte haben wollen, also müssen die Alliirte eine Disposition machen den Kaiser dazu zu zwingen, nemlich die mus so sein.

Die drei erstere Könige und Holl. die stellen ihr Contingent von so viel Truppen, die soll der oder der commandiren; die Armee soll sich onweit Mastricht zusammenziehen, und die kaiserlichen Truppen aus Brabant delogiren. Holland giebt Artillerie, England giebt Brot, Frankreich — — Preußen — —

träge die so feierlich überlegt und mit Rücksicht zwar auf die Gefahr die man laufe, aber auch auf die Verpflichtungen des hannoverschen Bundes festgesetzt waren, empfing er nun diese Antwort, die ihm, der nur für das Unmittelbare Sinn hatte, fast wie ein Spott erschien.

Und auch das war mit nichten seine Meinung, daß England und Frankreich, sich auf seine Allianz stützend, wenn gleich ohne seine Hülfe, den Krieg gegen den Kaiser allein zu dessen Nachtheil ausführen möchten. Er hatte sich nur gegen die Übermacht des Hauses Östreich, die man ihm so drohend schilderte, vertheidigen, nicht es angreifen oder verderben wollen.

Schon ein Anfall auf die niederländischen Provinzen, um die ostendische Compagnie zu zerstören, schien ihm unzulässig. Nachdem der preußische Reichstagsgesandte die alten Verhandlungen nachgesehen berichtete er, der burgundische Kreis der diese Lande begreife werde noch fortwährend als ein Theil des Reiches betrachtet; ein Angriff darauf würde ein Angriff auf das Reich sein.

Aber der König gerieth, wenn er sich wieder verge-

Der Kaiser wird gewiß mit Polen und Moscau Allianz machen, dem König in Preußen Amusement zu geben; die nordische Armee von was vor Truppen soll die seyn? wer soll commandiren, und wer soll furniren.

In Italien da muß der König von Sicilien (Sardinien) agiren, Frankreich muß gegen die spanische Grenze eine Armee haben, auch eine gegen Schwaben die Reichsfürsten en ordre oder échec zu halten;

Dieses wäre so eine Disposition, die Engeland, Holland, Frankreich machen mus und Preußen fragen ob er accordiren wil, und wovor; da Preussen großen Risko hat und Hasard, da seine Länder können le champ de la guerre werden, und dabei sehr leiden; und ich wissen muß was ich dagegen zu gewarten haben werde."

genwärtigte, was er in Herrenhausen von den fremden Gesandten gehört hatte, auf den Gedanken, als sei ihre Absicht wohl gar auf einen völligen Umsturz des Hauses Östreich gerichtet; er meinte gehört zu haben, man müsse dieses Haus so viel wie möglich herunterbringen, nach dem Tode des Kaisers dessen Länder theilen.

Damit trat ihm die Gefahr eines undienlichen Übergewichts, das bisher von der einen Seite gedroht, von der andern entgegen. Wie dann, sagt der König, wenn man Östreich zu Grunde gerichtet hat? Will man alsdann einen englischen oder einen französischen Kaiser machen? Er urtheilte, es sei besser, einen Kaiser zu behalten von der deutschen Nation und von östreichischem Blut.

Nur den Geistern von erstem Range stellen sich die verschiedenen Seiten einer Frage auf einmal und vollständig dar; Andern, die mehr von den Eindrücken abhängen die ihnen geschehen, entwickeln sie sich erst nach und nach.

Wenn sich die östreichische Erbfolge von so gewagten Combinationen, wie diese spanische frei hielt, so blieb sie, im Allgemeinen, politisch überaus wünschenswürdig. Oder mußte nicht eine Auflösung des östreichischen Ländercomplexes zuletzt doch nur den Franzosen, und vielleicht den Engländern zu Gute kommen, eben wie dies bei der spanischen Monarchie der Fall gewesen war? Wer hätte gegen ihre Übermacht Schutz verleihen können?

Das will es im Grunde auch nur sagen, wenn Friedrich

Wilhelm meint, daß Franzosen und Engländer Kaiser werden würden, es erinnere ihn an die Fabel vom Storch und den Fröschen. Im Reiche würden sie Meister geworden sein.

Wenn der König durch mancherlei vom kaiserlichen Hofe erfahrene Ungunst, die Übergriffe der Katholiken und Rücksichten der Familie bewogen worden war, die hannoversche Allianz einzugehen, so erweckte dagegen nun auch diese durch eine offensive Richtung, welche für den Zustand des Reiches gefährlich werden konnte, Besorgniß und Verstimmung in ihm; im Sommer 1726 war er schon sehr davon zurückgekommen.

Rücktritt zur Neutralität.

Eines Abends, im Juni, saß der König an einem Fenster des Schlosses, den Blick auf die in der Nähe am Wasser auf und ab Lustwandelnden gerichtet, als er unter diesen einen alten Bekannten, den kaiserlichen General Grafen Seckendorf ansichtig wurde. Er winkte ihm, bat ihn einzutreten, neben ihm niederzusitzen.

Graf Seckendorf war dadurch ausgezeichnet, daß er, obgleich Norddeutscher und Protestant, Neffe jenes Seckendorf, der als Geschichtschreiber des Lutherthums einen so rühmlichen Namen erworben, dennoch zu den höchsten Stellen im kaiserlichen Heer, und zu vielem Einfluß auf die Geschäfte gelangte. Den protestantischen Fürsten schien er ein sehr geeigneter Vertreter an dem Hofe, von dessen

günstiger oder ungünstiger Stimmung für einen Jeden noch unendlich viel abhing; seinerseits stützte er sich wieder auf das Vertrauen, das ihm diese widmeten.[1] Längst schon, in den niederländischen Feldzügen, war er mit Friedrich Wilhelm I bekannt geworden, und seitdem in Correspondenz mit ihm geblieben. Er sagt einmal, von Jugend auf habe er dem König seine Treue und Devotion gewidmet; ein ander Mal, ein nach längerer Unterbrechung bei ihm eingegangenes königliches Schreiben habe ihn gleichsam wieder lebendig gemacht.[2] War er fern, so versäumte er nichts, um des Königs Gunst zu behaupten. Er schickt ihm Delicatessen für seine Küche, — italienische Trüffeln, „gar schöne Krammetsvögel aus Dresden"; hauptsächlich verschafft er ihm den erwünschten Anblick langgewachsener Soldaten, die er größtentheils von den raizischen Heiducken nahm. Erschien er dann persönlich, so zeigte er sich so recht als einen Mann für den König. Da er in vielen Feldzügen gedient, und oft in diplomatischen Geschäften gebraucht worden war, z. B. auch am Congreß in Utrecht, so besaß er die mannichfaltigste Kenntniß der lebenden Welt: seine Conversation war angenehm und unterrichtend. Er hatte einige

1. 21 Sept. 1725 ersuchte er den König von Preußen, „sich für ihn bei Hannover zu interessiren", damit ihn dies für die Feldzeugmeisterstelle in der Reichsarmee befördere, und ging dann selbst nach Hannover. Der König schrieb für ihn auch nach Regensburg.

2. 23 Januar 1720 aus dem Feldlager von Trapani. Er hofft „mündlich weiter Rapport zu erstatten". 12 Februar: „bald aus diesen verdrießlichen Ländern (Unteritalien und Sicilien) zu kommen."

ähnliche Eigenschaften: große Wirthschaftlichkeit, untadelhafte Führung in Bezug auf das weibliche Geschlecht, äußere Religiosität, Unermüdlichkeit wie in der Arbeit so auf Reisen, oder bei der Jagd. Friedrich Wilhelm theilte mit Niemand lieber seine langen Sitzungen bei der Mittagstafel, oder des Abends bei Taback und Bier. Das hatte um so mehr zu bedeuten, da Seckendorf bei allem Anschein von Treuherzigkeit und Hingebung doch vor allem nach dem Lobe trachtete, das ihm Eugen beilegt, ein geschickter Negotiateur zu sein. Ich weiß nicht, ob eine Stellung wie die seine, wobei man zwei entgegengesetzten Parteien gerecht zu werden genöthigt ist, nicht eine allzugroße Versatilität nothwendig macht, und mit der inneren Wahrhaftigkeit bestehen kann; Seckendorf erscheint in den zahlreichen Briefen, die von ihm übrig sind, vielleicht nicht als ein Anspinner von Ränken und Hinterlist, aber er sieht deren überall, sucht sich nicht allein vor ihnen zu hüten, sondern auch wohl, sich ihrer zu bedienen; so viel möglich unter anderm Schein geht er immer auf sein Ziel los, mit zäher Bedachtsamkeit, weitschweifig und gewandt. Er ist eine Figur, die uns noch manchmal begegnen wird.

Damals war es keineswegs Zufall, daß er an den Ufern der Spree einherging.

In Wien fühlte man wohl, welche Unannehmlichkeit ja Gefahr daraus entspringen würde, wenn es jemals zum Bruch mit Preußen komme.

Friedrich Wilhelm war viel zu einfach und offen, um

durch den Anschein von Feindseligkeit etwas erreichen zu wollen; verstimmt und gereizt, weil er sich gemißhandelt glaubte, ergriff er natürlicher Weise jene drohende Stellung, aber damit brachte er doch die Wirkung hervor, daß man in Wien mehr Rücksicht auf ihn nahm, als bisher. War es bei dem Vertrag mit Spanien jemals auf eine große katholische Combination abgesehen gewesen, so zeigte sich in Kurzem, daß diese nicht ausführbar sei; unter andern stieß man bei dem König von Polen auf größere Schwierigkeiten als man erwartete. Aus beiden Gründen beschloß der Wiener Hof, sich dem König von Preußen zu nähern. Schon im Januar 1726 machte er demselben freundschaftliche Eröffnungen, pries ihn, daß er in der Sache von Ostende so gute und patriotische Gesinnungen kund gegeben: jetzt war Seckendorf, der sich gerade auf seinem Gut Meuselwitz aufhielt, von Prinz Eugen beauftragt worden, nach Berlin zu gehen, und dem König zu hinterbringen, daß es nur von ihm abhänge, ob er mit dem Kaiser in guter Freundschaft und Einigkeit stehen wolle. [1]

General Seckendorf hatte das Glück, daß der Fürst, an den er abgeschickt war, ihm zuvorkommend schon selber den Sinn zeigte, welchen er hervorrufen sollte.

Der König, dem seine Gedanken immer auf der Zunge schwebten, fragte gleich nach der ersten Begrüßung, ob

1. 5 Mai 1726. Bei: Förster Friedrich Wilhelm I Urkundenbuch II, S. 59.

ihn Seckendorf nicht für gut hannoverisch halte, und da dieser das bejahte, fuhr der König fort: „Herr General, auf Offizierparole! ich bin besser kaiserlich als hannoverisch.“ Er ließ sich darüber in den unumwundensten Ausdrücken vernehmen, und hatte nichts dagegen, daß Seckendorf dies dem Prinzen Eugen berichte; wofern nur der Kaiser ihn in seinen rechtmäßigen Forderungen unterstütze und ihn behandle wie es ihm gebühre, ihn namentlich mit unanständigen Canzleidecreten verschone, so wolle er öffentlich auf des Kaisers Seite treten. [1] — Ein paar Worte, die aber ein großes, und man darf vielleicht sagen, auch ein glückliches Ereigniß enthalten.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1726, und den ersten Monaten des folgenden, ließen sich die Dinge in Europa sehr kriegerisch an.

Ripperda zwar, eben so sehr ein ruhmrediger Schwätzer wie ein verwegener Projectenmacher, konnte sich in Spanien nicht behaupten. Aber sein Fall selbst, da er seine Zuflucht zu dem englischen Botschafter nahm, hier aber von einem Alcalden aufgesucht und festgenommen wurde, verschlimmerte noch die Verhältnisse zu England. In den westindischen Gewässern erschien ein englisches Geschwader, welches die Galionen hinderte, mit ihrer Silberladung in See zu gehen; dagegen ward in einem spanischen Hafen auf englische Schiffe geschossen und aller Handelsverkehr zwi-

1. Ein späterer von dem König selbst dictirter Aufsatz enthält diese Umstände.

schen den beiden Ländern gehemmt. Nachdem man eine Zeitlang bittere Schriften gewechselt, setzte sich endlich ein spanisches Heer gegen Gibraltar in Bewegung, dessen Anführer, der Marquis de las Torres, sich rühmte, das rechtgläubige Königreich von der Ansiedlung ketzerischer Fremden binnen sechs Wochen befreien zu wollen; am 27 Februar 1727 ward die Belagerung eröffnet.

In alle dem erblickten nun die Engländer zugleich eine Folge östreichischer Einwirkung — wie denn in der That der kaiserliche Gesandte Königsegg in Spanien den größten Einfluß ausübte; er hat gar nicht geleugnet, daß er zur Unternehmung gegen Gibraltar gerathen habe, er correspondirte mit den inneren Behörden des Landes; — ihre Verstimmung gegen den Kaiser ward täglich größer, gereizter. Holländer und Engländer vereinigten sich, die Schiffe der ostendischen Compagnie wegzunehmen, wo sie dieselben auch finden würden, und dann zu erwarten, was der Kaiser thun werde: einer der vertrautesten Diener Georgs I sagte dem preußischen Residenten im December 1726, wenn der Kaiser diese Handelsgesellschaft nicht wieder aufgebe, so werde es so gewiß zum Kriege gegen ihn kommen, als er hier vor ihm stehe. Bei der Eröffnung des Parlamentes am 28 Januar 1727 gab der König den Höfen von Wien und Madrid die Absicht Schuld, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen; — und als der kaiserliche Gesandte eine Denkschrift hiegegen bekannt machte, in der er zwi-

schen Nation und Regierung unterschied, und sich hauptsächlich an jene wendete, erweckte er einen allgemeinen Sturm gegen sich; die beiden Häuser gaben ihm zu verstehen, durch ausweichende Erklärungen, kunstvolles Leugnen würde man sie nie zu einer falschen Sicherheit verleiten. Hierauf mußte dieser Gesandte London verlassen, die englischen Wien und Regensburg; um für jeden Fall gerüstet zu sein, wurden kaiserliche Truppen nach den Niederlanden beordert.

Es mag sein, daß diese Dinge nicht so gefährlich, noch so ernstlich gemeint waren, wie es aussah, aber man besorgte: die Gelegenheit, wie so oft ein erster Schlag könne die allgemeinen Gegensätze zum Ausbruch bringen.

Ein Plan war entworfen, nach welchem im Norden und Osten ein Heer von Dänen, Schweden, Hannoveranern, Hessen unter englisch-französischen Fahnen ins Feld gestellt werden sollte, um, wie einst im dreißigjährigen Kriege, in Schlesien einzufallen.

Dagegen faßte man in Wien den Gedanken, den König von England in seinen hannoverschen Landen anzugreifen, von denen man wußte, wie sehr sie ihm am Herzen lagen.

Beide Theile hofften den König von Preußen für sich

1. If time shall evince, that the giving up the trade of this nation to one power, and Gibraltar and Port-Mahon to another, is made the price and reward of imposing upon this kingdom a Popish Pretender, what indignation must this raise in the breast of every Protestant Briton. The Parliamentary History of England vol. VIII, p. 524.

zu haben, England und Frankreich wegen der Verträge von Hannover, der Kaiser als solcher. Prinz Eugen wünschte durch Seckendorf zu erfahren, was demselben von den ihm benachbarten, allem menschlichen Ansehen nach bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein dürfte. [1]

Das waren jedoch nicht die Gedanken des Königs von Preußen. Er näherte sich dem Kaiser, und traf mit ihm, wie wir gleich weiter sehen werden, noch im Jahr 1726, eine vorläufige Übereinkunft; aber wenn ihm dieser den Antrag machte, dem Wiener Frieden, und den Verbindungen, die sich daran geknüpft hatten z. B. mit Rußland, beizutreten, so lag dies ganz jenseit der Politik Friedrich Wilhelms; er wollte nicht die Partei wechseln, um etwa denen, mit welchen er eben verbündet gewesen, in entgegengesetztem Bunde ein Stück Landes zu entreißen: unter dem Hin- und Wiederschwanken der Neigung und des Unterhandlens erhob sich ihm vielmehr der Gedanke, nicht allein selber neutral zu bleiben, sondern es auch zu keinen Feindseligkeiten zwischen den Mächten kommen zu lassen. Der König von England sollte ihm versprechen, nichts gegen die Erblande des Kaisers im Reich, namentlich gegen Schlesien oder Böhmen, vorzunehmen; dagegen sollte aber auch dieser zusagen, die hannoverschen Lande nicht anzugreifen. [2] Mochte der Krieg in andern Regionen

1. 22 Jan. 1727 bei Förster II, 331.

2. Die Worte: Je suis seur, que si V. Mé veut bien y entrer et declarera, de vouloir entre prendre rien d'offensif contre l'em-

ausbrechen, in seiner Nachbarschaft wollte der König den Frieden behaupten.

Mit diesen Anträgen schickte er im Februar 1727 einen seiner Offiziere, v. Polenz, nach England. Die Herzogin von Kendal, Gemahlin Georgs I, ließ einige kleine Vorwürfe, die ihr wohl anstanden, über die Unbeständigkeit des Königs von Preußen verlauten: Georg I bezog sich auf Frankreich, mit dem er Rücksprache nehmen müsse, ehe er eine bindende Antwort geben könne; allein man sah ihm und seiner Umgebung an, daß ihnen der Antrag überaus angenehm war, denn schon hatten sie ein noch engeres Verständniß zwischen Preußen und dem Kaiser gefürchtet; sowohl den englischen als den deutschen Ministern schien ein Stein vom Herzen gewälzt zu werden; sie seien so vergnügt, sagt der preußische Resident, als wären sie von neuem geboren.

Minder erwünscht war der Antrag in Wien, wo man einwandte, König Georg I könne den Kaiser auch in Italien oder in den Niederlanden angreifen, der Kaiser könne ihm nirgends ankommen, als in seinen hannoverischen Landen, hier aber leicht die größte Wirkung hervorbringen; Preußen werde nicht wollen, daß Reichslehen, wie Mailand oder Mantua, oder der burgundische Kreis ange-

pereur dans les états qu'il a en Allemagne et sur les frontières du coté de la Boheme et de la Silesie, j'espère de pouvoir disposer la cour de Vienne à s'obliger pareillement que ny elle ny ses alliés n'inquieteront non plus les états de V^re Mé dans l'empire. 18 Februar.

griffen würden, ohne daß sich der Kaiser in andern Theilen des Reiches dawider regen dürfe. [1]

Auch in Versailles war man mit dem Vorschlag nicht einverstanden, denn dadurch werde der Kaiser freie Hand behalten, seine Waffen gegen Frankreich zu richten; aber eben diese Einwendungen zeigen, daß er sehr zum Ziele traf.

Manche andere Umstände kamen hinzu: der Tod der Kaiserin Catharina I, der Widerspruch, den die Verbindung mit Spanien allenthalben im Reiche fand; der Kaiser wäre doch in eine sehr gefährliche Lage gerathen, wenn bei dem Abgang seiner Verbündeten die Gegner enge vereinigt geblieben wären; aber durch die Haltung von Preußen wurden auch diese auf ihre eigene Gefahr aufmerksam gemacht; es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß Friedrich Wilhelm auf seinem Wege unendlich dazu beitrug, eine friedliche Stimmung hervorzurufen. Indem man noch den Ausbruch des Krieges erwartete, im Frühjahr 1727,

1. Eugenio von Savoy (denn so unterschreibt er sich) an den König 12 März 1727 bei Förster III, 391. Doch ist dies nur der Entwurf. Wie es eingegeben ward, ist es vom 20 April datirt und hat einige Zusätze; z. B. gleich von vorn. E. M. Schreiben — worden, hätte ich fogleich nach dessen Empfang meiner Schuldigkeit nach zu beantworten mir die Ehre gegeben wenn ich mir nicht erlaubt zu sein geglaubt, vorher jener Antwort, welche der König von England über das von E. Mt. gethanes Schreiben ertheilen wurde abzuwarten, um sodann meiner wenig Meinung über dessen Inhalt — eröffnen zu können ꝛc. Sonst ist das Schreiben gleichlautend, denn die englische Antwort enthielt nichts besonderes; die Hauptstelle: so kommt zu betrachten, daß des Kaisers entfernte Lande, als die italienischen und Niederlande so gelegen, daß England an dem Ort wo es will, solche anzugreifen vermag, wohingegen der Kaiser den König in keiner andern Gegend, als in seinen deutschen Erblanden beikommen — kann.

wurden ernstliche Friedensunterhandlungen angeknüpft; der Mai ging nicht ganz vorüber, als die Präliminarien geschlossen wurden.

Eine der ersten Wirkungen des Emporkommens der Militärmacht und politischen Selbständigkeit von Preußen auf Europa. Es verhinderte das feindliche Zusammentreffen der über das maritime und continentale Gleichgewicht entzweiten Mächte auf dem deutschen Gebiete.

Hätte es, man erlaube uns diesen Rückblick, in dem dreißigjährigen Kriege eine solche gegeben! Dann würde weder die katholisch-östreichische Macht mit der Unterstützung von Spanien Norddeutschland überfluthet, noch auch das deutsch-schwedische Kriegsheer unter französischem und zuweilen englischem Einfluß daselbst vorgedrungen sein. Wohl waren damals die religiösen Antriebe bei weitem gewaltiger, und so zu sagen wilder; aber man weiß, wie oft die politischen Interessen damit zusammenfielen. Die Welt war nun dahin gekommen, daß die letzten die Feindseligkeit der ersten in Zaum hielten. Unmöglich kann ein großer Staat ausschließend auf Einem Glaubensbekenntniß beruhen; er braucht zu seinem Dasein eine Menge von Kräften, die von der religiösen Wahrheit unabhängig sind. Sollten wir jemals wieder unter einander schlagen, so durfte es nicht der religiösen Entzweiung halber geschehen, die auf diese Weise nicht auszumachen ist, und noch weniger wegen fremder Streitsachen, so nahe sie sich auch an die deutschen herandrängten und sie zu

zu ergreifen suchten; wenn es nicht anders sein konnte, so mußten wenigstens nur die eigenen Staatsinteressen der deutschen Mächte den Anlaß geben.

Die vornehmsten, welche in Frage kommen konnten, zwischen Preußen und Östreich, waren diese so eben beschäftigt, mit einander auszutragen.

Verträge zu Wusterhausen und zu Berlin.

Schon im Jahre 1726 waren wie berührt Unterhandlungen auf das ernstlichste und mit gutem Erfolge gepflogen worden.

Worauf alles ankam, wovon alles abhing, das war die Anerkennung der pragmatischen Sanction. Ein größerer Vortheil konnte für das Haus und die Monarchie von Östreich damals nicht erlangt werden, als wenn zunächst einer der mächtigsten Reichsfürsten, dem die übrigen folgen würden, diese Satzung gewährleistete. Unmöglich hätte sich jedoch das eine oder das andere erreichen lassen, wenn der Kaiser dabei geblieben wäre, seine Tochter an einen spanischen Prinzen zu vermählen. Es ist eine Zusammenkunft einiger der angesehensten Reichsfürsten in Mannheim gehalten worden, in welcher sie sich ausdrücklich dagegen verwahrten. Auch Friedrich Wilhelm wollte nur von dem östreichischen Stamme deutscher Nation hören, und es sind ihm darüber immer beruhigende Erklärungen gegeben worden. Dies vorausgesetzt nun

erklärte er sich bereit die Erbfolgeordnung anzuerkennen, jedoch hatte auch er eine Begünstigung dagegen zu fordern. Denn als vollkommen frei sah er seine Einwilligung an, und es schien ihm billig und recht für einen so großen Dienst auch seinerseits einen Gegendienst zu verlangen. Er machte die Gewährleistung seiner Ansprüche auf die jülich-bergische Erbschaft zur Bedingung. Seine Absicht ging aber nicht dahin, Pfalzsulzbach, das sich der mannichfaltigsten Verbindung und Unterstützung erfreute, ganz auszuschließen: er wollte demselben Jülich überlassen und sich mit Berg begnügen. Der kaiserliche Hof sollte sich verpflichten, die pfälzischen Häuser zur Annahme dieses Vergleichs zu bewegen. Friedrich Wilhelm erklärte, nur gegen Gewährung dieses billigen, gerechten und gemäßigten Ansuchens könne er in die Fortführung der angefangenen Unterhandlungen willigen.

Wir sehen: es waren die größten Interessen der beiden Fürstenhäuser in Frage: für Östreich das der Erhaltung der Monarchie in ihrem Bestande; für Preußen das der Erwerbung einer ansehnlichen Provinz auf den Grund altvorbehaltener Rechte. Sollten sie mit einander gehen, so mußte hierüber ein Verständniß getroffen werden.

Und die Erklärung nun welche Seckendorf, der sich indeß nach Wien begeben hatte, von da zurückbrachte, zeigte wenigstens den besten Willen, eine solche zu vermitteln. Der Kaiser war bereit, die Unterhandlung mit Pfalz nach den Vorschlägen des Königs über sich zu nehmen; sollte

er in einer von diesem zu bestimmenden Zeit damit nicht zu Stande kommen, so wolle er sich mit ihm über eine anderweite Genugthuung vereinbaren. [1]

Das war alles was man in Berlin zunächst erwarten konnte.

Der König setzte fest, daß der Tractat in sechs Monaten zu Stande gebracht sein müßte, und bedang sich nur noch aus, daß der Kaiser nicht mit Andern, die auch Ansprüche zu haben vermeinten, sondern allein mit Pfalz unterhandle. Hierauf unterzeichnete er am 12 Oct. 1726 zu Wusterhausen einen Tractat, worin auch er seinerseits nun die Erbfolgeordnung anerkannte. Man sieht aber leicht, daß dies eigentlich noch keine schließliche Verabredung, sondern nur erst die Grundlage eines künftigen Vertrages bildet. Der König wie seine Minister erklärten wiederholt, daß die Übereinkunft keine Geltung habe, ehe nicht der Vergleich über Berg wirklich zu Stande gebracht sei.

Auch so war sie nicht ohne Wirkung. Der König sah mit Vergnügen daß er in den Reichsangelegenheiten

1. Vorstellung Seckendorfs Großmachnow 27 September. 1726. S. Maj. erklären (sich) weiter auch dahin, daß im Fall wider Vermuthen auf die anberaumte Zeit dieser Vergleich nicht könnte bewerkstelligt werden S. Kais. Kathol. Maj. alsdann mit Sr. Königl. Mt. über anderweitige Satisfaction ratione ihrer Prätension auf Jülich und Berg übereinzukommen trachten wollen. Seckendorf schließt mit folgenden Worten: „Nach diesem Beweise wahrer Intention, Sr. Kön. Maj. in Preußen Desideria wegen der jülich und berg'schen Successsion zu erfüllen, zweifele man auch nicht daß der König nunmehro die Fortsetzung der angefangenen Handlungen allergnädigst ordiniren, damit sie zum vergnüglichen Schluß kommen, um alsdann desto ehr zu dem vorgeschlagnen Vergleich wegen Jülich und Berg nach Maße S. K. M. in Preußen die Zeit determiniren wieder zu gelangen.

viel glimpflicher und rücksichtsvoller behandelt wurde als früher; die Religionsklagen hörten auf. Für Östreich war es ein wesentlicher Vortheil, daß sich Preußen zu einer neutralen Haltung vermögen ließ.

Wie sich aber denken läßt, in jenem Halbjahr konnte eine Unterhandlung, wie die jülich-bergische, nach den überall und besonders im Reich herkömmlichen Formen kaum eingeleitet, geschweige denn beendigt werden. Nach einiger Zeit hat man in Wien dem preußischen Hofe erklärt, daß man Pfalzneuburg jetzt zu keiner vermittelnden Abkunft zu bringen vermöge. Es leuchtet ein, daß alsdann auch der Wusterhauser Tractat gar nicht mehr als bestehend betrachtet werden konnte. [1]

Indessen aber waren die allgemeinen Angelegenheiten zu keiner größeren Festigkeit gelangt.

Nachdem die Friedenspräliminarien geschlossen worden, fand man doch unmöglich, den wirklichen Frieden auf den Grund derselben zu Stande zu bringen; Congresse bildeten sich, und lösten sich auf ohne Ergebniß.

Noch oftmals schien es, als sollten die trotz aller Friedensanwürfe fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Spanien und England, bei denen doch auch dieses durch die spanischen Caper sehr empfindliche Verluste erlitt, zu einem allgemeinen Kriege führen. Die Franzosen wurden von der englischen Regierung aufgefordert, den Verpflichtungen

1. Anmerkung des Königs bei dem Entwurfe: „wofern der Vergleich nicht zu Stande kommt, ist diese Alliance null und nichtig.“ Der bei Dumont VIII, 139 gedruckte Tractat ist erdichtet.

die sie übernommen gemäß, in Spanien einzurücken; da man in London nach wie vor in dem Einfluß des Kaisers den Grund der Hartnäckigkeit Philipps V sah, trug man Sorge, um für jeden Fall gerüstet zu sein, mit Hessen und Braunschweig Subsidientractate zu schließen, die engste Verbindung mit Schweden aufrecht zu erhalten.

Noch eine andere Möglichkeit erblickte der scharfsichtige Steuermann, der damals die auswärtigen Angelegenheiten des kaiserlichen Hauses vorzüglich leitete, in den Dingen. Ihm schien vielmehr, als halte Frankreich die Versöhnung zwischen England und Spanien, die Beilegung der obschwebenden Händel absichtlich auf, und erwarte nur die gelegene Zeit, um einen Angriff auf Lothringen oder auch auf Italien in dem gemeinschaftlichen bourbonischen Interesse, das sich wieder hervorhob, zu unternehmen. [2]

Mochte nun das eine oder das andere erfolgen, so bedurfte Östreich einen starken und zuverlässigen Verbündeten, wie den König von Preußen, auf das dringendste, und keinen Augenblick ließ es von dem Versuche ab, ihn zu gewinnen.

Den von England her drohenden Gefahren gegenüber

1. Karl VI an Seckendorf 22 Jan. 1727 bei Förster III, 331. Dir ist am besten bekannt, was aus den dem König benachbarten und nach allem Ansehen bald feindlich werdenden Ländern am anträglichsten sein könnte — Was Vortheil demselben aus Bremen und Verden oder aus den vereinigten Provinzen Anständiges zukommen könnte, wodurch denn ein Äquivalent leichtlich ausfindig zu machen wäre.

2. Eugen an Sinzendorf 20 October 1728. Schr. VI, 114.

faßte man die Absicht, dem König als ein Äquivalent gegen seine bergischen Ansprüche eine Vergrößerung aus den alsdann zu erobernden Gebieten anzutragen; man hätte dann den Vortheil gehabt, das Haus Pfalz auf kaiserlicher Seite zu behalten. Ich denke nicht daß Seckendorf, dem die größte Behutsamkeit zur Pflicht gemacht war, dies jemals unumwunden vorgeschlagen hat. Im Juni 1727 hat er nur erklärt, der Kaiser, der die bergischen Unterhandlungen noch immer, wenn es irgend möglich sei, zu Ende zu bringen hoffe, wünsche doch auch andere Vorschläge zu hören, die zu des Königs Vergnügen und Genugthuung in Kriegs- und Friedenszeiten gereichen könnten, und eine unzertrennliche Freundschaft zu schließen. Der König ist indessen hierauf nicht eingegangen. Er antwortete: die Freundschaft des Kaisers solle ihm sehr lieb sein; was aber Berg anbetreffe, so sei das eine Vergrößerung, auf welche er vor Gott und Menschen Recht habe; er könne sich mit gutem Gewissen darum schlagen; in weitläuftige Verpflichtungen einzutreten sei nicht seine Sache. [1]

Hierauf, und da zugleich auch Pfalzsulzbach sich immer enger an Frankreich anschloß, zog man in Wien die

1. Der von Ilgen kennt meine alten Sentiments, das ich gerne meine Hände frei habe und gern von mir allein dependire, da wo ich A sage, ich auch B sagen muß; was aber die bergische Affaire ist, ist das Agrandissement vor mein Haus nur eine Sache da ich vor Gott und Menschen Recht habe, wenn ich mich darum schlage, ich es mit gutem Gewissen thun kann, aber in weitläuftige Engagements einzugehen, weiß nit ob es von meiner Convenience ist. (D. D. wahrsch. 6. Juni 1727.)

alte Erbstreitigkeit noch einmal in förmliche Erwägung. Im Anfang des Jahres 1728 war Seckendorf daselbst, und ging, wie er sagt, mit dem Reichshofrathspräsidenten, Grafen Wurmbrand, die voluminösen Acten aufs neue durch; über einige ungewisse Puncte hat er sich Erläuterungen von Berlin aus. Anfangs Mai kam er nach Berlin zurück. In seinem Beglaubigungsschreiben heißt es, er werde dem König das aufrichtige Verlangen des Kaisers beweisen „mit ihm fester zusammenzusetzen und den Vortheil seines königlichen und churfürstlichen Hauses möglichster Dinge zu befördern." Er selbst machte dem König bei seiner ersten Audienz in Potsdam solche Eröffnungen, in Bezug auf Berg, daß dieser nicht zweifelte, jetzt zu dieser Erbfolge gelangen zu können, wenn die Sache vernünftig angegriffen werde. Mit feierlicher Herzlichkeit ermahnt er Ilgen, sich nochmals anzustrengen, und alle die guten Dienste, die er seit so langen Jahren dem brandenburgischen Hause geleistet habe, durch die Erwerbung von Berg zu krönen.

Ilgen und dessen College Borcke hegten längst die Ansicht, daß der beste und sicherste Weg, diesen Anspruch durchzuführen, in der Freundschaft mit dem Kaiser bestehe, wenn es dieser nur ernstlich meine.

1) 9. Mai. Sie haben so viel Avantagen vor dieses Haus zu Wege gebracht; also bin persuadirt, daß sie itzund allen ihren Verstand zusammensuchen, die Sache durch Gottes Beistand so zu fassen, daß sie zu Weg komme; der ich Gott von Herzen bitte daß er sie möge Gesundheit und langes Leben verleihen, zum Besten mir und meiner Lande; das gebe Gott Amen.

Und die Vorschläge nun, welche Seckendorf gleich in der ersten Conferenz, die er mit ihnen hatte — 12 Mai 1728 — vorlegte, trafen vollkommen zum Ziele.

Er trug vor, wenn der König die Nachfolge der ältesten Erzherzogin in die sämmtlichen östreichischen Erblande garantire, und mit den Waffen zu vertheidigen verspreche, so wolle dagegen der Kaiser „hinwieder dem Könige zum Herzogthum Berg verhelfen".

Man empfand in Berlin sehr wohl, was man mit einer Gewährleistung, die bisher weder vom Reiche noch von den europäischen Mächten anerkannt war, gegen die sich vielmehr ein heftiger Widerstand erwarten ließ, auf sich nehme: allein man hielt den dagegen dargebotenen Vortheil für so wesentlich, daß man kein Bedenken trug, darauf einzugehen. Die einzige Frage war, unter welchen Formen die Versicherung des Herzogthums Berg durch den Kaiser geschehen sollte; mit welchen Bedingungen sie verknüpft sein würde.

Auf richterlichen Spruch wollte man sich nicht einlassen, denn dieser hätte allenfalls auch gegen Preußen ausfallen können; hier war nur von einer politischen Unterhandlung die Rede.

Auch von einem erneuerten Versuch, einen Vergleich mit Pfalz Sulzbach zu Stande zu bringen, ließ sich nichts erwarten, da ein solcher eben mißlungen war, und dieses Haus jetzt an den fremden Mächten Rückhalt fand.

Man gerieth auf die Auskunft, daß der Kaiser, der

selbst ein Enkel Philipp Wilhelms, und zwar von dessen ältester Tochter Eleonore war, sich für den bestberechtigten Erben erklären, und alsdann seine Rechte zwischen Sulzbach und Preußen theilen, dem ersten Jülich, dem zweiten das Herzogthum Berg zuerkennen sollte.

Eine Form, die vielleicht besser vermieden worden wäre. Denen, die sie billigten, hat man damals und später in Berlin immer entgegnet, daß die Übertragung des kaiserlichen Rechtes dem preußischen nichts hinzufügen könne, das von dem Kaiser vielmehr selbst schon öfter als das beste von allen anerkannt worden sei. Die Hauptsache ist, daß der Kaiser versprach, der König solle zum Besitz und Genuß von Berg gelangen und dabei auf das kräftigste geschützt werden.

Eine Bedingung wünschte der Kaiser seinem Zugeständniß hinzuzufügen; indem er das Herzogthum dem König zusprach, hätte er dem Hause Pfalz gern die Stadt Düsseldorf vorbehalten. Allein der König wollte nichts von einer Landschaft hören, die keine Hauptstadt habe, er weigerte sich Verpflichtungen wie man sie ihm anmuthete zu übernehmen, wenn er nicht auch diese erlange. Seckendorf sagte am Ende, wenn man das Pferd hergebe, so werde man auch noch über die Schwierigkeit wegen des Zaumes wegkommen. In den Tractat kam nichts weiter, als daß dem Kaiser das Recht zustehen solle, nöthigenfalls Truppen oder Geschütz nach Düsseldorf zu le-

gen: die Abtretung selbst blieb so wenig in Bezug auf die Stadt als das Land einem Zweifel unterworfen. Die preußischen Minister sprachen die Besorgniß aus, daß der Churfürst von der Pfalz den Prinzen von Sulzbach, dem er das Land zu hinterlassen denke, noch bei seinen Lebzeiten zum Statthalter ernennen werde, so daß es schwer halten würde, ihn wieder zu entfernen. Seckendorf erwiederte: wenn zu dieser Zeit ein Dutzend Pfalzgrafen in Düsseldorf wären, so würde der Kaiser durch den Tractat verpflichtet sein, sie sämmtlich herauszujagen. Auch Prinz Eugen erklärte, wenn der Fall eintrete, habe sich der König des Herzogthums mit Gewißheit zu versehen; eine etwa bestehende Statthalterschaft solle ihn an dem Possessorium nicht hindern, weder in der einen noch in der andern der Formen, welche die Rechte unterscheiden.

Nur Ein Bedenken kam hiebei noch zur Sprache. Man setzte den Fall, daß vielleicht der Reichshofrath, über dessen Urtel doch der Kaiser nicht geradezu verfügen konnte, weder das preußische Recht anerkennen wollte, noch selbst das des Kaisers, sondern sich zu Gunsten von Sulzbach ausspräche. Sollte der König alsdann leer ausgehen?

Man stellte vor, Preußen übernehme schwere Verpflichtungen, die dem Kaiserlichen Hause unverzüglich zum größten Nutzen gereichen müßten; es würde ein schlechter Tractat sein, wenn die Vortheile, die man diesem dage-

gen zusage, unbestimmt blieben; man forderte, daß der Kaiser für diesen Fall ein Äquivalent verspreche. [1]

War das nicht auch deshalb billig, weil die Unterstützung die Preußen gewährte, seinem Hause zu Gute kam, was er dagegen übernahm, dem Wesen nach von seinem kaiserlichen Amte abhing?

Man hat hierüber in mannichfaltigen Zusammenkünften verhandelt, bald in Berlin, bald in Wusterhausen, bald auch in Britz, wo Ilgen wohnte, der freilich damals schon im Sterben lag; doch war weder seine Krankheit noch sein Tod ein Hinderniß für ihren Fortgang. Eines Tages hat es der andere preußische Minister, Borcke, wirklich so weit gebracht, daß Seckendorf sich bereit erklärte, einen Artikel, den er als den allergeheimsten bezeichnet, anzunehmen, durch welchen der Kaiser verpflichtet sein sollte, in jenem Falle dem König von Preußen ein Äquivalent aus seinem eigenen Besitz zu versprechen. [2]

Ich weiß nicht, ob dies nicht bei der Gefahr des Krieges, die gerade gegen Ende des Jahres 1728 noch einmal recht dringend erschien, zu erreichen, und ob es

1. 18. Oct. Declariren sie an Kaiser, daß wo mir der Kaiser nit maintenirt bei Posseß von Berge, oder mir ein Äquivalent jetzt benennet, ich an Tractat mich nicht binde und ich von abgehen will; denn ich thue willigst alles vor den Kaiser und soll alles thun vor nichts, und in großer Ungewißheit; dieses thue wahrhaftig nit.

2. Der Articulus secretissimus, wie ihn Seckendorf vorschlug, lautet: Sollte wider alles Verhoffen die Commission oder auch der Reichshofrath wider S. K M. in Preußen, oder auch wider ihre Romisch Kais. und Kathol. Maj. in der Jülich und Bergschen Sache sprechen, so sollen und wollen J. Rom. Kais. und Kathol. Maj. gehalten sein, Ihre Kön. Mt. ein wahres Äquivalent ex propriis zu geben. (D. D. ungef. 11 Dez.)

nicht auf jeden Fall das beste gewesen wäre, wie denn bestimmte und keinen Zweifel weiter zulassende Stipulationen für beide Theile immer das beste sind; aber Seckendorf hatte kaum die Erklärung von sich gegeben, so reute sie ihn auch schon wieder, und er suchte sie mit aller Anstrengung rückgängig zu machen.

Wenn man sagen sollte, worin wohl jemals Seckendorf den persönlichen Einfluß über den König von Preußen, von dem so viel die Rede gewesen ist, bewiesen hat, so ist es hier gewesen.

Er stellte vor, ein Fall, wie der vorausgesetzte, sei nun und nimmermehr zu erwarten. In kurzem werde die Erbschaft sich erledigen, da der jüngste der Brüder von Neuburg bereits 64 Jahre zähle, — dann werde der König in Besitz von Berg und Ravenstein treten, ein paar hunderttausend Thaler Einkünfte davon ziehen; der Kaiser sei durch die klarsten Worte des Tractates verpflichtet, ihn dabei zu schützen. Wer wolle den Proceß wieder aufregen, der schon 100 Jahre ruhe? Gesetzt, es geschehe doch, so habe der König so viel gutes Recht, daß er keinen widrigen Ausschlag befürchten dürfe; aber auch zugestanden, daß eine solche Sentenz erfolge, wer wolle sie gegen den Kaiser und den König ausführen? Seckendorf behauptetr auch Ilgen sei zuletzt dieser Meinung gewesen. Hauptsächlich entwickelte er, daß es das unveränderliche Bestreben des Wiener Hofes sein müsse, Preußen für sich zu haben, mit so einleuchtenden Gründen, daß der

König davon vollkommen überzeugt wurde.[1] Sonst so eifersüchtig auf deutliche und unzweifelhafte Bestimmungen für die Zukunft, entschloß sich Friedrich Wilhelm diesmal die Erwähnung eines Äquivalents fallen zu lassen. Es schien ihm unmöglich, daß sich Östreich jemals von der Verbindung mit ihm lossagen sollte.

Borcke theilte das Vertrauen des Königs mit nichten; er ließ sich durch eine besondere Urkunde (Decharge) bezeugen, daß der König ihn zur Nachgiebigkeit in diesem Puncte ermächtigt habe; er wollte die Verantwortung dafür nicht tragen.

So kam am 23 Dezember 1728 der Tractat zu Berlin zu Stande, den man als ein ewiges Bündniß bezeichnet hat. König Friedrich Wilhelm, der so lange eine mißtrauende ja halb feindselige Haltung gegen Östreich beobachtet, kehrte zur Politik seines Vaters zurück. Mit ausdrücklicher Beziehung auf den ersten und zweiten Artikel des Kronvertrags erneuerte er die damals geleistete Garantie aller kaiserlichen Erblande, so in als außer dem Reiche, und zwar nach der im April 1713 erklärten Erbfolgeordnung, der pragmatischen Sanction, zu Gunsten Maria Theresias. Er versprach zur Behauptung derselben, erforderlichen Falles, ein Hülfscorps von 10000 M. ins Feld zu stellen, das auch in Ungarn, und zwar nicht in Italien, aber wenn der Kaiser dort angegriffen werde,

1. Die Eingabe Seckendorfs ist vom 19 Dez. Der König schrieb dazu General Bork, und Knyphausen, ich glaube daß er recht hat, denn es ist des Kaisers sein eigen Interesse, Preußen für sich zu haben.

zur Bedeckung anderer Provinzen desselben dienen sollte. Er versprach, auch im Reich die Reservate der kaiserlichen, namentlich der oberrichterlichen Macht aufrecht zu erhalten, überhaupt in und außer Reiches mit demselben für Einen Mann zu stehen; und sogar demjenigen, dem der Kaiser seine Erbtochter würde vermählen wollen, seine Stimme zum Römischen König zu geben. Nur Einen Vorbehalt machte hiebei der König. Er wollte zu nichts verpflichtet sein, wenn der Kaiser seine Tochter mit Don Carlos, oder einem andern Prinzen, der kein deutscher sei, verheirathe. „Keinen Spanier," heißt es in einer seiner Randglossen, „keinen Franzosen, einen Deutschen wollen wir." Das erklärt er für seinen recht altdeutsch patriotischen Willen. So lautet auch der Artikel selbst auf einen Prinzen, der aus altem deutschen Reichsfürstengeblüt entsprossen sei. [1]

Dagegen übertrug nun der Kaiser seine Bergischen Ansprüche, ohne die Stadt Düsseldorf auszunehmen, auf Preußen, und erklärte sich einverstanden, daß bei dem Abgange der drei Neuburgischn Brüder ohne männliche Erben der König diese sowohl, als seine eigenen in Possessorio und Petitorio geltend machen, also Besitz ergreifen möge, selbst in dem Falle, daß die Statthalterschaft

1. Seckendorf: S. Kf. Mt. hat mir anbefohlen, E. K. Mt. nochmaln zu versichern daß sie in dieser wichtigen Heirathssache mit ihrer Erzherzogin sicherlich keine Resolution fassen, und sich vor Jemand erklären würden, wo sie nicht vorhero E. K. M. Meinung und Rath darüber eingeholet.

schon vorher einem Prinzen von Sulzbach anvertraut sein möchte. Auch der Kaiser machte sich anheischig den König von Preußen, wenn er angegriffen werde, mit einer ansehnlichen Hülfsmacht zu unterstützen. [1] In allen wichtigen Angelegenheiten, namentlich den polnischen, versprach er sich mit ihm allezeit vertraulich zu vernehmen.

Dahin gelangte man zuletzt im Laufe der Ereignisse, und den mannichfaltigen Windungen der Negotiation.

Wir berührten schon und wollen nicht wiederholen welch ein Verdienst sich Friedrich Wilhelm damit erwarb, daß er, so militärisch die Natur seines Staates war, zwischen den großen Mächten, welche mit einander in Krieg gerathen zu müssen schienen, den Frieden erhielt.

Eine andere Frage aber ist, ob die Politik des Königs auch in jedem Augenblicke eben die rechte war; ob er nicht zu rasch auf den Bund von Hannover eingegangen ist, so daß er sich bald darauf genöthigt sah, von demselben zurückzutreten, ob der neue Bund mit Östreich den Interessen seines Staats ganz entsprach.

Diese Bundesgenossenschaft gewährte den großen Vortheil, daß sie die stärksten deutschen Kräfte vereinigte, die

1. Der Tractat (23 Dez. 1728) bei Förster Friedrich Wilhelm I Urkundenbuch II, 215, freilich nach einer im Ganzen und Einzelnen incorrecten Abschrift. Die vier Artikel am Ende erscheinen im Original als Articuli secretissimi, es folgt alsdann noch ein Articulus separatus, der aus dem Wusterhauser Vertrag genommen ist. — Am 3 Februar 1729 wurden die Ratificationen ausgewechselt. Die Minister drückten ihren Wunsch aus, daß der Vertrag zum Ruhme Sr. Majestät und zum Vortheil des Hauses ausschlagen möge. Der König schrieb auf ihre Vorstellung: Gott gebe seinen Segen.

Gesichtspuncte des Friedens und gegenseitigen Vertrauens zwischen den beiden Religionsparteien erneuerte. Für die besonderen preußischen Dinge hatte es einen hohen Werth, daß der Kaiser die Erbfolgeansprüche an Berg anerkannte und gewährleistete. Aber einmal war die Verpflichtung, die Preußen übernahm, dagegen die östreichische Erbfolgeordnung zu vertheidigen, die von ganz Europa bestritten war, unendlich umfassender; sodann bedeutete es doch in der That etwas, daß die preußische Freundschaft dem Hause Östreich in den vorliegenden Verwickelungen unmittelbar zu gute kam, während aller Gewinn, den Preußen sich zu versprechen hatte, in der unbestimmten Aussicht entfernter Zeiten lag. Der Vertrag ist für die weiteren Verhältnisse beider Mächte so verhängnißvoll geworden, wie jene Abkunft über Schwiebus.

Zunächst gerieth König Friedrich Wilhelm darüber mit seinen nächsten Verwandten in die widerwärtigsten Irrungen, die zugleich in seine eigene Familie eingriffen; oder vielmehr der Abschluß des Vertrags war selbst ein Moment in denselben.

Wir müssen ihrer um so mehr gedenken, da der zu männlichen Jahren heranwachsende Thronerbe, der die allgemeine Theilnahme der Welt für seine Persönlichkeit erweckt hat, darin eine Rolle spielte, und zum ersten Mal von sich reden machte.

Jugendjahre Friedrichs II.

Friedrich Wilhelm war ungewöhnlich früh vermählt worden, um die ältere Linie seines Hauses, — die andere bildeten die Halbbrüder seines Vaters, — so bald wie möglich fortzupflanzen. Auch wurden ihm in den ersten Jahren seiner Ehe drei Kinder geboren, von denen jedoch nur die Tochter am Leben blieb, die beiden Knaben starben; die preußische Krone hatte noch keinen Erben nach ihm, als ihm am 24 Januar 1712 wieder ein Sohn geboren wurde, der zwar auch von zarter und oft schwankender Gesundheit, aber wie man sogleich bemerkte von nachhaltiger Lebenskraft. [1]

Die Welt empfing ihn im Sinne der alten Zeit, der obwaltenden Verhältnisse.

1. Vgl. die aus dem hannoverschen Archiv mitgetheilten Briefe Friedrichs I in Ledeburs neuem Archiv Bd. III. In dem Notificationsschreiben 24 Jan. 1712 sagt der König: Gott habe ihm den Verlust seines im verflossenen Jahre verstorbenen Enkels wieder ersetzt und ihn „heut Vormittag umb halb zwölf Uhr“ — mit einem anderweiten wohlgestalten Enkel und Prinzen von Preußen und Oranien erfreuet.

Die Hausgenossen haben überliefert, wie der Erwerber der Krone, Friedrich I, der in der Geburt eines Prinzen die Erhörung seiner Gebete sah, unter dem Geläute der Glocken, welche dieselbe der Stadt ankündigten, seine Hände über den Neugebornen ausbreitete, das Leben desselben, seines Landes Zukunft aufs neue Gott empfahl, und seinen Geist in die ewigen Geschicke vertiefend nicht aufstand, bis er auch in diesem Gebet erhört zu sein glauben durfte. So dankte man Gott in den Kirchen, daß er nach manchen betrübten Fällen das Haus und Reich seines Gesalbten, des Königs, aufs neue befestigt und vor aller Welt bestätigt habe.

Recht im Geiste der großen Allianz, welche seit einem Vierteljahrhundert die Politik und die Geschicke des Landes bestimmt hatte, lud man die Generalstaaten und Kaiser Carl VI zu Taufzeugen ein.[1] Es bezeichnet das alte vertrauliche Verhältniß, daß die ersteren dem jungen Prinzen von Preußen und Oranien, denn diesen Titel gab man ihm in Erinnerung an seine Ältermutter, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, ein Geschenk machten, wie wohl begüterte Verwandte pflegten: zwei goldene Becher und eine goldene Cassette mit einem Leibrentenbrief auf 4000 Gulden. Indem der Kaiser die Pathenstelle annimmt, bei deren Antrag ihm Glück gegen seine Feinde

1. Es finden sich noch Dankschreiben für die Wahl zur Taufzeugin von Churfürstin Sophie Hannover 3 Febr., und Herzogin Eleonore Lüneburg 6 Febr.

in Rathschlägen und Handlungen gewünscht worden war, spricht er die Hoffnung aus, daß das gute Verständniß, das zwischen seinem und dem königlich preußischen Hause jederzeit gepflogen worden sei, bis ans Ende der Welt bestehen werde. In diesem Sinne fügte man bei der Taufe dem hohenzollerischen Namen einen habsburgisch-burgundischen bei; man nannte den Prinzen Carl Friedrich, obgleich man beschloß, ihn für gewöhnlich allein Friedrich zu nennen.[1] Der junge Prinz ward recht feierlich zum Fortsetzer eines Bündnisses eingeweiht, das er gerade unterbrechen sollte. Die Sage liebt es, an der Wiege eines Helden Vorahnungen seiner Bestimmung zu sammeln; die Geschichte findet eher das Gegentheil.

Friedrich Wilhelm vertraute die Pflege der ersten Jahre seines Sohnes denselben Händen an, unter denen seine eigene Kindheit gediehen war. Einer Französin, die ohne männliches Geleit die Auswanderung ihrer Familie durchzuführen gewußt hatte, um dem religiösen Zwange zu entgehen, Frau von Rocoulle, gebührt die Ehre, von zwei der thatkräftigsten Fürsten, die je auf einem Throne gesessen, die erste Erziehung, die so viel bedeutet, geleitet zu haben.[2] Den Fehler wenigstens, den man vielen andern

1. Eine authentische Aufzeichnung hat sich hierüber noch nicht gefunden. Was aber die Sache historisch entscheidet ist ein Schreiben des Kaisers, seines Pathen, vom 6 Januar 1731 mit der Aufschrift: „Ihro Liebden Carl Friederich Cronprinzen von Preyßen und Churprinzen von Brandenburg meinem lieben Vetter."

2. Sie war Sousgouvernante unter Frau v. Kameke. „Comme elle ne parle que Français, elle a appris sa langue aux enfants

in ihrem Falle vorwerfen darf, beging sie nicht: den eigenen Willen der ihrer Obhut anvertrauten Pflegbefohlenen suchte sie nicht zu brechen.

So hatte auch General Finkenstein, der dem Prinzen, als er in sein siebentes Jahr ging, von dem nunmehrigen König zum Oberhofmeister gegeben wurde, diesem selbst in seiner Jugend einige Jahre lang in einer ähnlichen Stellung zur Seite gestanden. Er war einer der seltenen Männer, vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht [1], von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirth und prächtiger Bauherr, christlich-fromm und vor allem tapfer. Er hat einst in Frankreich, wohin er als Kriegsgefangener gerieth, ein paar Jahre als gemeiner Soldat die Pike getragen, und sich dort, in der Fremde, durch kühne und glückliche Kriegsthaten emporgearbeitet; als Ludwig XIV seine Waffen entschieden gegen Deutschland wandte, ist er zu den heimischen Fahnen zurückgekehrt; hier hat er dann zu dem Ruhme der preußischen Waffen nicht wenig beigetragen, bei Höchstädt wetteifernd mit Fürst Leopold, bei Malplaquet hat er in Erstürmung der französischen Schanzen wohl das Beste gethan. An seinem Beispiel bewährt Friedrich später den Grundsatz,

du roi, qui la parlent avec la meme facilité que la langue Allemande. Pöllnitz Lettres I, 35. Vgl. Erman: Memoires sur Sophie Charlotte 128.

1. Pauli Leben großer Helden VIII, 280 auf seine Weise: „wenn unsre Kirche sich das Recht anmaßte Heilige zu ernennen, so würde Finkenstein die Hoffnung haben darunter aufgenommen zu werden.“

daß nur der zu befehlen verstehe, wer gelernt habe zu gehorchen. [1]

Auch den Untergouverneur, den ihm Friedrich Wilhelm beigesellte, Oberstlieutenant Kalkstein, hatte er in den Niederlanden als einen tapfern Kriegsmann kennen gelernt. So zuverlässig sie waren, so hielt der König doch für gut, ihnen eine ausführliche Instruction zu geben, die nun für ihn selber sehr characteristisch ausgefallen ist. Er legte dabei die für seine eigene Erziehung im Jahr 1695 geschriebene zu Grunde, veränderte sie aber in dem nunmehr in ihm ausgebildeten Sinne.

Es hatte in ihm schon immer ich weiß nicht ob mehr Widerwillen oder Mitleiden erweckt, daß man den jungen deutschen Fürstensöhnen so viel von dem Alterthum ihrer Häuser, der Hoheit ihres Blutes zu hören gab, ihnen mit dem Gepränge glänzender Titel den Hof machte, ohne sie auf die Forderungen des Lebens zu verweisen; er verbat sich ein solches Verfahren. Man soll einen Jeden, der den Prinzen sieht, verwarnen, daß er demselben nicht schmeichle; gäbe es Einen, der es dennoch thue, den soll man bei ihm verklagen; bei Leibe soll man seinen Sohn nicht hoffährtig machen. Den Pomp der fürstlichen Phrase: „unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden, unsers vielgeliebten Sohnes des Churprinzen Liebden", in dem sich sein Vater gefallen, die Erwähnung der „herrlichen" Lande,

1. Qui ne sait obéir, ne saura commander. Art de la guerre chant I.

der darin wohnenden „Millionen“ Menschen veränderte Friedrich Wilhelm in die einfachen Ausdrücke: meine Frau, mein Sohn, das ganze Land; überdem trat das Ich an die Stelle des Wir. Wenn in der alten Instruction von Respect und Submission die Rede war, welche der Prinz seinem Vater und dessen Befehlen schuldig sei, so fügt Friedrich Wilhelm hinzu: diese Unterwürfigkeit dürfe nicht sklavisch sein; es ist der von seiner Hand beigeschriebene Ausdruck: daß der Prinz Vertrauen zu ihm haben, in ihm seinen besten Freund sehen, „brüderliche Liebe“ zu ihm fassen möge, das sollen sie ihm ins Herz predigen. Nur die nöthigsten, das Leben berührenden Gegenstände des Unterrichts haben Werth für ihn. Er verwirft das Studium der Genealogie, das früher empfohlen worden; statt: „Geschichte des chur- und fürstlichen Hauses Brandenburg“ will er nur von preußischer Historie hören, mit Staatenkunde verbunden; Geographie soll der Prinz lernen, die Landkarte in der Hand, und eine vollkommene Fertigkeit im Rechnen erwerben. Sehr bemerkenswerth bleibt es doch daß der König das Latein geradehin verbietet; für ihn hatte die Anordnung der goldenen Bulle, welche die Kenntniß dieser Sprache von einem Churprinzen fordert, keine Bedeutung mehr. Mit methodischer Grammatik soll man ihn nicht plagen, schon genug, wenn er sich durch Übung einen fließenden französischen und deutschen Stil aneignet.

Und fragen wir nun weiter, worauf die Erziehung des Prinzen sich richten sollte, so ist das dreierlei.

Wie seine Gouverneure zwei ausgezeichnete Kriegsmänner sind, so soll er hauptsächlich mit Offizieren umgehen, Begierde zu Ruhm und Bravour, Liebe zu den Soldaten fassen; man soll ihm auf das nachdrücklichste einprägen daß er ein verachteter Mensch wäre, wenn er nicht ein Soldat würde.

Das zweite: man soll einen guten Wirth aus ihm machen; gegen Pracht und überflüssigen Aufwand, noch mehr gegen Spiel und jede Art der Verschwendung, soll und muß man ihm Ekel beibringen.

Endlich er soll ein guter evangelischer Christ werden. Man soll ihm den Ungrund der katholischen Lehre so stark wie möglich darlegen, von den verworfenen Secten aber, von Arianismus, Socinianismus, auch den Meinungen der Quäker ihm lieber gar nicht sprechen.

Diese religiöse Tendenz tritt besonders in einem Stundenplan, welcher im J. 1725 vorgeschrieben wurde, und zwar mit dem übertriebenen Eifer jener Zeiten hervor.

Der Prinz soll sich früh und rasch erheben, sogleich ein kleines Gebet auf den Knieen sprechen; nachdem er sich

1. Instruction und Bestallung welche ich F. W., — meines Sohnes des Kronprinzen verordneten Oberhofmeister und Sousgouverneur meinen Generallieutenant Graf von Finkenstein und Obristen von Kalkstein ertheilt; abgedruckt bei Cramer: Zur Geschichte Friedrich Wilhelms nr. 1. In einer Privatsammlung existirt das Original, d. i. die alte Instruction eigenhändig von Friedrich Wilhelm durchcorrigirt (wovon mir eine Abschrift vorlag), welche seinen Sinn noch originaler darstellt, als die übrigens (von Marschall) wohlgefaßte Umarbeitung selbst, in der das Schroffe wieder gemildert ist.

hurtig angezogen, und in wenig Minuten Thee und Früh=stück eingenommen, wird in Gegenwart aller Diener ein großes Gebet auf den Knieen gehalten, ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein gutes Lied mit lauter Stimme ge=sungen; die Fechtstunde wechselt ab mit Information in der Religion. Sonst geht der Prinz alle Morgen mit dem König nach der Parade; Sonntags marschirt er an der Spitze seiner Compagnie mit ihm nach der Kirche. In einer gewissen Beziehung hiezu steht die sonderbare Form des Unterrichts, den man ihm in der allgemeinen Ge=schichte ertheilte. Man ließ ihn das Theatrum europäum lesen, dessen erste Bände die Religionskriege umfassen. [1]

Es leuchtet ein, daß es Friedrich Wilhelm nicht auf eine freie Ausbildung angeborner Geistesgaben, noch auf die Aneignung allgemeiner Cultur absah: Erziehung und Unterricht hatten bei ihm ein bestimmt vorgestecktes Ziel; er wollte einen Mann aus seinem Sohne machen wie er selber einer war, und beinahe ließ es sich an, als werde es ihm mit seiner Methode gelingen.

Im Februar 1719 meldet General Finkenstein, der Prinz treibe seine Studien fleißig, wenn gutes Wetter sei gehe er nach den Marstall, steige zu Pferde, besuche

1. Bei Cramer S. 21 findet sich auch das „Reglement wie mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll.“ Es muß heißen Stunden: das Datum ist 3 Sept. 1725, nicht 1721. Die Abschrift nach welcher der Druck gemacht worden, war sehr man=gelhaft. Zur Ergänzung dient: Instruction wie mein Sohn Fr. seine Stunden soll halten zu Potsdam. Die Instruction für das Joachimsthalsche Gymnasium von 1731 (Mylius I, II, 254) hat manches Ähnliche, z. B. § 14, § 15.

die Cadetten, schieße nach der Scheibe. Man bildete ihm eine Compagnie aus diesen Cadetten.

Auch von dem Prinzen sind Briefe aus dieser frühen Zeit übrig [1], worin er mit kindlicher Hand, aber in Ausdrücken wie sie ein alter Hauptmann brauchen würde vom Zustand seiner Compagnie Nachricht ertheilt; er sendet regelmäßig ihre Listen ein. Oder er giebt an, wie weit er im Theatrum europäum gelangt ist: dem Sinne der dadurch in ihm rege geworden entspricht es, wenn er dem Vater eine in dessen Abwesenheit ihm vorgekommene Satyre gegen Papst und Prätendenten zusendet. Ein andermal vertraut er dem Vater, daß die Königin ein paar schöne Recruten nachzuweisen wisse, nur dürfe sie nicht erfahren, daß er der Prinz es anzeige; oder er spricht sein Bedauern aus, daß er einer bestimmten Musterung nicht beiwohnen und die schönen Leute des Königs sehen könne. In kurzem werden auch ihm deren für seine Compagnie zugeschickt, die er dankbar annimmt. Er lebt und webt in militärischen Beschäftigungen: auf dem Schlosse ward ein kleines Zeughaus mit allen Arten von Gewehr für ihn in Stand gesetzt. „Meine Wiege," sagt er einmal, „war mit Waffen umgeben, in der Armee bin ich aufgezogen worden." Schon macht ihm die Jagd Vergnügen: er hat seine Freude über eine Koppel Hunde, mit

1. Ein paar Briefe, wo man dem Kinde offenbar die Hand geführt hat, 21 und 27 Juli 1717 an den König, wird man ihm nicht anrechnen wollen; der älteste, von dem man sagen kann daß er ihn geschrieben, ist vom 21. Febr. 1719.

der er Hasen hetzt; im October 1720 schießt er, wie er selber erzählt, ein Feldhuhn im Fluge.

Es scheint alles einmal wieder so werden zu wollen, wie es unter seinem Vater ist. Auch Friedrich correspondirt mit dem Fürsten Leopold über große Soldaten und den Ausfall der Jagden. Gundling, der des Königs Abendgesellschaften mit seiner Art von Gelehrsamkeit erheiterte, wobei er jedoch sich in die Rolle eines Hofnarren verlor, speiste auch bei dem Sohne, und man war sehr lustig. In seinen Briefen schreibt Friedrich den Namen Gottes zuweilen in Unzialbuchstaben aus. Man hat von ihm einen kleinen Aufsatz aus seinem neunten Jahr, worin er einige Grundsätze positiver Rechtgläubigkeit über Gott und Christus und die Einwirkungen des Satan mit vieler Überzeugung ausspricht. Man weiß die Psalmenmelodien zu nennen, an denen er besonders Wohlgefallen gefunden hat.

Das ist nun aber wohl nicht die Absicht der Natur und der Vorsehung bei der Aufeinanderfolge der Generationen, daß die aufwachsenden Geschlechter den vorangegangenen gleich seien, und die Kinder die Lebensgedanken der Eltern noch einmal zur Erscheinung bringen.

In jenen ältesten Briefen zeigt der junge Prinz schon Spuren einer Gewandtheit und Feinheit, die dem Sinne des Vaters fern lagen. Sehr merkwürdig ist der erwähnte kleine Aufsatz. Das erste Wort, das Friedrich je aus eigenem Nachdenken aufzeichnete, lautet: „man muß das

Herz auf dem rechten Fleck haben." Eine andere Maxime, die da vorkommt, dürfte man wohl von dem Vater nicht erwarten: „man müsse nichts zu stark lieben." Geistige Auffassung ist in jedem Worte des Knaben zu bemerken. Wer ihn sah, erkannte das Regen eines eingebornen Talents, und es war an sich nicht zu erwarten, daß sich dies gerade in den Bahnen des Vaters bewegen werde.

Der Mann nun, der auf die eigenthümliche Entwickelung des Heranwachsenden den meisten Einfluß geübt hat, ist sein täglicher Lehrer, Duhan de Jandun gewesen.

Auch dieser war ein eingewanderter Franzose, den Friedrich Wilhelm einst in den Laufgräben von Stralsund als einen tapfern Freiwilligen kennen gelernt, so daß er ihn für besonders geeignet halten mochte, den Prinzen nach seiner militärischen Absicht zu unterweisen.

Duhan hatte aber mehr natürlichen Sinn für die Studien, als für die Waffen, und hiedurch besonders wirkte er auf seinen Zögling. Friedrich hat selbst einmal in einem lebendigen Erguß seiner Gefühle das Verhältniß bezeichnet, in dem sein Lehrer zu ihm stand. Er dankt ihm vor allem, daß er den Kreis von Gedanken und Bestrebungen durchbrochen, die ihn umfaßt hielten, wie er sagt, der Unwissenheit worin seine blöde Unschuld schlief. Duhan ließ ihn noch ein anderes Verdienst ahnen, als das, wovon im Umgang mit Fürst Leopold und seinem Vater die Rede war, sprach ihm von einem Fürstenruhm, der nicht von dem Schwerte abhängt, wie ihn Titus und

die Antonine erworben, richtete seinen Blick von der getümmelvollen Thatkraft der Männer des Theatrum europäum, und den verwickelten Bestrebungen religiös-politischer Kämpfe auf die persönliche Lebensweisheit die in einem beruhigten Zustand möglich ist, auf Denker und Dichter des Alterthums, wie Socrates und Horaz sind.

Was dem Lehrer zugeschrieben wird, war ohne Zweifel zugleich die natürliche Wirkung der neueren und älteren Autoren, mit denen ihn derselbe bekannt machte, auf den empfänglichen und emporstrebenden Geist.

Wenn es auf methodischen Unterricht ankam, einen solchen zu geben, war Duhan nicht fähig. [1] Er verstand nicht viel mehr als seine Muttersprache; statt brandenburgische Historie zu treiben, gab er dem Prinzen Anweisung französische Verse zu machen.

In dem Leben eines Menschen in der vorgeschrittenen Entwickelung der Welt ist nichts so wichtig, als das Verhältniß in das er sich zur Literatur setzt. Duhan vermittelte, wohin der Genius seines Schülers sich ohnehin neigen mochte, daß derselbe Geschmack an der Lectüre bekam.

Später hat Friedrich bemerkt, man lerne niemals so gut von Menschen als aus Büchern; das unterrichtendste Gespräch sei das mit den Todten, welche nicht aus irgend

1. In dem Reglement heißt es von dem geographischen Unterricht: Kalkstein soll dabei das Beste thun. So sagt dieser auch selbst, daß er mit dem Prinzen wohl die meiste Arbeit gehabt habe.

einer Rücksicht reden; aus den Büchern der Geschichte könne man das Urtheil abnehmen, das man selber zu erwarten habe. Darin besteht die unmittelbarste Beziehung des individuellen Geistes zu dem allgemeinen Leben des menschlichen Geschlechts, es ist vielleicht für einen Jeden entscheidend wo diese sich anknüpft.

In den Deutschen jener Zeit regte sich das Gefühl daß sie in freier Ausbildung der Persönlichkeit hinter andern Nationen, und zunächst hinter ihren westlichen Nachbarn, die ihnen so manchen andern Antrieb gegeben, zurückseien. Nicht übel ist die Schilderung eines schönen Geistes, welche Pater Bouhours aufstellte, daß nämlich ein solcher richtig denke, tief eindringe, dabei doch auch Zartheit habe, zugleich umfassend und deutlich, bescheiden und fruchtbar sei. Aus einer der frühesten Schriften von Thomasius kann man sehen, welchen Eindruck dieser Begriff von schönem Geist und gutem Geschmack in Deutschland machte; eigentlich mit einer Anerkennung desselben hat dieser Autor seine Laufbahn begonnen.

Von diesen Vorzügen der französischen Bildung ward nun auch Friedrich durchdrungen. Französische Bücher waren wohl jetzt ausschließend seine Lectüre. Er fand Geschmack wie an ihrem präcisen und witzigen Ausdruck, für welchen ihm selbst eine natürliche Anlage inwohnte, so an dem ganzen Begriff von Leben und Welt, den sie mittheilten.

Und wie junge Menschen zu thun pflegen, diesen

Begriff wandte er nun auf die Dinge und Personen an, die er um sich her sah; an seines Vaters Hofe glaubte er Niemand zu finden, dem er Bildung zuschreiben könne, es müßte dann Einer und der Andere gewesen sein, der sich viel mit französischer Lectüre beschäftigte.

Wenn man bedenkt, wie gewaltig die Umgebung, namentlich eine militärische, den jugendlichen Sinn zu ergreifen pflegt, so würde der Widerspruch, in den Friedrich sich gegen die seine setzte, zumal da er doch zuletzt noch mehr angebornen militärischen Geist als literarischen bewiesen hat, noch auffallender sein, wenn man nicht wüßte, daß die Königin, seine Mutter, dazu beitrug.

Sophie Dorothee war niemals ganz auf die Gesichtspuncte ihres Gemahls eingegangen; der einfache, beschränkte, von allem was zum Schmuck und höheren Genuß des Lebens diente entblößte Haushalt genügte ihr nicht; sie tadelte Vieles von dem, was der König vornahm und sah nach, wenn ihre beiden ältesten Kinder sich das Nämliche erlaubten; sie richtete die Augen derselben nach dem lebensfroheren Auslande. Unter dieser zusammentreffenden Einwirkung, denn die Mutter liebte und begünstigte die Studien, jenem Ehrgeiz der Cultur begann der Prinz das knappe enge Soldatenwesen halb und halb für eine Pedanterei zu halten, an Paraden und Revüen eher Mißbehagen zu empfinden. Er dachte, einem Fürsten gezieme es eben so wohl auf geistige Vergnügungen zu denken, wie sie Musik, Theater und heitere Geselligkeit darbieten.

Um so mehr war es ein Ereigniß für ihn, daß er im Februar 1728 den Hof von Dresden sehen durfte.

Die Mißhelligkeiten, welche bisher zwischen Friedrich Wilhelm I und August II obgewaltet, waren ausgeglichen worden; und so verschieden ja beinahe entgegengesetzt ihre Sinnesweise bisher erschienen war, so trat doch nach und nach manches heraus, was sie gemein hatten. August zeigte besonders in seinen späteren Jahren eine steigende Vorliebe für das Militärische; Friedrich Wilhelm folgte wenigstens darin noch dem alten Herkommen der Höfe, daß er zu Zeiten an langen, reichlichen Gelagen gern Theil nahm. Nun hatte August II sich aus seinen vertrautesten Cavalieren eine besondere Gesellschaft (runde Tafel) gebildet, als deren Patron er erschien; König Friedrich Wilhelm, der als Genosse und Mitbruder eintrat, ward bald darauf als Compatron anerkannt, mit dem Recht die Gesellschaft zusammenzuberufen, neue Mitglieder aufzunehmen. Patron und Compatron sind die Titel, mit welchen die beiden Fürsten sowohl unter einander als von den vertrautesten Dienern bezeichnet werden. Sie machten einen förmlichen Vertrag, wie einer den andern ohne Ceremonie und selbst ohne Ankündigung sollte besuchen, sein Mittag- oder Abendessen bei dem königlichen Gastfreund oder auch bei wem ihm sonst beliebe, ohne Rücksicht auf Rang, einnehmen können. Die Hauptsachen aber blieben doch wohlvorbereitete Zusammenkünfte, bei denen sie einander mit Prunk und Aufwand bewirtheten. Die erste

fand im Carneval 1728 statt, wo der König und der Kronprinz von Preußen in Dresden erschienen. Es wäre unnütz, die Festlichkeiten zu schildern, von denen damals eigene Beschreibungen in Prosa und Versen herauskamen, die dann oft excerpirt worden sind. Merkwürdiger ist es, welchen Eindruck dieses Dresden auf Vater und Sohn hervorbrachte. Friedrich Wilhelm bewunderte die Magnificenz dieses Hofes, gegen welchen die Pracht seines Vaters „Lapalie" gewesen sei; wäre es möglich Gold zu machen, so würde er glauben, der König von Polen besitze dies Geheimniß. Er verglich die Anstalten zur Jagd, die Fasanengärten, die Orangerie, die Sammlungen, wie das grüne Gewölbe, mit seinen eigenen, und gestand, daß jene unvergleichlich besser seien. Aber er unterließ nicht auch den militärischen Dingen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von der Festung Königsstein urtheilte er, sie verdiene daß man 100 Meilen danach reise, dagegen das Zeughaus von Dresden erklärte er für tausendmal schlechter als das berliner; — von der Infanterie fand er einige Regimenter sehr gut, andere erbärmlich, auch manche Offiziere von Verdienst; was aber dabei seine Mißbilligung erweckte, war die geringe Achtung, in der dieselben standen, so daß man sie wohl, sagt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau, „mit den Lakaien paradiren" lasse.[1] Er hielt es für seine Pflicht, ihnen

1. Schreiben Friedrich Wilhelms an den Fürsten von Anhalt, Potsdam 13 Februar 1728, nachdem er den Abend zuvor angelangt war.

dagegen die in Berlin gebräuchliche Ehre zu erweisen; er suchte den geringsten Fähndrich hervorzuziehen.

Hätten wir doch auch einen ähnlich eingehenden Brief von dem Kronprinzen! Das dürfte sich wohl nicht darin finden, was der Vater von sich sagt, es habe nicht an Verführung gefehlt, aber Gott habe ihn bewahrt, er sei rein vor Gott. Auf den jungen lebenslustigen Prinzen, dem die Welt sich hier zum ersten Mal ohne den heimischen Zwang öffnete, mußte der wollüstige Hof, wo die geschlechtlichen Verhältnisse sich aller Zucht und Rücksicht enthoben hatten, einen verführerischen Reiz ausüben.[1] Namen wüßte ich nicht zu nennen, aber das Glück oder sein Genius wollten es so, daß er seine Huldigungen einer Dame darbrachte, die wie er die Literatur liebte, und ihn in seiner Neigung zur Poesie bestärkte.

Ein dauerndes Verhältniß zwischen den beiden Höfen begründete der Vorzug des sächsischen in der Pflege der Musik. Der Kronprinz und seine ältere Schwester hegten, wie ihre Mutter sagt, eine Leidenschaft für Musik.[2]

1. Den romanhaften Erzählungen der Schwester setze ich die Versicherung des Bruders entgegen. In einer eigenhändigen Aufzeichnung von August Wilhelm, die leider zu kurz ist, heißt es von Friedrich: jamais il n'a eu du penchant pour le sexe et encore moins pour le mariage.

2. Hören wir die Königin sprechen. Suhm berichtet 30 Juli daß sie dem König von Polen ihren Dank ausgesprochen für seine Gefälligkeit: en luy envoyant des gens de sa musique et en luy permettant de les garder quelque tems. Dann fügt sie hinzu: vous savez la passion de mes enfans pour la musique, ils m'ont engagé a augmenter le nombre de mes musiciens, il me manque un homme comme Quanz; pourrois-je espérer que le roi qui a un si grand nombre d'habiles gens voulut me ceder celui-là je lui en aurois

Auf Bitten der Königin, die darüber mit dem Gesandten sprach, hatte August II die Gefälligkeit, seinen Virtuosen Quanz und Weiß zu erlauben, denn ganz abtreten wollte er sie nicht, von Zeit zu Zeit einen längeren Aufenthalt in Berlin zu machen. Weiß unterrichtete die Prinzessin auf der Laute, Quanz den Prinzen auf der Flöte; man weiß mit welcher Virtuosität der erfinderische Meister dieses Instrument einzurichten, und dann zu gebrauchen verstand. Für Friedrich war die Übung eine Quelle unendlichen Vergnügens für sein ganzes Leben. Damals fühlte er sich glücklich, wenn er nach Parade und Tafel Nachmittags die Uniform ablegen, sich in den brokatnen Schlafrock werfen, sich mit seinen Büchern und seiner Musik beschäftigen konnte.

Nothwendig aber gerieth er damit in Widerspruch mit den Wünschen und Absichten, die sein Vater hegte, mit dessen ganzem Sinne, und bald bekam er dafür seine Verstimmung zu empfinden.

Der König schalt den Prinzen, daß er nicht besser reiten und schießen lernen wolle als er thue; er warf ihm ein unmännliches Wesen, weibische Gebehrden vor. Mit besonderm Widerwillen bemerkte er, daß Friedrich keinerlei Neigung zeigte, sich mit seinem Hauswesen zu befassen,

bien de l'obligation. — Besonders der Kronprinz, „qui apprend a jouer la flute traversière avec un succès étonnant," wünscht Quanz, der schon anwesend ist (6 Aug.). — Bald darauf dankt die Königin, daß der König von Polen ihr vier seiner ersten Musiker so lange gelassen: qu'elle se serviroit de la liberté que V. Mé lui avoit donné de faire venir de temps en tems Quanz.

und seine kleine Wirthschaft zu führen; er hielt ihn um so kürzer und strenger: aber dies hatte dann wieder die Folge, daß der Prinz Schulden machte. Wenn diese dann einmal, nicht ohne harte Worte, zum Theil bezahlt wurden, so hielt Friedrich sich nicht für verpflichtet, dem Vater die Meinung zu benehmen, als habe er sie nunmehr alle getilgt.

Und in der Auffassung der höchsten Dinge so gut, wie in den täglich vorkommenden, trat ein Gegensatz zwischen ihnen hervor.

Friedrich Wilhelm, obwohl wie sein ganzes Haus, von reformirtem Bekenntniß, nahm doch an einem der wichtigsten calvinistischen Dogmen, dem Lehrsatze von der unbedingten Gnadenwahl, der dem Gemeinsinn, der in ihm lebte und webte, widersprach [1], Anstoß, und erklärte sich, ohne nach dem Zusammenhang des ganzen Lehrgebäudes zu forschen, für die lutherische Auffassung in diesem Stücke. Der Prinz dagegen faßte gerade für diese Lehre, die etwas tiefsinnig Großartiges hat, und ihm besser aus den Beweisstellen zu folgen schien, eine entschiedene Vorliebe. Die Prediger zwar, die ihn unterrichteten, hätten nicht gewagt, ihm ein Wort davon zu sagen, aber schon war er selbständig genug, um ihrer nicht mehr zu bedürfen. [2]

1. In den eigenhändigen Bemerkungen zur Instruction heißt es: „sollen ihn nicht zum Particularisten machen, sondern soll die universalische Gnade glauben von Christus.“

2. In den Fluchtacten findet sich die Aussage des Hofprediger Andreä, er habe den Kronprinzen nicht anders unterrichtet, als die h. Schrift und die Glaubensbekenntnisse der Reformirten insonderheit

Er nahm sich die Zeit, Büchercataloge durchzusehen, und wenn er auf einen Titel stieß, der in diese Streitfrage einschlug, versäumte er nicht, sich das Buch zu verschaffen; da er einmal Antheil, ja Partei genommen, so hat es ihm keine große Überwindung gekostet, sich an Autoren wie Jacob Basnage zu wagen, durch die er sich dann in seinen Meinungen befestigte.

Dem haushälterischen, soldatischen, in religiösen Dingen an einer einfachen und praktisch anwendbaren Formel festhaltenden Vater setzte sich dergestalt in dem Sohne eine auf Literatur und Kunst gerichtete, der Tiefe und Forschung zugewandte Sinnesweise, die aber auch an äußerem Wohlleben Gefallen fand, entgegen. Der König hatte keinen Sinn dafür, daß diese zu etwas Rühmlichem und Guten, er sah nur daß sie auf Abwege führen könne und verwarf sie von Grund aus.

Der Prinz wünschte, eine größere Reise zu unternehmen, vielleicht in Begleitung von Kalkstein, der einst dem König davon gesprochen hat, zu seiner Ausbildung und zu seinem Vergnügen: aber der König mochte fürchten, daß er sich dann vollends einem unheimischen Wesen zu-

auch des Chf. Johann Sigismunds, welches Deponent sammt allen Hofpredigern nach Sr. K. Mt. Befehl zweimal unterschrieben es erforderten: — er habe den Kronprinzen auf die Gnade in Christo und ein gottseliges Leben hinzuführen gesucht. Von dem Rathschluß Gottes habe er wegen der Jugend des Kronprinzen noch abstrahirt „und ihm nur gesagt, daß diese Materie vor ihn den Kronprinzen noch zu hoch sei.“ — Es war die Histoire de la religion des eglises reformées von Jacob Basnage, was der Prinz las. —

wenden, ihm entfremden werde, und wollte nichts davon hören.

Im Sommer und Herbst 1728 kam es zwischen beiden zu offenem Mißverständniß. Der Prinz beklagt sich, daß die Gnade seines Vaters sich in Haß zu verwandeln scheine: wiewohl er sich geprüft, habe er sich seines Wissens nichts vorzuwerfen. Der König antwortete ihm mit Scheltworten über sein unmännliches („effeminirtes") Wesen; er solle doch wenigstens seinem Vater zu Liebe sich anders bezeigen, aber er folge nur seinem eigensinnigen Kopfe. [1]

Damit ist nicht gesagt, daß der wachsende Unwille seiner Vaterliebe eben für diesen Sohn Eintrag gethan habe. Um diese Zeit gedenkt er in einem Briefe an den Fürsten von Dessau einer Krankheit, in die der Prinz gefallen war. „So lange die Kinder gesund sind", sagt er, „so weiß man nicht, daß man sie lieb hat."

Und so blieb trotz allen Haders auch Friedrich in seinem Herzen gesinnt. Es kam einst hierüber, bald nach jenen unerfreulichen Erklärungen, im October 1728 zu einer Scene zwischen Vater und Sohn, die ihres gleichen nicht hat.

Man feierte den Hubertustag in Wusterhausen mit einer großen Tafel: der Prinz saß der Königin gegenüber, neben dem sächsisch-polnischen Gesandten Suhm, und wiederholte, was er ihm oft schon gesagt, daß er es

1. Der Brief (11 Septemb. 1728) bei Cramer 33.

in der Knechtschaft, in der er leben müsse, nicht auszuhalten im Stande sei, ob ihm nicht vielleicht der König August II durch seine Vermittelung die Erlaubniß zu einer Reise verschaffen könne, nur damit er etwas mehr Freiheit genieße. Gegen seinen angebornen Sinn, aber durch den Gebrauch der Tafel fortgerissen, trank er mehr als gewöhnlich; er sprach so laut daß man ihn über den Tisch hörte und die Königin ängstlich wurde, was den Prinzen nicht abhielt die Ergießungen über seine Leiden fortzusetzen; nur so oft er seinen Vater ansah, fühlte er sich darin gestört und unterbrach sich mit den Worten: „ich liebe ihn dennoch". Die Königin war weggegangen; der Prinz wollte nicht gehen, ehe er nicht von seinem Vater Abschied genommen. Er zog die Hand, die dieser ihm reichte, über die Tafel hin an sich, bedeckte sie mit Küssen; einmal in dieser Stimmung ging er dann zu ihm, umfaßte seinen Hals, warf sich auf seinen Schoos. Von den Anwesenden war Keiner, der ihre Stimmung gegen einander nicht gekannt hätte; die einen riefen dem Prinzen ein Lebehoch zu: andern traten die Thränen in die Augen; „schon gut," sagte der König, „schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl."[1] Abends in der

1. Schreiben von Suhm 21 October 1728 im Dresdner Archiv. — Als der König im Juni 1728 nach Preußen ging, gab er Kalkstein, auf dessen Bitte, eine neue Instruction, worin die Gesellschaft des Prinzen bestimmt, der Unterricht des Ingenieurs, Major Senning, für früh und Nachmittag festgesetzt wird. (16 Juni). Nach der Rückkunft des Königs bat Kalkstein, sowohl für sich als für Finkenstein, um den Abschied. Im Frühjahr 1729 trat Rochow bei ihm ein.

Tabacksgesellschaft erwähnte man diesen Vorfall nicht, auch erschien der Prinz nicht, doch hat man den König niemals vergnügter gesehen.

Dennoch soll es Leute gegeben haben, welche ihm sagten, es sei alles Verstellung.

Nur zu bald kehrten die alten Mißverständnisse wieder. In einer Instruction, die der König im März 1729 dem Oberst Rochow ertheilte [1], der den Prinzen als Gesellschafter und Freund begleiten sollte, wiederholt er seine alten Klagen: der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigungen, halte nichts auf seinen Leib, habe Hoffart im Kopf, hinter der nichts sei; der Oberst solle alles mögliche thun, um einen braven Kerl und honnetten Offizier aus ihm zu machen; wolle es dann nicht anschlagen, so müsse man es als ein Unglück ansehen.

Seinerseits dagegen nahm Friedrich gern diejenigen in Schutz welche in Strafe verfielen: er bezeigte denen Verachtung, die beim König gut standen.

Der König meinte, wenn er ihn 30 Schritt weit kommen sah, schlimme Gedanken zu bemerken, die er im Herzen habe, und behandelte ihn danach. Er sagte ihm wohl: ein anderer Offizier, dem des Königs Gesicht mißfalle, könne seinen Abschied nehmen, aber nicht der Prinz:

1. „Instruction vor den Obristlieutenant von Rochow der bei meinem ältesten Sohn Friedrich sein soll, ihm Gesellschaft zu leisten, als ein guter Freund. (17 März.)

der müsse bei ihm bleiben und sich ihm „conformiren", oder er werde ein saures Leben haben.

Er gab seinem Tadel so viel Öffentlichkeit als möglich. Erst vor den Hausgenossen, dann den Offizieren des Regiments, dann den Generalen sprach er ihn aus. Dem Prinzen machte das, statt den mindesten Einfluß auf ihn auszuüben, nur seinen Zustand unerträglich, und der Wunsch stieg in ihm auf, sich auch wider den Willen seines Vaters vom Hofe loszureißen.

Was ihn noch abhielt, einen resoluten Entschluß zu fassen, war die unentschiedene Lage der Verhältnisse zu England, die Europa umfaßten, für ihn aber, da sie seine Vermählung betrafen, zugleich die allerpersönlichste Beziehung hatten.

Der dynastische Bestandtheil der europäischen Geschichte hat hier wie so oft die innigsten Beziehungen zu den allgemeinen Angelegenheiten: richten wir jetzt unsere Augen näher auf diese Verwickelungen.

Irrungen zwischen dem preußischen und dem englischen Hofe.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 mit dem König von England in Allianz trat, verhandelte, wie wir berührt, seine Gemahlin zugleich über eine neue Familienverbindung.

Die Rede war zunächst von einer Vermählung der ältesten preußischen Prinzessin, Friederike Wilhelmine, mit

dem dereinstigen Thronerben von England, Friedrich, Sohn des Prinzen von Wales: die englische Nation schien sie zu wünschen; der anwesende Minister war sehr dafür; König Georg I gab seiner Tochter, deren Herz daran hing, die besten Zusicherungen.

Bindend aber waren diese nicht, nicht einmal schriftlich. [1] Man hielt in Berlin dafür, daß die Sache weder den deutschen Ministern in Hannover, noch einigen Andern von der nahen Umgebung Georgs I gefalle. Dieser Fürst sagte nur immer, man solle ihn nicht drängen, sein Blut sei ihm lieber als alles andere, aber er könne unreife Dinge nicht zu reifen machen. Er hatte hoffen lassen, den Prinzen Friedrich, der sich in Hannover aufhielt, nach Berlin zu schicken, um die spätere Verbindung durch genauere persönliche Bekanntschaft zu vermitteln: so sehr es der junge Prinz wünschte, so vortheilhaft es vielleicht auch für ihn hätte werden können, unter den Augen des Königs von Preußen eine strengere Schule durchzumachen, so geschah es doch nicht. Die eintretenden politischen Irrungen trugen eher bei, die Gemüther einander zu entfremden. Als Georg I (1727) auf der Reise nach Hannover unerwartet starb, war noch nichts darüber festgesetzt.

Es ist ein Irrthum, wenn man annimmt zwischen des-

1. Friedrich Wilhelm an Wallenrodt 12 Aug. 1727 „daß der hochselige König wie Lord Townshend gegen euch vorgegeben, über dieses Sujet jemals an uns geschrieben und uns deshalb eine positive Promesse gegeben habe, dessen erinnern wir uns nicht.

sen Nachfolger Georg II und Friedrich Wilhelm I sei nun sofort ein alter, persönlicher Widerwille hervorgebrochen.

Eine eigenhändige Instruction des Königs von Preußen an seinen Gesandten Wallenrodt liegt uns vor, welche nichts anderes als den dringenden Wunsch ausdrückt, ein gutes Vernehmen anzuknüpfen.

Er wiederholt darin sein Versprechen, niemals zuzulassen, daß die deutschen Provinzen des Königs von England belästigt oder über den Haufen geworfen würden; nur dürfe derselbe den Kaiser auch nicht von da aus angreifen noch fremde Truppen nach Deutschland führen. Aus einem für beide Theile geltenden Grunde legte er ihm die Nothwendigkeit ans Herz, eine Vermittelung in der schleswigschen Angelegenheit zu versuchen. Denn sonst würde der Kaiser die Gelegenheit erlangen zu den Waffen zu greifen, es sei aber eine alte Maxime der Reichsfürsten, ihm eine solche nicht darzubieten.

Der Gedanke einer Familienverbindung war so wenig aufgegeben, daß er vielmehr erst noch weiter ausgedehnt wurde.

Schon seit manchen Jahren war zwischen den beiden Schwägerinnen, der jetzigen Königin von England, Caroline, und der Königin von Preußen, gebornen Prinzessin von Anspach, die Rede davon gewesen, durch eine doppelte Vermählung, nicht allein der preußischen Prinzessin mit dem englischen Thronerben, sondern auch des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin die

Familien auf immer zu vereinigen; hievon ward jetzt, was bisher nicht geschehen, offiziell gehandelt.

König Friedrich Wilhelm I war in diesem Augenblicke weit entfernt, sich dagegen zu setzen; er hat seinen Gesandten Wallenrodt am 12 August 1727 ausdrücklich beauftragt, mit der neuen Königin darüber zu sprechen.[1]

Nur machte er hiebei eine seinem Selbstgefühl und preußischen Ehrgeiz entsprechende Bedingung. Es war ihm immer vorgekommen, als suche man in England die zwischen beiden Häusern bestehende Verwandtschaft als ein Motiv politischer Verbindung in jedem Momente zu benutzen[2]: er wünschte diese Dinge auseinander zu halten, vor allem das persönliche Vertrauen herzustellen; so viele Versicherungen er für die deutschen, ja auch die allgemeinen Angelegenheiten ertheilen ließ[3], so wollte er doch nicht daß von einer neuen Allianz die Rede wäre.

Wie der Zweck der ganzen Einrichtung, die er mit so unabläßiger Anstrengung durchführte, dahin ging, sich

1. Er könne ihr einen Begriff darüber machen, daß eine gedoppelte Heirath zwischen unser und der k. englischen Familie das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen immerwährenden guten Vernehmen zwischen beiden königlichen Häusern unfehlbar sein werde; hievon müsse man den Anfang machen.

2. Z. B. wenn der Congreß von Cambrai sich versammle, so solle der preußische Gesandte, wofern er einen hinschicke, nicht gegen England sein.

3. „Je veux savoir tous les secrets egalement comme le Roi T. Chr. et le roi de Gr. Br. et regler avec eux tout ce qui se passera et comme partie, mais pas en subalterne et inferieur, mais également comme lesdits rois.“ (Aus einer Erklärung des Jahres 1726.)

von allem fremden Einfluß unabhängig zu machen, so war er für nichts so empfindlich, als wenn Jemand einen solchen auszuüben, oder ihn als einen minderselbständigen mit sich fortzureißen suchte. Das hauptsächlich hatte ihn aus der Allianz mit Hannover getrieben, daß er vermuthen mußte, man verfolge da noch andere Zwecke, als die ihm mitgetheilt waren. Selbst bei seiner Annäherung an den kaiserlichen Hof meinte er nicht eigentlich sich demselben unterzuordnen: er fühlte vielmehr seinen Ehrgeiz geschmeichelt, daß ein mit so prächtigen Ansprüchen und Vorrechten prangender Fürst seine Freundschaft so eifrig suchen mußte. „Ohne Eitelkeit," sagt er einmal, „ich habe Ehre erworben für das Haus Brandenburg. Ich habe meine Tage nie nach Allianzen getrachtet, nie einer fremden Macht die ersten Anträge gethan. Meine Maxime ist, Niemand zu verletzen, aber mir auch nicht auf die Füße treten zu lassen." Es war das große Staatsprinzip, Niemand zu brauchen, um zu bestehen; keinen Bund zu schließen, ohne Vortheil gegen Vortheil auszutauschen. Diesen Grundsatz wollte er nicht gegen die Verbindungen seiner Kinder aufgeben, wenn sie auch noch so angemessen wären: er wollte die Heirathen schließen, aber ohne die politische Allianz zu erneuern. Dagegen in England blieb man dabei, daß die Angelegenheiten der Politik und der Familie zusammengehen müßten. Als der Königin Caroline, die überhaupt An-

fangs einen gewissen Einfluß ausübte [1], die erste Eröffnung geschah (der Gesandte sprach nur in eigenem Namen), versicherte sie zwar, daß sie nichts mehr wünsche, als die doppelte Vermählung, daß sie auch für ihren Sohn keine bessere Gemahlin wisse, als die preußische, welche Verstand habe und sich zu betragen verstehe; „aber um Gottes Willen," fügt sie hinzu, „wir wollen den Roman nicht von hinten anfangen, erst wollen wir die Geschäfte in Ordnung bringen, dann kann ich mit Erfolg an der Heirath arbeiten." [2]

Sah es nicht wirklich aus, als betrachte der englische Hof diese Vermählung als eine Gunst, die durch anderweite Zugeständnisse zu erwiedern sei? Für Friedrich Wilhelm bedurfte es nichts weiter, um ihn in der Seele zu entrüsten. Wenn der Herr die Dame, sagt er, von seiner Tochter redend, so ist die Dame den Herrn werth. Seinem Gesandten antwortet er, es scheine als wolle man ihn gleichsam zwingen, sich in neue Verpflichtungen einzulassen, als meine man ihn durch jene Heirath dazu bringen zu können: solche Vortheile aber finde er dabei nicht, daß er die Interessen seines Hauses darüber hinopfern, oder sich beschwerlichen Bedingungen unterwerfen sollte. Noch stärker drückte er sich gegen seine einheimi-

1. „C'est la reine qui represente le premier ministre." Äußerung einiger englischen Großen. S. Majestät, sagt der deutsche Bericht aus dem wir dies nehmen (Febr. 1728) wollen nicht zugeben, daß die Ministri regieren sollen, sondern sie selbst alleine.

2. Ne commençons pas le roman par la queve, ne commençons pas par la conclusion. Remettez premierement les affaires.

schen Minister aus. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, seine Tochter lieber dem Herzog Johann Adolph von Weißenfels, oder einem andern machtlosen deutschen Prinzen zu geben.

Von dem Ehrenpunct ging der Widerwille aus, doch nährten ihn noch andere Umstände.

Schon über das Testament Georgs I, das dessen Nachfolger nicht zum Vorschein kommen lassen wollte, waren Irrungen entstanden: es folgten andere über die Erbschaft jener unglücklichen Herzogin von Ahlden, Mutter Georgs II und der Königin von Preußen; nachbarliche Streitigkeiten brachen aus, vornehmlich über Mecklenburg, von welchem Lande Hannover, um der Kosten einer früher einmal vollzogenen Execution, die sehr hoch berechnet waren, sicher zu sein, einige Bezirke besetzt hielt, wogegen sich jetzt der König von Preußen ein Conservatorium ertheilen ließ, — auch über Ostfriesland, das bei einer nahe bevorstehenden Vacanz an Preußen fallen sollte, zur schlechten Genugthuung des hannoverschen Minister. Es war nicht zufällig, daß man gegen Ende 1728 den Prinzen Friedrich, nunmehr Prinzen von Wales, von Hannover plötzlich nach London beschied; man fürchtete, er möchte sonst etwa auf eigene Hand nach Berlin gehen, um die ihm bestimmte Braut zu besuchen.

Da Friedrich Wilhelm eben damals den Tractat einging, durch den er sich so genau an den Kaiser anschloß, und England — denn die Unterhandlungen hatten noch

immer zu keinem Ergebniß geführt — sich diesem sehr ernstlich entgegenstellte, da ganz Europa noch zwischen Krieg und Frieden schwankte, so hat es sogar einen Augenblick bei einem geringen Anlaß den Anschein gewonnen, als sollte sich zwischen diesen beiden naheverwandten Königen der Streit zu ernstlichen Thätlichkeiten entzünden.

Den Anlaß gaben einige Gewaltsamkeiten preußischer Werber, wie sie schon oft vorgekommen. Aber jetzt wollte Georg II, der 1729, zum ersten Male als König, seine deutschen Länder besuchte, sie nicht mehr dulden. Ohne dem König von Preußen auch nur Nachricht von seiner Ankunft gegeben, geschweige ihn erinnert zu haben, ließ er die preußischen Soldaten, die den Weg durch sein Gebiet nahmen, aufgreifen und gefangen setzen, und erklärte sie nicht wieder frei geben zu wollen, bis ihm die Hannoveraner, welche man in preußische Dienste genommen, ausgeliefert seien.

In Berlin erfuhr man dies nicht etwa durch amtliche Anzeige, sondern durch die Zeitungen, und es läßt sich denken, in welche Aufregung Hof und Armee gerieth. Georg II, sagte man, habe damit nicht eine Feindseligkeit begangen, gegen die man sich würde wehren können, sondern eine Beleidigung die man rächen müsse; Friedrich Wilhelm hatte nicht übel Lust, ein paar Quartiere im Lüneburgischen aufheben zu lassen, damit auch er Gefangene auszuwechseln habe, sich überhaupt mit den Waffen Genugthuung zu verschaffen.

Wirklich hat man sich einst zu beiden Seiten in Kriegsbereitschaft gesetzt, Georg mahnte seine Freunde in Wolfenbüttel, Cassel, Kopenhagen auf; er hat sich selbst an die Franzosen gewendet. In Berlin sah und hörte man nur noch von Rüstungen: schon wallte in dem Kronprinzen der angeborne kriegerische Muth auf: er hoffte sich auszuzeichnen und dem König eine bessere Meinung von sich beizubringen.

Dazu waren jedoch die Dinge nicht angethan, um zu einem blutigen Zusammentreffen zu führen. Es wäre wie eine Fehde des Mittelalters gewesen, wie sie noch in der Reformationsepoche zuweilen Bestrebungen von allgemeiner Bedeutung durchsetzen; aber auch diese Zeiten waren vorüber, die beiden Fürsten viel zu mächtig, als daß eine einseitige Feindseligkeit zwischen ihnen noch möglich gewesen wäre.

Nach mancherlei andern Vermittelungsversuchen, die aber nicht weit führten, machte endlich Friedrich Wilhelm selbst den Vorschlag, daß die von Hannover reclamirten Unterthanen verhört, und diejenigen unter ihnen, bei welchen das zwischen beiden Ländern bestehende Cartel verletzt worden, herausgegeben werden sollten. Man hatte

1. Seckendorf sagt er habe den Rath gegeben. 28 Juli: „on veut avoir satisfaction coute qui coute, j'ai fait différer la response (wo drin steht, man halte es für einen Friedensbruch, wenn man nicht alles in statu quo stellt), jusque après la revue des troupes de Hesse, afin que ceux là retournent dans leur quartier; j'ai proposé pour expedient que les Hanovriens doivent relacher tous les Prussiens et que le roi en même tems relachera diejenigen so man mit Gewalt weggenommen.“

von hunderten gesprochen: es fanden sich zuletzt nur zwanzig. Gegen deren Auslieferung wurden die festgehaltenen preußischen Soldaten ebenfalls zurückgegeben.

Und indem nahmen auch die großen Angelegenheiten eine etwas andere Wendung. Im Nov. 1729 gelang es den Engländern zu Sevilla, im Verein mit Frankreich, Spanien von dem Kaiser zu trennen und auf ihre Seite zu bringen. Der Grund war, daß Königin Elisabeth Farnese endlich doch an der Vollziehung jener Heirathsversprechungen, mit denen sie sich vier Jahre lang geschmeichelt hatte, irre wurde, und es vorzog, die Zukunft ihres Sohnes durch eine neue Abkunft mit England und Frankreich zu sichern. Diese versprachen ihr die Besetzung der festen Plätze der dem Prinzen schon früher bestimmten italienischen Lande, Toskana, Parma und Piacenza durch spanische Garnisonen, wogegen sie zusagte, die andauernden Belästigungen des südamerikanischen Handels fallen zu lassen.

Der Vertrag von Sevilla ist vor allem ein Werk Robert Walpole's und seines Bruders, die durch das Geschrei der Nation besonders des Handelsstandes ihn einzugehen genöthigt wurden. Doch war mit dem bloßen Abschluß die Sache noch nicht ausgerichtet. Denn wie dann, wenn der Kaiser sich der Aufnahme jener Garnisonen widersetzte?

Um ihn dazu unfähig zu machen, erschien es als ein der besten Mittel, ihm auch Preußen zu entfremden. Dann wäre er entweder geradezu genöthigt gewesen, die ihm vor-

zulegenden Bedingungen einzugehen [1], oder man hätte doch in dem nördlichen Deutschland nichts mehr von ihm noch von seinen Verbündeten zu fürchten gehabt.

Kaum war die Bewegung der Werbeirrungen verraucht, die so viel Aufsehen, Lärm und Befürchtung veranlaßt, so kehrte man in England zu den alten Vermählungsprojecten zurück. Sie waren jetzt nicht mehr eine Sache allein des Hofes: wir vernehmen die Nation habe den Gedanken mit allgemeinem Beifall begrüßt. Für das Ministerium kam noch hinzu, daß es sich so eben in den Whigprincipien, von denen es dann und wann abzuweichen geschienen, aufs neue befestigte. Einige der vornehmsten Mitglieder der Partei, wie der Herzog von Newcastle, traten in die Verwaltung: Parteifragen wurden im Parlament durch große Majorität im Sinne der eifrigen Whigs entschieden. Damals waren die Torys östreichisch, die Whigs preußisch gesinnt. Wie oft haben die Wortführer der letztern sich beklagt, daß man eine Macht vernachlässige, die eben jetzt noch einmal so stark werde, als sie gewesen, und die sich gern an England anschließen würde, wenn man ihr nur die nöthige Rücksicht zeige; nicht ganz mit Unrecht, wie die

1. Robert Walpole 1730: To distress the emperor — — is the only way of bringing him to reason. „Man glaubt," schreibt der preußische Gesandte schon im Januar 1729, „daß wenn man Ew. Königl. Mt. völlig von dem Kaiser abziehen könnte, man alsdann gewonnenes Spiel haben, und der Kaiser sich bequemen Spanien sich auch alsdann besseren Kaufes müsse geben."

zustimmenden Anmerkungen darthun, welche Friedrich Wilhelm den Berichten über diese Reden beischrieb. Die englischen Minister beschlossen, einen außerordentlichen Gesandten, Sir Charles Hotham, der sich durch Jugend, Gestalt und Herkunft für einen Auftrag dieser Art besonders zu eignen schien, deshalb nach Berlin zu schicken.[1] Ihre Absicht war auf eine langdauernde Familienverbindung, und daher auf die doppelte Vermählung gerichtet.

Und hatte es nicht auch für Preußen den größten Werth, mit den mächtigen Nachbarn, zugleich dem Hofe, dem Ministerium und der Nation, in immer genauere Verbindung zu treten? Wir wissen: die dringendsten Wünsche der Königin von Preußen, des Kronprinzen und der Prinzessin gingen dahin: auch die preußischen Minister waren nicht dagegen. Nach nochmaliger Erwägung der Sache erklärten Knyphausen und Borck mit einer gewissen Feierlichkeit, als verpflichtete Diener der Krone können sie nicht anders urtheilen, als daß die „gedoppelte Vermählung in alle Wege zu wünschen sei."

Und so wurde dem König Friedrich Wilhelm I diese Frage nochmals vorgelegt, die schwierigste, dornenvollste, vielleicht bedeutendste für sein ganzes Leben, welche er je zu entscheiden gehabt hat; alle seine öffentlichen, häuslichen und persönlichen Beziehungen wurden davon berührt.

Er war nicht blind gegen die Vortheile der Verbin-

1. Am 22 März 1730 kündigte der regelmäßige Gesandte du Bourgai die bevorstehende Ankunft Hothams an.

dnng, und seiner Tochter, die er liebte, hätte er gern das Glück gegönnt, „in das magnifike Land" zu kommen, einmal als Königin von Großbritannien zu glänzen.

Aber dagegen war er enger als man wußte oder vermuthete, mit dem Kaiser vereinigt; so viel durchschaute er von ferne, daß wenn gleich noch von keiner politischen Allianz die Rede war, eine solche doch für die Zukunft beabsichtigt wurde.

Und vornehmlich: für seinen Sohn hielt er die vorgeschlagene Vermählung keineswegs für so rathsam. Man brauche, sagt er seinen Ministern, überhaupt nicht mit ihm zu eilen; er selbst der König habe noch nicht das Alter zu sterben, an seinem Stamme sehe er noch zwei andere wohlgemachte Reben; der Kronprinz könne dreißig Jahre werden, ehe er sich vermähle. Überdies aber, warum solle man gerade eine englische Prinzessin für ihn aussuchen. Der König fürchtete, in dem Luxus eines glänzenden Hoflebens erzogen, werde sich eine solche in die Einfachheit des preußischen Wesens nicht finden, sie werde ihren Sinn auf kostbare Vergnügungen richten, hoch hinauswollen, die Sparsamkeit der eingeführten Hausordnung unterbrechen, und wohl gar durch ihren Aufwand veranlassen, daß man die Armee vermindern müsse; dann würde seine Verfassung nicht bestehen können, sein Haus und Staat würden den Krebsgang gehen. [1]

1. Einer der ausführlichsten Aufsätze welcher von seiner Hand vorhanden ist. Am Schluß: was ist Alliance? (durch Vermählung.)

Wenn er nachdachte, so waltete für ihn kein Zweifel ob; er wünschte die Vermählung der Tochter, nicht des Sohnes: daß man aber in England die letzte als die Bedingung der ersten bezeichnete, blieb doch auch auf ihn nicht ohne alle Rückwirkung und machte ihn, so stark er sich auch zuweilen dagegen ausdrückte, in seinem Herzen wieder irre.

Eben daher aber kam es, daß sich zwei entgegengesetzte Tendenzen die sich um ihn her gebildet, auf der einen und der andern Seite, mit verdoppelter Lebhaftigkeit regten.

Eins der merkwürdigsten Denkmale über den Zustand des preußischen Hofes bleiben immer die Memoiren der Prinzessin Friederike Wilhelmine, so viel Übertriebenes und Unrichtiges sie auch enthalten. Man sieht daraus, daß weder sie selbst noch auch die Königin einen Begriff von den Gründen hatte, die den König bedenklich machten, sofort eine bejahende Entscheidung zu geben. Sie sahen in ihm einen eigensinnigen gewaltsamen Hausvater, der nur gegen seine Angehörigen streng ist, und schwach gegen Fremde. Die Gemüther erfüllten sich gegenseitig mit Bitterkeit und Widerwillen. Auch der Kronprinz, der

Ist man dann besser Freund in der Welt? Ja, unter Particuliers; aber große Herren, die gehen nach dem Interesse. Indessen wünsche von Herzen meinen Blutsfreunden alles Glück und Wohlseyn, wenn es nur nicht a mes depenses und gegen meine Verfassung ist, die über den Haufen zu schmeißen: denn das stichet den Herren Engländer-Hannoveranern in die Augen. Meine Verfassung c'est la pierre de touche.

noch in den Jahren war, wo ein junger Mann wohl von einer geistreichen, älteren Schwester Einfluß erfahren kann, ward von dieser Stimmung ergriffen; er ließ sich verleiten, um ihre Vermählung zu befördern, insgeheim eine förmliche Erklärung auszustellen, daß er dermaleinst keiner andern als einer englischen Prinzessin seine Hand geben wolle.

Aber auch davon hat man doch keinen Begriff, was die andere Partei sich erlaubte um den König festzuhalten. Seckendorf hatte den täglichen und vertrautesten Gesellschafter des Königs, General Grumbkow, vollkommen auf seine Seite gebracht; beide unterhielten mit dem preußischen Residenten in London, Reichenbach, eine Verbindung, die etwas überaus Anstößiges hat. Dieser Reichenbach, der sich einmal des Mangels an äußerem Ehrgeiz rühmt, dem es aber auch an innerem fehlte, stand nicht allein mit Seckendorf in unmittelbarer Correspondenz, in der er ihn von dem unterrichtete, was in England in Bezug auf die Heirath geschah, und ihm wohl sagte, er könne auf ihn so gut rechnen, wie auf sich selbst; noch bei weitem schlimmer ist, daß er sich von Grumbkow angeben ließ, was er an den König schreiben sollte, und dann nach dessen Weisungen seine Depechen zusammen-

1. In einem Brief vom 17 März 1730 meldet Reichenbach, qu'il a envoyé hier par un courier de 57 (Kinsky) a Brusselles et de là par l'ordinaire à Berlin une telle lettre, à 120 (le roi de Prusse conformement aux ordres de Grumbkow) et de Seckendorf et il a employé tout ce, qui'l a trouvé dans la dernière lettre de Grumbkow.

setzte. Es ist kaum begreiflich, daß man diese Briefe nicht vernichtet hat: sie haben sich in dem Nachlaß Grumbkows gefunden. Reichenbach, der eine untergeordnete Rolle spielte, sich aber als den dritten in diesem Bunde betrachtete, gab auch seinerseits an, was dem König zur Unterstützung seiner Berichte mündlich beigebracht werden müsse. Ihr System war, dem König vorzustellen, daß England nur damit umgehe, Preußen wie eine Provinz zu behandeln, und eine solche Partei um ihn her zu bilden, daß er die Hände nicht regen könne. Vorstellungen für welche Friedrich Wilhelm ohnehin im höchsten Grade empfänglich war.

Er wollte auch deshalb eine englische Schwiegertochter lieber vermeiden, weil er sonst in seinem Hause nicht mehr Herr zu bleiben fürchtete, vielleicht werde sie mehr bedeuten wollen, als er selber; man werde ihn umbringen durch Verdruß, mit kleinem Feuer.

Vergleichen wir diese von beiden Seiten um den König geschäftige Intrigue: so ist der Unterschied, daß die eine, in seiner eigenen Familie, was die Absicht anbelangt, sich entschuldigen ließ, denn ihr erstes und letztes Ziel war das Zustandebringen der Heirath; der König vermuthete wenigstens eine Neigung dazu, und fuhr mit Gewaltsamkeiten dazwischen, welche Haus und Stadt erschreckten und in ganz Europa wiederhallten: dagegen war die andere bei weitem ernstlicher; sie hatte den bestimmten Zweck Preußen bei dem einmal ergriffenen politischen

System in jeder Beziehung zu fesseln, und von England ferne zu halten. Von dieser hatte der König keine Ahnung: was ihm Reichenbach schrieb, oder Grumbkow hinterbrachte, nahm er ohne allen Verdacht hin.

Nicht eben günstig standen dergestalt die Sachen, als man in England jenen Entschluß faßte, zu einer förmlichen und offiziellen Unterhandlung zu schreiten. Der englische Hof wußte es wohl, aber er dachte zugleich die ganze Cabale, die den König umgab, zu sprengen.

Am 2 April traf Sir Charles Hotham in Berlin ein; er hatte am 4 seine Audienz bei dem König, zu Charlottenburg.

Sein Vortrag hielt sich fürs erste noch ganz im Allgemeinen. Er knüpfte an ein im letzten December eingegangenes Schreiben der Königin an, über das er die persönliche Ansicht des Königs zu vernehmen gekommen sei. Dieser versichert, in dem Schreiben sei nur von einer Heirath zwischen dem Prinzen von Wales und seiner Tochter die Rede gewesen (der Entwurf dazu scheint verloren gegangen zu sein); er war mit der Eröffnung des Gesandten höchlich zufrieden, und ergriff sie mit dem Vergnügen eines Vaters, der einem geliebten Kinde die größte Freude, die es sich auf Erden denkt, machen zu können hofft. Er bat Hotham, zu schweigen, er hätte lieber gesehen, daß das Gerücht verbreitet würde, als sei die Unterhandlung abgebrochen; dann wolle er zur Stadt kommen, und seine

Tochter mit der Nachricht überraschen, auf welche sie hoffe wie auf den Messias. Er dachte sich aus, wie er sie unerwartet, in Beisein des Gesandten, um ihre Einwilligung ersuchen wollte.[1] — So einfach und den Wünschen des Königs entsprechend waren jedoch die Absichten des englischen Hofes und Ministeriums keinesweges: Hotham bemerkte sein Auftrag gehe zunächst dahin, die Antwort des Königs von Preußen durch einen Staatsboten nach England zu senden. Hierauf ward ihm eine offizielle Antwort zu Gunsten der einfachen Heirath gegeben, in welcher nur der Vermählung der Prinzessin Erwähnung geschah, und diese schickte er ab.

Er fügte ihr jedoch noch einiges andere Weiterreichende hinzu. Was die Politik anbetrifft, so hatte sie der König selber berührt, und zu vernehmen gegeben, man müsse ihm darüber von England aus Vorschläge machen. Über den Kronprinzen meldete Hotham ein Gerücht, das ihm zu Ohren gekommen war. Der König sollte einem seiner Geheimschreiber gesagt haben, er sei des Haderns mit seinem Sohne müde, und würde in die Vermählung einwilligen, wenn Georg II denselben zum Statthalter von Hannover machen wollte.[2] In früherer Zeit hat dies

1. „er möchte so gut seyn, und seyn still davon bis ich in die Stadt käme: hätte er dann Ordre, so wollte in seiner Gegenwart meine Tochter um ihren Consens fragen, und was wegen der Heirath, und ihren Transport nach England auf was Art, sollen sie (die Minister) mit ihm alles abreden.“ Er bestimmte die Mitgift der Prinzessin auf 40,000 Thaler; so viel habe auch seine Gemahlin mitbekommen.

2. Nach Hothams Bericht, den wir aus Raumers Auszug ken-

der König allerdings einmal ausgesprochen; daß er es damals wiederholt haben soll, steht mit seinen Beischriften von dem nämlichen Tage in Widerspruch. Wie dem aber auch sein möge, Hotham hörte es und meldete es als etwas was er für wahr halte nach Hause.

Überhaupt erschien nach seiner Darstellung der Anfang nicht als ein ungünstiger. Man hielt in England für möglich den gefaßten Plan auszuführen, und schickte den Staatsboten mit einer neuen näheren Instruction zurück. Nach dessen Ankunft, am 4 Mai, hatte Hotham eine zweite Audienz, die noch um vieles merkwürdiger war als die erste.

Im Laufe der Rede wagte er es, einen Angriff auf die Faction zu machen, von der man an den beiden Höfen meinte, daß sie Friedrich Wilhelm I beherrsche. Er beklagte sich über Reichenbach, der Mangel an Ehrerbietung gegen den König von Großbritannien an den Tag lege, und zwar in Briefen, deren Originalien man würde vorlegen können. Friedrich Wilhelm dachte einen Augenblick nach der Art und Weise zu fragen, wie man zu diesen Briefen gekommen sei, doch überwog in ihm diesmal eine nachgiebige Stimmung und er ging darüber hinweg. Er sagte, wenn Reichenbach in England unange-

nen (Europa 1763—1783 I, 503), hätte dies der König dem Cabinetssecretär, am 5 April gesagt. Von demselben Datum liegt aber eine eigenhändige Resolution an den Minister vor, welche dieser kennen mußte: „von der doublen Mariage höre nit (will ich nichts hören), steht auch nit in dem Briefe von meiner Frau".

nehm sei, so sei er auch unnütz daselbst, und bewilligte ihn abzurufen.

Die Hauptsache aber war nun der Antrag über die Vermählung. Hotham begann damit, daß er im Namen seines Königs und Herrn um die älteste preußische Prinzessin für den Prinzen von Wales förmlich ansuchte. Friedrich Wilhelm erwiederte, es sei ihm lieb und angenehm. Doch war das nur die eine Seite des englischen Antrags. Hotham fuhr fort, der König von Großbritannien wünsche sich noch enger mit dem preußischen Hause zu verbinden: einverstanden mit der ganzen Nation, die das sogar für nothwendig halte, habe er eine seiner Prinzessinnen für den preußischen Kronprinzen bestimmt: er lasse ihm dazu einige Vorschläge machen.

Und diese Vorschläge nun, die er sogleich mittheilte, schienen alles zu enthalten, was man am preußischen Hofe nur immer wünschen konnte.

Georg II erbot sich, die Prinzessin, mit welcher sich der Kronprinz von Preußen vermähle, zur Statthalterin seiner churbraunschweig-lüneburgischen Erblande zu ernennen; ihr Gemahl der Kronprinz würde dann mit ihr in Hannover residiren, eben so bedient und unterhalten werden, wie dieser selbst wenn er zugegen wäre, und zwar auf dessen Kosten.

Der Antrag sah noch großmüthiger aus als er war. Man forderte daß der Kronprinz die Kosten seines Hofhaltes nach seiner Thronbesteigung wieder erstatten, über-

dies sich aber verpflichten sollte, jeder Zeit auf den ersten Ruf nach England hinüberzukommen. Das ließ man jedoch zunächst unerwähnt, und unleugbar ist, daß die ganze Eröffnung den dringenden Wunsch einer freundlichen Annäherung ausdrückte, und eine Erweiterung des preußischen Einflusses in sich schloß. Man sah an den Mienen des Königs, daß sie ihn überraschte und ihm ein gewisses Vergnügen machte.

Doch besaß er dies Mal Zurückhaltung genug, nicht sogleich darauf einzugehen. Er sagte, da in dem Schreiben seiner Gemahlin von der Vermählung des Kronprinzen nicht die Rede gewesen, und dies also ein neuer Antrag sei, so werde man begreifen, daß er darüber zuerst mit seinen Ministern Rücksprache nehmen müsse. [1]

Bei dieser näheren Überlegung stellten sich ihm nun aber mannichfaltige Bedenken dar.

Es schien ihm nicht ehrenvoll, daß England die Unterhaltung des Kronprinzen übernehmen wolle, gleich als sei er selber zu karg dazu; — er besorgte, durch den Aufenthalt in Hannover werde sich derselbe von seinem Lande entfremden, ihm aber alles andere eher als eine gehorsame Schwiegertochter zu Theil werden; — er kam nicht darüber hinweg, daß der Kronprinz noch zu jung sei; — aber die vornehmste Schwierigkeit sah er in den politi-

1. Schreiben des Königs vom 9 Mai an die Minister, worin er auch von dem Verlaufe der Audienz Kunde gab, von der Hotham denselben nicht hatte ausreichende Nachricht geben wollen.

schen Verhältnissen. Der Hader der Verbündeten von Sevilla, deren Mittelpunct England war, mit Östreich, setzte ganz Europa in neue Gährung: wie dann, wenn der Krieg zwischen beiden Parteien doch noch ausbrach? Wäre nicht Preußen alsdann in die größte Verlegenheit gekommen? Der König, dem sich die Dinge in ihren äußersten Folgen darstellten, meinte sogar in den Fall kommen zu können, daß er gegen seinen Sohn, alsdann Statthalter von Hannover, die Waffen ergreifen müsse. Er forderte wenigstens das Versprechen, daß England den Kaiser nicht im Reiche angreife. Um aber dem Vorübergehenden einen Vortheil auf immer hinzuzufügen, brachte er die Succession von Berg wieder zur Sprache, und verlangte die Erneuerung der Garantie derselben durch den König von England. [1]

In diesem Sinne ward nun am 11 Mai eine offizielle Antwort abgefaßt. Der ersten Vermählung, heißt es darin, stehe kein Bedenken entgegen, in die zweite aber könne der König nicht willigen, wofern nicht den Differenzen mit dem Kaiser abgeholfen, ihm aber Berg garantirt werde; auch dann behalte er sich die Zeit der Vermählung zu bestimmen vor. Er ließ mündlich sagen, der Kronprinz müsse sich erst hervorthun, und die zur

1. Er bezeichnet es als eine Condition sine qua non daß K. Mt. von Großbrittannien und die Crone Engelland zum faveur dieser Mariage sich vor immer verbindlich erklären dem Kgl. Pr. Hause die Garantie der künftigen Succession in den jülich-bergischen Landen zu leisten.

Führung eines Hauswesens nöthigen Eigenschaften erwerben; er müsse 28 Jahre werden ehe er sich verheirathe.

Es waren die Tage, wo sich der preußische Hof zu einem großen militärischen Feste, einem Lustlager begab, das der König von Polen bei Mühlberg veranstaltet hatte. Hier im Lager vernahm man, daß dem englischen Hofe die vorgelegte Erwiederung zu weitaussehend scheine; er wolle sich auf Bedingungen nicht einlassen, die den Vermählungen so ganz ferne lägen. Der König antwortete, dann sei in der Sache nichts weiter zu thun: doch müsse man nicht sagen, daß er die Ehre einer solchen Verbindung abgelehnt habe; es heiße nicht sie ablehnen, wenn man sie noch zu frühzeitig finde.

Auch sah man das in England trotz aller Ausstellungen in diesem Lichte an; man rechnete fortwährend auf die Vollziehung der Vermählungen. Unter andern haben wir einen Brief der Königin von England an die Königin von Preußen vom 16 Juni, der ganz von dem Gefühl der neu bevorstehenden Verwandtschaft erfüllt ist, [1] ohne Spur von Gereiztheit, voll zärtlicher Erinnerung an ihre Jugendjahre.

Was dazu beitrug, war ohne Zweifel auch die Haltung des Kronprinzen. So geheim es bleiben mußte,

1. J'ai mis, heißt es darin unter anderm, mes intérêts en vos mains ma chère soeur, comme celle qui connait mon coeur pour son roi et toute sa famille roialle: je me souviens de nos jeunes ans quoique fort anciens du roi de Prusse; nous nous sommes toujours aimés comme frère et soeur et je vous prie ma chère d'être mon garant que cela sera toujours de mon côté, et le bon coeur du roi de Prusse m'est garant de son côté.

so hatte Hotham doch Mittel gefunden, mit ihm in Verbindung zu treten: ein flüchtiges Wort, etwa bei einer Jagdpartie, genügte schon sie zu unterhalten. Friedrich hatte sich aber auch ganz ausdrücklich erklärt. Er hatte seinen Oheim auf das dringendste ersuchen lassen, die Vorschläge seines Vaters nicht zu verwerfen, wie sie auch immer beschaffen sein möchten: ja vielleicht gar keine Zusicherungen desselben zu fordern: nur fürs erste die Ehe seiner Schwester abzuschließen, damit diese nicht ganz unglücklich werde; es sei genug, daß er das Versprechen erneuere, das er schon gegeben habe, keine andere Gemahlin zu nehmen, als die Prinzessin Amalie von England. Er werde wissen sein Wort zu halten: man möge ihm nur Vertrauen schenken. [1]

In England ging man nun zwar hierauf nicht so vollständig ein, wie der Prinz gewünscht hätte, aber man hütete sich doch, die Unterhandlungen abzubrechen. Sir Charles Hotham erklärte endlich, Dinge dieser Art könne man besser mündlich verhandeln als schriftlich: er bitte sich noch einige Erläuterungen aus, und wolle sie selber nach England überbringen. Der König gab ihm diese Erläuterungen, die hauptsächlich zwei Puncte betreffen. Er versprach bei seinem königlichen Wort, wenn er beschließen sollte den Kronprinzen zu vermählen, dann eine englische Prinzessin jeder andern vorzuziehen und zwar die, welche ihrem Alter nach am besten passen würde; fer-

1. Das Schreiben bei Raumer 513.

ner aber diese Vermählung spätestens binnen 10 Jahren eintreten zu lassen.[1] Hotham sprach die Hoffnung aus, daß er nach einiger Zeit mit solchen Instructionen zurückkommen würde, kraft deren er zu einem Abschluß in dieser Angelegenheit schreiten könnte. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der englische Hof nach jener Zusicherung auch zu einer einfachen Heirath eingewilligt haben würde. Wenigstens vernahm der neue preußische Gesandte, Graf Degenfeld bei seiner Ankunft in England, daß Königin Caroline sehr geneigt dazu sei.

Wenn man über die Haltung des Königs Friedrich Wilhelm in dieser Sache urtheilen will, so wird die Heftigkeit seiner Äußerungen, die dann und wann hervorbrach, manche Mißbilligung erfahren: aber in der Hauptsache kann man ihm so Unrecht nicht geben Seine Einwendungen, mochten sie persönlicher oder häuslicher, oder auch politischer Natur sein, hatten guten Grund, und man darf sie nicht etwa blos von dem Einfluß eines Grumbkow oder Seckendorf herleiten. Grumbkow, der keine amtliche Stellung in den auswärtigen Sachen hatte, wurde keinesweges allezeit zu Rathe gezogen, und aus seinen Aufzeichnungen ergiebt sich, daß er zuweilen schlecht unterrichtet war. Eine wirkliche und nicht zu beseitigende Schwierigkeit, von der freilich die wenigsten eine Ahnung hatten, lag für den König in jenem geheimen Bunde mit

1. Le roi donne sa parole royale qu'il preferera toujours le mariage du prince royale son fils avec une princesse d'Angleterre a tout autre. (Declaration vom 9 Juli.)

Östreich, in dem er die vornehmste Sicherheit für die künftige Machterweiterung seines Hauses sah. Sollte er sich in ein Verhältniß begeben, das demselben offen oder versteckt entgegenlief? Er wünschte vielmehr den Frieden zwischen Östreich und England hergestellt zu sehen, um dann das letztere zu jener Garantie von Berg heranzuziehen. Auch aus diesem Grunde verlangte er Aufschub; der weitaussehendste mußte ihm der liebste sein. Bei seiner Art zu denken ist es schon viel, und in Wahrheit alles was sich erwarten ließ, daß er das Versprechen, seinen Sohn mit einer englischen Prinzessin zu vermählen wirklich gab. Dabei hätte man es lassen, jede Beschleunigung oder Änderung des Systems von den Wechselfällen der Zukunft erwarten sollen.

Unvorsichtiger Weise that aber Hotham, im Begriff Abschied zu nehmen, einen Schritt, der neue Verwirrung veranlassen mußte.

Am 10 Juli hatte er noch eine Audienz, um sich zu beurlauben, und zugleich seinen einstweiligen Stellvertreter Gui Dickens vorzustellen. Alles ging auf das Beste, der König zeigte eine gute Stimmung, als Hotham einen Brief hervorzog, den er als eine Fortsetzung der früher angeklagten reichenbachischen Correspondenz mittheilen wollte. Er war von der Hand Grumbkow's, der sich darin über das Auffangen von Privatbriefen, wie es der

1. Schulenburg versichert, que le roi même avoit avoué, que depuis, s'ils avoient accepté le simple mariage, le double s'en serait surement suivi. Vitze 4 Oct. an Grumbkow 1731 (bei Förster III, 70.)

englische Hof treibe, mit Wegwerfung aussprach; Grumbkow hatte ihn zu dem Zweck geschrieben, daß er aufgefangen und gelesen würde.[1] Diesen Brief nun überreichte Hotham dem Könige, in der Hoffnung Grumbkow zu stürzen, wie er die Abberufung von Reichenbach veranlaßt hatte. Allein er war wohl sehr unerfahren in der Kunst der Unterhandlung; bei einigem Nachdenken hätte er voraussehen müssen, daß er in dem leicht erregbaren Fürsten eher das Gegentheil hervorbringen werde. Daß um die Abberufung eines Gesandten gebeten ward, lief nicht so ganz wider das europäische Herkommen: Friedrich Wilhelm hatte damals einen natürlichen Widerwillen dagegen erstickt und nachgegeben; noch ganz anders aber berührte es ihn, daß man den Minister seiner geheimen Geschäfte, der am meisten um ihn war, durch dieselben gehässigen Mittel zu stürzen unternahm. Legte es sich nun nicht doch an den Tag, daß man in seine Angelegenheiten eingreifen, ihm in seinem Hause Gesetze geben wollte? das Verhaßteste was er sich auf Erden denken konnte. Er warf den Brief auf den Boden, wandte dem Gesandten den Rücken und verließ das Zimmer.

Man hat damals erzählt, der König habe den Fuß

1. Nachricht von Grumbkow, aufgesetzt 15 Juli: „Tout de coup Mr. le Chevalier Hotham tira de sa poche une lettre de moi écrite de ma main — — ou je taxe ceux, qui ont ouvert mes lettres et y donnent un sens pervers d'infamie. Le roi qui ne s'attendoit pas a une telle recidive de leur part après qu'il eut l'affaire assoupie par le rappel de Reichenbach fut fort ému.

gegen Hotham erhoben, gleich als wolle er ihn persönlich insultiren, und ihn hernach nicht viel weniger als um Verzeihung gebeten; wie das erste, eben so ist das letzte übertrieben.

Da der Gesandte sich verlauten ließ, das Vorgefallene gehe nicht weniger seinen Hof an, als ihn, so erklärte der König um so nachdrücklicher, die geheiligte Person Sr. Großbritannischen Majestät habe damit nichts zu thun, sondern allein der Chevalier Charles Hotham. Doch wollte er auch von diesem nicht in Unfrieden scheiden. Er ließ ihn fragen, ob es ihm eine Genugthuung wäre, wenn er noch einmal zur königlichen Tafel gezogen würde. Aber Sir Charles machte ganz andere Ansprüche: der König sollte den Brief, den er damals auf die Erde geworfen, in einer andern Audienz entgegennehmen, und eine Untersuchung der Sache versprechen, womit er dann freilich vollkommen Recht behalten haben würde. Da ihm dies nicht bewilligt ward, so zog er vor, den Hof ohne Abschied zu verlassen. Friedrich Wilhelm, hierüber aufs neue entrüstet, ließ dem König von England wissen, dieser Gesandte sei nicht geeignet, weder durch Sinnesweise noch Betragen, das gute Vernehmen zwischen den beiden Höfen zu erhalten.

Gewiß war Hotham nicht der Mann für Durchführung einer so schwierigen Angelegenheit. Gleich nach seiner Ernennung, noch in London, vertraute er sich Reichenbach an, und dieser meldete Grumbkow und Seckendorf, daß

sie an ihm einen Feind haben würden. In Berlin ließ er sich bei weitem zu tief in die den König umgebenden Spannungen ein, glaubte mehr dem, was Andere von ihm sagten, als daß er dessen eigenen Sinn zu durchdringen gesucht hätte; indem er überhaupt mit einer stolzen Zuversichtlichkeit zu Werke ging, erweckte er die Vermuthung, als denke er selber hier zu Lande zugleich Gesandter und erster Minister zu werden, einmal einen Einfluß auszuüben wie Seckendorf, nur von der entgegengesetzten Seite her. Wie wäre er aber fähig gewesen, sich mit diesem oder mit Grumbkow zu messen, die alle Untiefen dieses klippenvollen Golfes kannten.

Es liegt am Tage, daß ein Vorfall, wie dieser, den Fortgang der Unterhandlung wieder gewaltig hemmen mußte; auch jetzt aber ward sie noch nicht abgebrochen.

Dazu führte erst ein anderes mit diesen Dingen zusammenhängendes Ereigniß sehr persönlicher Natur, welches an und für sich, das ist in dem was wirklich geschah, vielleicht nicht von so großer Bedeutung war, aber von der größten eben durch die Persönlichkeiten, die darin handeln, und die Rückwirkung die es auf dieselben ausübte.

Fluchtversuch des Kronprinzen und dessen Folgen.

Wir sahen oben, in welchem Zustand Friedrich sich befand, wie sich in ihm die Meinung festsetzte, daß er in der Nähe seines Vaters nicht leben könne.

Schon im Jahre 1729 hat er gedacht, die Reise, die ihm nicht gestattet wurde, eigenmächtig zu unternehmen. Von einem damals in Berlin sehr bekannten Manne, Ver=nezobre, der bei den Lawschen Actien in Frankreich viel gewonnen, und nun davon lebte, sein Geld auf Zinsen auszuthun, lieh er sich eine nach den Umständen ziemlich ansehnliche Summe und bestellte sich einen Reisewagen in Leipzig. Bei diesen Vorbereitungen hatte es aber damals sein Bewenden, besonders deshalb weil der Page Kait, der ihm dabei an die Hand ging, eben in dieser Zeit in wirklichen Dienst trat, und nach Wesel versetzt wurde. [1]

Auch war noch nicht jede andere Aussicht verschlossen.

Einen Augenblick ließen sich die Dinge noch sehr kriegerisch an; das Leben im Felde hätte ihm schon an sich größere Freiheit verschafft: wäre es aber wirklich zu Waffenthaten gekommen, das Glück seinem Muthe günstig gewesen, so würde ein ganz anderes Dasein für ihn begonnen haben. Der Vater selbst hatte ihn oft auf eine Campagne verwiesen.

Statt dessen erfolgte die Aussöhnung; als Hotham nach Berlin kam, fand er den Kronprinzen schwermüthig und niedergeschlagen, was die Theilnahme noch steigerte, die er ohnedies erweckte; er lebte aber bald auf, als er

1. Acta inquisitorialia in puncto desertionis des Obristlieutenants Kronprinzen von des Königs Regiment. — Der Kammerdiener Gummersbach sagt aus, der König habe ihn nach Kaits Entfernung einst gefragt ob das gut sei; er geantwortet: wenn er nur schon früher weggewesen wäre. Ihr Verhältniß erregte also damals Verdacht.

von den Vorschlägen vom 4 Mai unterrichtet ward, die sich so unmittelbar auf seine Zukunft bezogen. Welch eine Aussicht für ihn, in seiner gedrückten und mit Bitterkeiten erfüllten Lage, sich zu einer beinahe selbständigen ehrenvollen Stellung in einem der angesehensten Churfürstenthümer erhoben zu sehen. Er willigte in alles was man von ihm forderte: nach England abgerufen werden zu können, wo dann seine Schwester als Prinzessin von Wales gelebt haben würde, war eher ein Reiz für ihn, als eine Abhaltung. In Kurzem aber zeigte sich, daß wenn es jemals dazu komme, er doch vorher noch manches Jahr der Entsagung nnd des Dienstes vor sich habe.

Wir werden nicht irren wenn wir annehmen, daß eben hierüber seine früheren Gedanken mit doppelter Stärke in ihm erwachten. Wenn er versprach, auch gegen seines Vaters Willen, — denn daß dieser über seine Hand verfügen könne, wollte ihm nicht einleuchten, — die englische Vermählung zu vollziehen, und sich bei seinem Worte anheischig machte, das auszuführen, so lag dem die Absicht zu Grunde, die man auch recht wohl durchschaute, sich durch die Flucht aus der harten Gewalt zu retten, unter der er stand.

Denn täglich ward ihm diese unerträglicher. In jenem Lustlager von Mühlberg, wo die Augen so vieler Fremden sich auf ihn richteten, ward er wie ein ungehorsamer Knabe, sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen sollte, daß man ihn für nichts bes-

seres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte, wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich todtgeschossen, aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen.

In diesem erhob sich hierüber der Gedanke, auf der Stelle davonzugehen. Er hat einmal bei dem sächsischen Minister Grafen Hoym angefragt, ob es wohl möglich sei, daß ein paar Offiziere unangemeldet nach Leipzig kämen. Dieser antwortete, der Gouverneur von Leipzig sei aufmerksam und streng. Hoym hatte eine Ahnung von der Absicht des Prinzen, und warnte ihn, denn er werde sehr genau beobachtet; eine Empfehlung verweigerte er. Der Prinz überlegte, wenn er von hier entfliehe, möchte leicht der Verdacht, ihn dabei begünstigt zu haben, auf den König von Polen fallen, und stand davon ab.

Schon durfte er sich auf eine bessere Gelegenheit Rechnung machen. Friedrich Wilhelm beschloß eine Reise nach Oberdeutschland, oder wie man noch sagte, in das Reich zu unternehmen, wobei er einige Höfe für die damalige Politik des Kaisers im Gegensatz gegen die Verbindung von England, Frankreich und Spanien zu stimmen dachte, und alsdann den Rhein abwärts nach Cleve zu gehen; es war davon die Rede daß der Kronprinz ihn begleiten sollte. Da diese Reise in die Nähe der westlichen

Grenzen führte, so ließ sich dabei am leichtesten an ein Entkommen nach dem Ausland denken.

In dem Vertrauen des Prinzen war damals an die Stelle von Kait der Lieutenant von Katte getreten, ein junger Mann von einiger Bildung, der auf dem Pädagogium zu Halle studirt hatte, sich mit Literatur und Musik beschäftigte; was wir schriftlich von ihm übrig haben, zeigt einen gewissen Schwung des Geistes und viel jugendliche Beredsamkeit; es mag sein, daß er sich in dem Ansehen gefiel, das ihm der vertraute Umgang mit dem Kronprinzen hie und da verschaffte; mit den Dingen des Lebens nahm er es überhaupt noch leicht; bei seinen Freunden galt er mehr für dreist und unbesonnen, als für klug und überlegt.

Mit diesem Freunde, der eine unendliche Hingebung zeigte, wurden nun mancherlei Pläne geschmiedet.

Katte sollte sich z. B. auf Werbung ausschicken lassen und seinen Weg nach Oberdeutschland nehmen: in einem Wirthshaus bei Canstatt, wo die Straße vorüber führt, sollte er der Ankunft der königlichen Wagen warten; ein Diener, kenntlich an einer rothen Feder, sollte das Wahrzeichen abgeben, daß er zugegen sei; unter einem oder dem andern Vorwande wollte dann der Prinz absteigen und während man ihn in dem Wirthshaus glaube, mit dem Freunde und dessen Begleitern auf die bereit gehaltenen Pferde steigen und davon reiten. So viele Gefährten sollte Katte zusammenbringen, daß man

sich gegen einige Leute, durch welche ihnen der König nachsetzen lassen dürfte, auch allenfalls vertheidigen könne. So werde man die nicht weit entfernte französische Grenze erreichen; wahrscheinlich werde im nächsten Jahre der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser ausbrechen, daran könne man Theil nehmen; wenn man sich dabei hervorthue und von sich reden mache, so werde der König seine Meinung schon ändern und sie bitten wiederzukommen.[1] Der Plan einer auf abenteuerliche Unternehmungen begierigen Jugend. Zu den häuslichen Irrungen gesellte sich in dem Prinzen die Unlust, seine Kräfte im Friedensdienst gefesselt zu fühlen, und der Wunsch die Welt zu sehen, sich hervorzuthun.

Zuweilen nahm jedoch die Phantasie ihre Richtung mehr nach England. Im Lager hatte Friedrich eines Tages den Secretär der englischen Gesandtschaft, Gui Dickens, der eben im Begriff stand nach London zu reisen, zufällig getroffen und ihn gebeten, sich am englischen Hofe zu erkundigen, ob man ihn aufnehmen und schützen wolle, wenn er hinüberkomme. Man kann denken wie begierig der Prinz nun war Gui Dickens nach dessen Rückkehr zu sprechen. Den verdachtvollen Zwang unter dem er lebte, zeigt auch die Art und Weise, wie er mit demselben zusammenkam, indem eine andere nicht möglich

1. Verhör des Prinzen zu Mittenwalde 2 Sept. Auf Kattes Einwendungen hat er gesagt: das wäre eine schlechte Sache, die man der Difficultäten wegen unterließe: vielmehr würde sie dadurch um so angenehmer wenn man sie ausführe.

war; es geschah eines Abends um 10 Uhr, unter dem großen Portal des königlichen Schlosses.

Katte führte den Engländer herbei und ging dann auf und ab, Wache zu halten und jede Störung zu verhüten. Die Eröffnungen von Gui Dickens waren aber nicht, wie der Prinz sie wünschte. Er meldete ihm geradezu, man wolle ihn in England nicht haben; Georg II wolle den Schein nicht auf sich laden, als hätte er den Prinzen verführt, darüber könnte sonst ein Feuer an allen vier Enden von Europa aufgehen; man bitte ihn, diesen Gedanken lieber ganz fallen zu lassen; habe er Schulden, brauche er Geld, so möge er nur die Summe nennen, und man werde sie ihm verschaffen. [1]

Nicht sogleich scheint sich der Prinz von der Unwiderruflichkeit dieses Bescheides überzeugt zu haben. Er faßte noch einmal den Gedanken seinen Freund Katte nach London zu schicken, um die Sache besser anzubringen, und hat ihm dafür einst schon eine Art von Beglaubigungsschreiben ausgestellt. Bei besserem Nachdenken fand er jedoch sowohl Katte ungeeignet, als die Sache unausführbar. Und da es wieder zweifelhaft wurde, ob er den König, der darüber einen Augenblick geschwankt hat, begleiten solle, so beschloß er endlich bei sich selbst, wenn dies nicht geschehe, ruhig in Potsdam zu bleiben; wo-

1. Vgl. Informatio ex Actis (die sich hauptsächlich auf Katte bezieht) aus den Sammlungen von König bei Preuß: Lebensgeschichte Friedrichs des Gr. IV, 470 Jugend und Thronbesteigung Friedrichs des Großen 87.

fern es aber geschehe und der König ihn auf die Reise mitnehme, alsdann auf die früheren Entwürfe zurückzukommen und sich bei günstiger Gelegenheit zu entfernen. Junge Leute lieben wohl ihre Entschlüsse von Dingen abhängig zu machen, welche nicht in ihrer Gewalt stehen. Katte versprach alsdann dabei zu sein und Theil zu nehmen.

Endlich erklärte der König, daß der Prinz ihn begleiten solle. Beide Freunde fühlten sich dadurch in ihrem Herzen verpflichtet.

Katte machte es möglich, einst in der Nacht unangemeldet nach Potsdam zu kommen, um mit dem Prinzen eine schließliche Abrede zu nehmen. Doch ließ sich nichts festsetzen, da Katte noch nicht die Zusicherung hatte von der alles abhing, auf Werbung geschickt zu werden. Mochte er dieselbe nun erhalten oder nicht, so kam man überein, daß er nichts thun, überhaupt Berlin nicht verlassen solle ehe er weitere Nachricht von Friedrich habe. Er nahm dessen Kostbarkeiten an sich, ein paar Ringe und Tabatieren, einige tausend Thaler an baarem Gelde, seinen polnischen Orden in Brillanten, von dem jedoch die ächten Steine guten Theils schon herausgenommen waren; damit sollte Katte auf die erste Weisung nachkom-

1. Verhör des Kronprinzen (2 September) wenn er in Potsdam bleibe (gelassen würde), wolle er nicht weggehen: wenn er aber mit dem König wegginge sollte Katte mit ihm gehen. Die Abrede scheint in Folge der Abmahnungen von Gui Dickens so genommen worden zu sein.

men, die Bücher, zu denen ihm Duhan die Schlüssel gegeben, sollten nach Hamburg gebracht werden. Sie durften darauf rechnen, daß auch Kait dann aus seiner Garnison entweichen und sich anschließen würde. Nur die Namen waren bestimmt, die sie führen, doch weder die Zeit wann noch der Ort wo sie zusammentreffen würden.

Am 16 Juli ward die Reise des Königs angetreten. Friedrich Wilhelm ließ sich, wie sein Begleiter Seckendorf sagt, überall patriotisch vernehmen; er suchte die fürstlichen Mitglieder der associirten Kreise zum Beitritt zu einer vom Kaiser gegen seine Widersacher von Sevilla erlassenen Declaration zu bringen; den Franzosen die ihm vorkamen zeigte er, wie wenig er ihnen geneigt sei.

Indeß richteten sich alle Gedanken seines Sohnes dahin, eben zu ihnen seine Flucht zu nehmen.

Die Vorbereitungen die er ohne seinen Vertrauten dazu machen konnte, wollten nun freilich nicht viel sagen. Um nicht durch die Uniform im ersten Augenblick verrathen zu werden, ließ er sich einen Roquelaure von rothem Tuche anfertigen; er meinte, sehr insgeheim, aber jedermann wußte es: gegen einen Verwandten Katte's, der ihm einen Brief von diesem brachte, und den er zu gewinnen hoffte, äußerte er sich sehr unvorsichtig, so daß derselbe die Umgebung des Prinzen, namentlich den mit der unmittelbaren Aufsicht betraueten Oberstlieutenant Rochow warnte, und die Aufsicht um so strenger wurde; [1] nur

1. „Er avertire ihn als ein guter Freund, er möge auf seinen hohen Untergebenen ein wachsames Auge haben."

Eins gelang ihm: er brachte einen Pagen, der den Kö=nig begleitete, Bruder des Lieutenant v. Kait, eben durch die Erinnerung an dessen Beispiel, auf seine Seite, und dieser versprach ihm seine Hülfe.

Vielleicht würde aber doch die Sache noch unterblie=ben sein, wäre nicht zu Feuchtwangen wieder eine Scene häuslichen Haders vorgefallen, wo ihn der Vater bei ei=nem geringen Anlaß heftig anfuhr. [1]

Dem Prinzen trat vor die Seele, was er, da Je=dermann gegen ihn zu sein, die Umgebung des Königs denselben recht mit Absicht gegen ihn zu stimmen schien, künftigen Herbst in den trüben Tagen zu Wusterhausen zu erfahren haben werde; man gelangte nun in die Ge=genden, wo sich die französische Grenze am leichtesten er=reichen ließ: er beschloß es zu wagen.

Er schrieb an Katte, er möge die Sachen nur vor=ausschicken, und alles vorbereiten, um bei der Nachricht, daß er, der Prinz, weggegangen, sofort zu Pferde sitzen und ihn einholen zu können; er nannte ein Schloß des Gra=fen Rothenburg in Frankreich, wo er ihn treffen werde. Dem ältern Kait in Wesel schrieb er, er möge sich nach dem Haag begeben und in der Stille anfragen, ob sie später daselbst Aufnahme finden würden; der jüngere ging ihm bei den zu seinem Entkommen nöthigen An=stalten an die Hand.

1. Wie Katte aus einem Briefe des Kronprinzen angiebt (Ver=hör am 30 Aug.) „bei Gelegenheit daß er ein Messer von der Mark=gräfin an die Erde fallen lassen.“

Die Gelegenheit, die sie ergreifen wollten, war folgende.

Das letzte Nachtquartier vor Mannheim nahm der König nicht weit davon, in einem Dorfe, mit Namen Steinfurt. Noch ging alles sehr einfach her. In dem Dorfe lagen ein paar Scheunen einander gegenüber: in der einen wurde dem König, in der andern dem Prinzen das Nachtlager aufgeschlagen. Beim Schlafengehen sagte der König, er denke am nächsten Morgen nicht wie gewöhnlich um drei, sondern erst um fünf Uhr wegzufahren, da man nicht mehr weit nach Mannheim habe.

Da dachte nun der Prinz, es werde ihm leicht werden, während die übrigen noch im Schlafe seien, davon zu kommen. Kait versprach ihm, um diese Stunde Pferde herbeizuschaffen und ihn zu begleiten.

Der Morgen kam heran: Kait seinerseits ging wirklich nach den Pferden; in erster Frühe erhob sich der Prinz von seinem Lager, kleidete sich an, steckte sein Geld zu sich, nahm seinen rothen Reiserock um und ging hinaus, um die Pferde zu erwarten.

Indessen aber hatte der Kammerdiener, dem der Oberstlieutenant Rochow gesagt, er möge den Prinzen nur bei Nacht in Obacht nehmen, bei Tage wolle er schon für ihn haften, diesem Meldung gemacht, und kaum war Friedrich vor der Thür, wo er sich an einen davorstehenden Wagen lehnte, so erschien auch Rochow, und bot ihm unbefangen guten Morgen.

In diesem Augenblick kam Kait mit seinen Pferden

heraufgezogen. Rochow fragte ihn mit einiger Schärfe, wohin er mit den Gäulen wolle. Kait antwortete, es seien die Pferde, auf denen die Pagen reiten sollten, und damit war denn auch Rochow zufrieden.

Daß der Prinz eben hier, in der Stunde, da man sonst gewöhnlich aufbrach, hatte entfliehen wollen, vermuthete noch immer Niemand. Schon kam auch Seckendorf aus des Königs Scheune, wohin Friedrich seine Schritte gewendet. Rochow fragte ihn scherzend und harmlos, wie ihm der Aufzug des Prinzen in seinem neuen Mantel gefalle.

Endlich war alles auf. Es hatte nichts auf sich, daß der Prinz ein wenig später nach Mannheim kam, als der König; dieser besah die Stadt mit ihm; sie gingen des andern Tags zusammen in die Kirche. Noch wußte Niemand als der Page Kait um das Vorhaben: der Prinz forderte denselben in Mannheim abermals auf, ihm Pferde zu verschaffen.

Kait war aber unfähig diesen Zustand zu ertragen. Er gehörte mit nichten zu den eigentlichen Vertrauten des Prinzen, ward von diesem nur eben jetzt herbeigezogen; er fühlte sich in seinem Herzen beängstigt und unglücklich, daß er den König, dem er diente, täuschen sollte; endlich dort zu Mannheim in einer Bewegung von Gehorsam und Reue warf er sich demselben zu Füßen und bekannte ihm alles.

Hierauf, in einem der churfürstlichen Vorzimmer zu

Mannheim, rief der König den Oberstlieutenant an das Fenster und sagte ihm, daß Friedrich habe entfliehen wollen, — der König sagte es der Umgebung des Prinzen, nicht diese ihm, — hier aber, fuhr Friedrich Wilhelm fort, sei nicht Zeit noch Ort davon zu reden, man müsse warten, bis man in das eigene Gebiet nach Wesel komme; Rochow werde mit seinem Kopfe dafür stehen, daß er den Prinzen dahin bringe, „lebendig", sagte der aufgebrachte Fürst, „oder todt." Rochow antwortete, der Prinz solle nicht entkommen: man könne sich auf die Leute verlassen, die bei ihm seien. [1]

Zunächst nahm man den Weg nach Darmstadt: der Prinz ahnte noch nicht, daß er verrathen sei — er hat noch dort seinen Antrag an Kait erneuert — bald aber mußte es die Behandlung die er erfuhr ihm lehren, wenn es ihm auch Niemand gesagt hat.

Als man nach Bonn kam, suchte der Prinz die Vermittelung Seckendorfs nach; so sehr dieser aber auch sonst in Gnaden stehen mochte, so vermochte er hierin nichts: der König war nicht allein aufgebracht; er vermuthete ein Geheimniß, und wollte einer Sache, die in die Irrungen einschlug, welche ihm die widerwärtigsten auf der Welt waren, schlechterdings auf den Grund kommen.

Am 12 August, des Abends, langte man in Wesel an,

1. Relation welche S. Kgl. Maj. von des Kronprinzen intendirten Retraite mir zu Papier dictirt haben, wie S. Hoheit und übrige darin benannte Personen zu vernehmen wie Mylius.

So spät es schon war, so lud der König den Prinzen sogleich zum feierlichen Verhör vor. Er ermahnte ihn, Gott seinem Herrn und seinem Vater die Ehre zu erweisen, alle Umstände der vorgehaltenen Desertion, denn unter diesem Gesichtspunct einer militärischen Pflichtverletzung faßte er die Sache, zu gestehen.

Der Prinz machte keinen Versuch, zu läugnen: er nannte auch seine beiden Vertrauten, den älteren Kait und Katte, von denen er voraussetzte, daß sie sich gerettet haben würden.

Kait, von einer Weisung des Prinzen erreicht, hatte wirklich einige Tage zuvor Wesel verlassen und war nach Holland gegangen; nur vergeblich versuchte der König seine Auslieferung zu bewirken: er entkam glücklich nach England.

Katte dagegen, immer vorbereitend, aber nichts ausführend, — so viel wir wissen, gewarnt, wenngleich nicht durch den Brief des Prinzen, der nicht an ihn gelangte, ward festgenommen wie dieser.

In Wesel nun, wo noch zwei andere Verhöre Statt fanden, war die Sache nicht zu Ende zu bringen; ohnehin mußte der König, wie vorher bestimmt war, nach Berlin zurückgehen. Die Vorsichtsmaßregeln die er dabei für die Rückreise seines Sohnes nahm, zeigen, welche Besorgnisse sich ihm aus dem schwankenden und halbfeindseligen Verhalten seiner Nachbarn erhoben. Der Termin der Abreise ward geheimgehalten; die Hessischen und

Hannoverschen Gebiete wurden vermieden; aber der König hielt für möglich, daß man auch an andern Stellen dem Reisewagen des Prinzen auflauere, und ihn zu entführen suche. Nicht in Dörfern und Städten, sondern davor ward umgespannt; man aß nur kalte Küche, und diese entweder im Wagen, oder im freien Felde, entfernt von Waldungen und Gehegen; es waren Verhaltungsbefehle für den Fall eines Angriffs gegeben; unter keinen Umständen solle man den Prinzen in die Hände feindseliger Wegelagerer, vermutheter Widersacher gerathen lassen. [1]

Die unverbürgten Erzählungen über die Ausbrüche väterlicher Heftigkeit des Königs bei seiner Rückkehr wollen wir nicht wiederholen: Anordnungen wie die deren wir so eben gedachten, zeigen am besten, in welcher Aufregung er war, welche weitreichende Combinationen, eingreifend in sein eignes Haus ihm möglich schienen: er brannte vor Begierde diese zu entdecken.

Zunächst ward Katte binnen 4 Tagen 3 Mal verhört. Er verfaßte eine ausführliche Erzählung über den Thatbestand, die er Species facti nannte, wobei er nur darin irrte, daß er ein größeres Gewicht auf seine Abmahnungen legte, als denselben zukam; aber der König war damit noch nicht zufrieden, er ordnete eine Specialinquisition gegen ihn an, und wäre sogar nicht abgeneigt

1. Instruction vor den General Buddenbrock, auf was Art er des Königs Sohn Friedrich von Wesel nach Cüstrin wohlverwahrt bringen soll.

gewesen, die Tortur in Anwendung zu bringen; Grumbkow bemerkte ihm aber, das könne zu Verantwortung führen, und es wurde unterlassen.

Auch alle Anderen, die in einiger Beziehung zu dem Prinzen gestanden, wurden vernommen: der Kammerdiener, der Page, Oberstl. Rochow; die Lieutenants Ingersleben und Spaen, mit denen er in Potsdam Umgang gepflogen: sein früherer Untergouverneur Oberst Kalkstein, jener Vernezobre, der ihm das erste Geld geliehen, der Goldschmidt, der ihm Juwelen verkauft und abgekauft; auch ein junges Mädchen, Dorothee Ritter, Tochter eines kurz vorher nach Potsdam gekommenen Schulmannes, die er ein paar Mal an ihrer Hausthüre gesprochen, und der er einige kleine Geschenke gemacht hatte: auf das härteste mußte sie büßen.

Aus den Aussagen, die in den Acten vorkommen, ist unsere Erzählung der Ereignisse zusammengesetzt worden; das Merkwürdigste was außerdem daraus hervorgeht, ist die Haltung des Prinzen.

Er bekennt, daß er sehr Unrecht gethan habe, und sucht sich nicht zu vertheidigen. Nur will er nicht zugestehen, daß sein Fluchtversuch als Desertion betrachtet werden dürfe; so könne man es nicht nennen, daß er sich der Ungnade seines Vaters habe entziehen wollen. Dabei entschlüpft ihm nichts, was seiner Mutter oder seiner Schwester hätte zur Last gelegt werden können. Über die Verhältnisse zu England, auf die sein Vater besonders

begierig ist, die aber nicht so entscheidend gewesen waren, wie derselbe wohl dachte, drückte er sich mit aller Zurückhaltung aus.

Bei einem Verhör, das auf dem Wege nach Cüstrin zu Mittenwalde, am 8 Septbr. mit ihm vorgenommen wurde, mußte er erfahren, daß Katte nicht entkommen sei, und man deutete ihm an, es könne diesem wohl das Leben kosten. Er ließ seinem Vater vorstellen, er möge ihn als den Schuldigen ansehen, und Katte als den Verführten: er, als des Königs Sohn, habe auf jeden Fall die größere Strafe verwirkt; er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wieder finden, wenn Jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte.

So kam er nach Cüstrin, wo er in eigentlich scharfen Arrest genommen ward: in einem Zimmer, das mit neuen starken Schlössern und Riegeln verwahrt wurde; an der Thür standen zwei Wachen, auf der Treppe noch eine; der wachthabende Offizier schlief in dem Vorzimmer: Niemand durfte länger bei ihm bleiben als 4 Minuten. Der König hatte die Artikel selbst aufgesetzt, auf welche hier am 16 Septbr. durch den Generalauditeur Mylius ein neues Verhör mit ihm angestellt wurde. Besonders merkwürdig sind darunter die letzten, gegen die Mylius einige Einwendungen machte, wegen der Folgen, die daraus entspringen könnten: der König wiederholte ihm jedoch den unabänderlichen Befehl, sie dennoch vorzulegen.[1] Der

1. „Ich befehle es euch: es ist meine strenge Ordre, die ich

erste ist: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache; der Prinz antwortete: er glaube nicht gegen die Ehre gehandelt zu haben. Der zweite: ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden; der Prinz: er könne sein eigener Richter nicht sein. Der dritte: ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht; der Prinz: er unterwerfe sich der Gnade des Königs. Es war die schwerste Stunde die er noch erlebt, wo seine Geistesgegenwart auf eine ernste Probe gestellt wurde. Endlich kam Mylius auch mit dem vierten und letzten Artikel hervor: da Friedrich sich der Succession unwürdig gemacht, indem er seine Ehre gebrochen, da er auch sein Leben verwirkt habe, ob er um dieses zu retten auf die Erbfolge Verzicht leisten wolle, dergestalt, daß die Renunciation von dem Reiche bestätigt werde. Der Prinz antwortete gefaßt und besonnen, an seinem Leben liege ihm so viel nicht, aber er denke Se. Majestät werde nicht so ganz ungnädig auf ihn sein. Nach Beendigung des Verhörs stieg ihm die Besorgniß auf, sein Vater wolle ihn in ewigem Gefängniß halten. Er bat die Commission, ihn noch einmal zu hören, was am 1 October geschah. Diese glaubte schon, er werde etwas mehr von dem Antheil Englands bekennen; er blieb aber nur bei den letzten Artikeln stehen, und erklärte, fortwährender Arrest würde ihm unerträglich sein, lieber sei ihm Verzichtleistung

habe selber meinem Secretär in die Feder dictirt; ich befehle euch, meine Ordre auf meine Verantwortung zu exequiren."

oder der Tod. Solle er sterben, so möge man es ihm bei Zeiten sagen: könne er aber durch Renunciation die Gnade des Königs erlangen, so wolle er sich dem Willen desselben darin unterwerfen; der König möge mit ihm machen was er wolle, so werde er ihn dennoch lieben und verehren.

Nachdem die Verhöre beendigt waren, wurde ein Kriegsgericht in Köpenick niedergesetzt, um über den Prinzen und seine Mitschuldigen zu sprechen. Es war nach dem für den militärischen Rang des Prinzen in Anwendung kommenden kriegsrechtlichen Gebrauche aus 3 Generalmajors, 3 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 3 Majors, 3 Capitäns [1] zusammengesetzt; den Vorsitz führte der Generallieutenant Schulenburg, ein Mann, der militärisches Wesen mit sehr ausgesprochenen religiösen Tendenzen vereinigte, ganz wie der König es wünschte. Die beiden Auditeurs Mylius und Gerbett waren zugegen.

Am 25 Octbr. 1713 ward den Versammelten das erste, am 26 das zweite Volumen der Acten vorgelesen. Hierauf schwuren sie, auf die vorgelesenen Acten Recht zu sprechen, nach bestem Wissen und Gewissen, gemäß den königlichen Kriegsartikeln, Rechten und Gewohnheiten: ohne irgend eine menschliche Rücksicht. Am 27 gaben sie nach den verschiedenen Rangclassen ihr Urtheil ab.

1. Die Generale: v. Schwerin, Graf Dönhof, v. Linger; die Obersten: v. Derschau, v. Sterling, v. Wachholz; Oberstlieutenants: v. Weiher, v. Schenk, v. Milagsheim; Majore: v. Einsiedel, v. Lestewitz, v. Lüderitz; Capitäns: v. Podewils, v. Jeetze, v. Itzenplitz.

Was den Kronprinzen anbetrifft, so waren sie alle darüber einig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle zu richten, die in der königlichen Familie Statt gefunden; es würde sogar, sagen die Generale, gegen ihre Pflicht laufen, über dieselben eine solche Nachforschung anzustellen, wie für ein gründliches Urtheil erfordert werde. Die einen bemerken noch, der Prinz sei durch seinen Arrest schon hinreichend bestraft, die andern — die Oberstlieutenants — in den Kriegsartikeln sei nichts enthalten was auf diesen Fall passe. Man sieht, die Meinung des Kronprinzen, daß sein Vorhaben nichts mit Desertion gemein habe, behielt hier die Oberhand. Insgesammt legten sie darauf noch besonderen Nachdruck, daß er sich der Gnade seines Vaters und Königs so vollkommen unterwerfe.

Ich finde nicht, daß König Friedrich Wilhelm das Mindeste hiegegen eingewendet, oder daß er jemals im Ernst daran gedacht habe, seinen Sohn mit dem Tode zu bestrafen. Wahr ist, daß Viele von seiner aufbrausenden Natur, und vielleicht durch eine oder die andere zornige Äußerung veranlaßt, das Äußerste befürchtet haben. Die befreundeten Fürsten versäumten nicht sich für den Gefährdeten zu verwenden: König Friedrich von Schweden erinnerte Friedrich Wilhelm an das Vertrauen, das seine Familie, sein Volk, alle Protestanten zu ihm hätten; König August von Polen, er möge die Sache nicht mit militärischer Strenge, sondern als ein großer Herr mit

Großmuth behandeln; Kaiserin Anna von Rußland sagt, der Kronprinz, von dessen ausnehmenden Fähigkeiten und Eigenschaften man so viel Rühmliches melde, sei gewiß nur auf einen Augenblick durch unbesonnene Leute verführt worden. Eben so drückt sich auch Karl VI in seinem Intercessionsschreiben aus. Noch sei zwar, heißt es darin weiter, der Kronprinz von der Neigung des Kaisers zu dem königlichen Churhaus Brandenburg nicht recht überzeugt, aber diese Verwendung [1] werde ihn davon überführen: von der beständigen Vertraulichkeit der beiden Häuser hange ihre Wohlfahrt ab. Wer wollte leugnen, daß so viele Vorstellungen einigen Eindruck auf den König hervorbringen konnten? Doch dürfte man nicht sagen, daß sie ihn entschieden hätten; auch nicht die kaiserliche, obwohl das Antwortschreiben, die freundliche Annäherung mit einer entsprechenden erwiedernd, dahin zu deuten scheint; Seckendorf dem es überlassen war zu beurtheilen, ob, wann und wie weit sich etwas für den Kronprinzen thun lasse, überreichte das Schreiben, zu dem er selber den Entwurf gemacht, erst am 31 October, als das Urtheil des Kriegsgerichts dem König überreicht und von ihm, in so fern es den Kronprinzen betraf, ohne Widerrede hingenommen war.

Mit dem Urtel dagegen, welches das Kriegsgericht,

1. „Diese aus aufrichtig und liebreichster Neigung — — — ergehende Vorschrift.“ In dem Leben Seckendorfs, wo dies Schreiben sammt den Antworten des Königs und des Kronprinzen zuerst mitgetheilt wurde (IV, 285), wird die Überreichung den 1 Nov. angesetzt. Die Antwort des Kronprinzen war diesem wörtlich vorgeschrieben.

nach einiger Meinungsverschiedenheit über Katte gesprochen, war der König nicht einverstanden.

Von jenen Rangklassen hatten ihn drei, unter andern auch aus dem Grunde, weil er sich mit fremden Ministern eingelassen, und in Sachen gemischt habe die zwischen dem König und seinem Sohn vorgefallen, zum Tode verurtheilt, aber zugleich der königlichen Gnade empfohlen. Die beiden andern dagegen zogen in Betracht daß sein Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen sei, und verurtheilten ihn, — denn sehr schuldig sei er allerdings da es niemals so weit gekommen wäre, hätte er nicht dem Prinzen Vorschub geleistet, — zu immerwährendem Festungsarrest. Der Vorsitzende, der für sich allein eine Stimme führte, gesellte sich der letztern Meinung bei [1], und da auf diese Weise Gleichheit der Stimmen entstand, so vereinigte man sich nach dem in Fällen solcher Art gewöhnlichen Rechtsgebrauch auf das mildere Urtheil, das dem König als das der Gesammtheit vorgelegt wurde.

Dieser meinte, es sei ein Urtheil, aus Menschenfurcht geflossen, und ließ das Gericht am 31 October nochmals zusammentreten, um über Katte anders zu sprechen; das Kriegsrecht blieb jedoch bei seinem Spruch, jede einzelne Classe, und alle zusammen.

Hierauf nahm sich der König vor das Urtheil zu verändern. Eben darum, sagt Mylius, sende man gesprochene

1. Votum des Präsidis: „da die Sache doch nicht zum Effect gekommen, ja noch nicht einmal Zeit und Ort festgesetzt gewesen.“

Urtheile dem souveränen Landes- und Kriegsherrn ein, damit er solche nach seiner umfassenden Einsicht und Machtvollkommenheit entweder mildern oder vielleicht auch schärfen könne.[1] Der König selbst sagt: Katte, obgleich als Offizier der Garde ihm noch mehr als andere persönlich verpflichtet, habe doch „mit der künftigen Sonne tramirt", sich behufs der Desertion mit fremden Gesandten in „Durchstechereien" eingelassen; dadurch habe er das Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, und sich des Todes durch das Schwert schuldig gemacht; würde er ihn schonen, so würde er sich in Zukunft auf Niemand mehr verlassen können, der in Eid und Pflicht bei ihm stehe. Katte wandte sich noch einmal in einem ausführlichen Schreiben an des Königs Gnade. Er klagt sich darin jugendlicher Unbedachtsamkeit und Verirrung an, doch sein Wahn, frei von versteckten Absichten, sein durch Liebe und Mitleiden eingenommenes Herz rufe um Erbarmen: ein verdorrender Baum werde noch eine Weile geschont, er aber werfe schon wieder neue Knospen der Treue und Unterthänigkeit. Der König jedoch blieb unerbittlich; er ließ ihm sagen, es sei besser, daß er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt komme. Er hatte in seinem Sinn festgesetzt, daß Katte auf der Festung von Küstrin, vor des Prinzen Augen, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden sollte.

1. Zumal wo bonum publicum solches erfordern sollte. Mylius in einer nach England bestimmten Deduction.

Dies sein Gebot ward vollzogen am 6 November.

Früh am Morgen erfuhr Friedrich, was ihm zu sehen bevorstand. Er forderte, man möge inne halten und durch eine Staffette dem König melden, daß er, der Prinz, dem Tod oder der Entsagung, oder was schlimmer als beides, dem ewigen Gefängniß sich unterwerfen wolle, wenn der Freund verschont werde. Wer hätte es aber wagen können, der schlechthin befohlenen und schon beginnenden Execution Einhalt zu gebieten? Um sieben Uhr zog ein Commando der Garnison auf dem Wall auf, und stellte sich im Kreis um die bestimmte Richtstätte; bald darauf führte ein Commando von den Gensd'armes der Garde, bei denen Katte gestanden, den Verurtheilten herbei. So wie Katte erkannte, daß er keine Begnadigung hoffen dürfe, hatte er sein ganzes Gemüth dem Troste der Religion geöffnet: der Prediger hatte ihn überzeugt, daß er zur Rettung seiner Seele diesen sauern Weg geführt werde; jetzt erschien er gefaßt und muthig. Es ist ganz wahr, daß die Richtstätte sich unmittelbar unter den Fenstern des Prinzen befand, über der Mühlenpforte bei der Wache.[1] Katte stand schon in der Mitte des Kreises, und man wollte eben sein Urtheil verlesen, als der Prinz, der am Fenster erscheinen mußte, ihm zurief, er möge ihm ver-

1. Bericht des General Lepel am 8 Nov. „Die Execution ist vor seinen (des Prinzen) Augen verrichtet worden und hat der Katte nachdem er sich entblößet das Gesicht gegen ihn gekehret worüber der Kronprinz in Ohnmacht gefallen, und der Capitän zutreten und ihn halten müssen."

zeihen. Katte antwortete: er wisse von nichts, was er ihm zu verzeihen hätte [1], nahm sich selbst das Halstuch ab, und richtete sein Gesicht nach dem Prinzen; die Augen auf ihn geheftet, so wollte er sterben. Friedrich ward bei dem Anblick von einer Ohnmacht ergriffen: als er wieder zu sich kam war alles vorüber; Kopf und Rumpf des Todten zusammengelegt, lag auf dem Platze; er wich nicht von seinem Fenster, bis Nachmittags ein paar Bürger erschienen, den Körper in den Sarg zu legen und wegzubringen; auch alsdann verwandte er bis Abend kein Auge von der Richtstätte; in der Nacht hörte man ihn mit sich selber sprechen; am andern Morgen sagte er, der König habe ihm Katte nicht nehmen können; unaufhörlich stehe ihm derselbe vor den Augen.

Wenn dann der nämliche Geistliche der den Freund zum Tode vorbereitet hatte, bei ihm erschien, und religiöse Gespräche mit ihm anfing, so entstand in ihm der Gedanke, daß auch er über acht oder vierzehn Tage denselben Weg zu gehen bestimmt sei.

Wer kann die Wirkung ermessen, die solch ein Ereigniß, dies heftige Emporstreben aus einem drückenden verletzenden Zustand, und da es mißlingt, die verdoppelte Gewalt der unüberwindlichen Nothwendigkeiten, die das Leben bedingen, der Anblick des denselben zum Opfer fallenden

1. Lepel giebt die Worte an: „Je vous demande mille pardons“, worauf Katte ungefähr geantwortet: „Monseigneur vous n'avez rien à me demander“, was wohl keinen andern Sinn haben kann als den angegebenen.

Freundes, dies Schwanken zwischen Leben und Tod auf eine noch nicht vollkommen befestigte, in ihrer Entwickelung begriffene, großer Dinge fähige Seele ausüben mußte.

Merkwürdig finde ich, daß in dem ganzen Laufe des Verhörs kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Absicht zum Vorschein kommt. Wie ganz anders als etwa bei Don Carlos von Spanien, der in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung seines Vaters gesprochen hat: oder bei dem russischen Alexei, welcher die Absicht in sich nährte, alles rückgängig zu machen, was sein Vater geschaffen, diesen als einen Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete, sich als den gebornen Befreier desselben, nicht von seinem Vater das Reich erben, sondern von dem Kaiser Karl VI eingesetzt werden wollte.[1] Hier könnte man von einer politischen Absicht höchstens bei dem Vater reden, der den Versuchen, von der Fremde her in sein Haus und seine Politik einzugreifen, auf immer ein Ende zu machen entschlossen war: er befand sich ungefähr auf einer Stufe des Staatslebens, wie Cardinal Richelieu hundert Jahre früher, der die Beziehung, in welche sich Spanien zu der höchsten Gewalt in Frankreich setzen wollte, in der Mutter und dem Bruder seines Königs mit gewaltsamem Eifer bekämpfte. Übrigens sehen wir hier nur einen Vater, der seinen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben will; und einen Sohn, in dem sich ein angeborener

1. Einige seiner Geständnisse bei Bergmann Peter d. G. IV, 240, 279. Affanaßjews 283.

Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht ohne Bedenken folgt, dabei auf Abwege geräth, die ihn weiter und weiter hätten führen können, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen.

Indem der Prinz am meisten fürchtete, noch zum Tode verurtheilt zu werden, ließ ihm der König ankündigen, da er durch den Prediger von seiner Reue und Zerknirschung unterrichtet worden, so wolle er einen Anfang der Vergebung machen und ihn aus dem scharfen Arrest lassen. Friedrich wollte es kaum glauben: er hielt es erst für wahr, als man ihm den Brief seines Vaters im Original vorzeigte.

Dieser war jedoch nicht ohne Bedingung. Der Vater wollte keine Erleichterung gewähren, wenn sich der Sohn ihm nicht von neuem durch einen Eid verpflichte.

Friedrich mußte schwören, seinem Vater allezeit getreu und gehorsam zu sein, nie und nimmermehr zu versuchen, sich der königlichen und väterlichen Gewalt desselben zu entziehen; sollte er hinfüro nicht in allen Stücken dem Willen und Wohlgefallen seines Vaters nachleben, so wolle er der königlichen und churfürstlichen Succession auf ewig verlustig sein. [1]

1. Der König an den Prediger 8 Nov. Eine erste Formel hatte der König als ungenügend verworfen. Er ließ den Kronprinzen ausdrücklich erinnern, reservationes mentales kenne man hier zu Lande nicht, worauf dieser sagt, er wisse sehr wohl, daß man einen Eid in der Meinung schwören müsse, in welcher ihn der verstanden, der ihn vorschreibt, wünscht ihn aber vorher zu sehen.

Er schwur dies in Gegenwart der Generale Grumbkow und Glasenapp, und einiger höheren Civilbeamten, die zu diesem Zweck nach Cüstrin gekommen, so wie derjenigen, die ihm jetzt als besonders zuverlässige Leute beigegeben wurden.

Dies waren die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel, und ein königlicher Rath, Wolden, dem die Oberaufsicht anvertraut ward.[1] Auch sie mußten einen Eid schwören, — bei dessen Ablegung sie erzitterten, — daß sie nur Einen Gott erkennen wollten, und Einen König, Friedrich Wilhelm als ihren Herrn.

In deren ausschließendem Umgang sollte der Prinz in Cüstrin, auf dessen Ringmauern er beschränkt war, noch eine strenge Schule durchmachen.

Des Königs Gedanke war schon immer gewesen, ihn in der Verwaltung arbeiten zu lassen: denn ein Fürst, der nichts von Administration und Ökonomie verstehe, gerathe in die Hände der Günstlinge und werde verachtet.

Den Tag nach jener Eidesleistung ward der Prinz in die Kriegs- und Domänenkammer in Cüstrin eingeführt. An einem untenan gestellten Tisch nahm er als Auscultator mit einem der beiden Kammerjunker Platz.[2]

1. Wie es in der Instruction heißt: welche S. K. Mt. dero Kronprinzen Hoheit vorgesetzt, um zu Cüstrin bei ihm zu seyn, und auf ihn Achtung zu geben.

2. Das erste Protocoll einer Sitzung in seiner Gegenwart ist vom 20 Nov. Darin kam eine Beschwerde des Herzogs von Merseburg über ein Verbot sächsischer Waaren besonders Tücher in Frankfurt a. d. O. vor.

Hier sollte er alle Tage von sieben bis halbzwölf, und von drei bis fünf Uhr arbeiten; wir finden die Protocolle der Sitzungen von ihm ebenfalls unten an hinter den Räthen unterzeichnet; in den spätern Stunden sollten dann der Präsident Münchow, oder der Director Hille ihn über die Kammersachen, die er noch nicht verstehe, unterrichten. Er sollte keine Briefe schreiben, auch nicht an seine Geschwister, nur in bestimmten Zeitabschnitten an König und Königin; Musik weder machen noch auch nur hören, Fremde so wenig wie möglich sehen, und nie sollte Jemand von Politik mit ihm sprechen: nur von Gottes Wort und der Landesverfassung durfte die Rede sein. Von allen Büchern der Welt wurden ihm nur drei gestattet, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christenthum; habe er noch Zeit übrig, so könne man ihm die alten Papiere des Markgrafen Hans von Cüstrin, Bruder Joachims II, eines der ersten deutschen Fürsten, welche ächten Sinn für Staatshaushaltung entwickelt haben, aus dem Archiv vorlegen, die möge er studiren. [1]

Der König verwarf den Vorschlag, den ihm Münchow und Hille machten, dem Kronprinzen wenigstens einige Bücher über Finanzen und Polizei mittheilen zu dür-

1. „Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Cüstrinschen Archiv die Schriften und Documente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Sachen divertiren kann: wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten.

fen; aus Büchern, sagte er — wie ganz verschieden von seinem Sohn — lerne man nichts, durch unnütze Lectüre sei der Prinz eben verdorben worden. Wir finden, daß hierauf den Acten jenes alten Markgrafen auch in Berlin nachgefragt wird.

Man meinte den König zu gewinnen, als man ihm nicht lange nach dem Anfang ein Project über Verbesserung der Spinnwerke in Preußen, das der Prinz verfaßt habe, einschickte. Der König wollte einmal nicht glauben daß es von ihm herrühre: überhaupt aber sollte er sich nicht mit Verbesserungsentwürfen beschäftigen, sondern Anschläge von Grund und Boden machen lernen, sich um die Viehzucht bekümmern, denn er müsse erfahren, wie viel Mühe es einem Bauern koste, so viel Groschen zusammenzubringen, als zu einem Thaler gehören: um damit einst rathsam umzugehen. Im Mai brachte Friedrich wirklich einen Arrendeanschlag nach einer aufgegebenen Morgenzahl zu Stande, den man dem König schickte; Hille sagt, weder er noch der Präsident könne einen besseren machen; der Prinz habe es vortrefflich gelernt.

Und noch eine andere Sache kam in den ersten Monaten zu Cüstrin vor, von zartestem Inhalt, die oben berührte religiöse Meinungsverschiedenheit. Des Königs Geblüt wallte ihm auf, wenn er bedachte, daß sein Sohn an der calvinistischen Lehre von der Prädestination festhalte, nach welcher dann, so verstand er sie, einige nichts als Gutes, andere, zur Verdammniß vorbestimmt, nur Böses vollbringen könnten; er fand das unbiblisch und

seelenverderblich. Friedrich aber war in den Beweisen für diese Ansicht sehr gut bewandert; ich denke, daß die theologischen Aufsätze von seiner Hand, die Katte nach seiner Aussage bei ihm gesehen hat, diesen Punct betrafen, der ihm der wichtigste war: er wußte, daß auch Luther anfangs eine verwandte Meinung behauptet habe, und wollte sie nicht fahren lassen. Unaufhörlich disputirte seine Umgebung mit ihm darüber. Zuerst brachte man ihn zu der Erklärung, er halte die Lehre mehr für philosophisch, als für theologisch, ohne Werth für das praktische Christenthum; aber der König antwortete, das sei eine Ausflucht: er müsse leider befürchten, daß sein Sohn nicht ehrlich zu Werke gehe. Dann gab sich Hille, ein Mann von allgemeiner Bildung und nicht ohne Geist, in Gesprächen so wie in Briefen Mühe, die schlimmen Consequenzen jener Ansicht zu entwickeln. Da der Prinz diese nicht zugeben wollte, so suchte man ihm zu beweisen, daß er dann zu einer Auffassung genöthigt werde, bei der alles eigentlich nur ein Wortstreit sei. Hille behauptet, das habe den Prinzen überwunden. Von Friedrich selbst wissen wir nur daß er sagt, er wolle für seine Meinung nicht zum Märtyrer werden.

Der König war höchlich zufrieden, als er von dieser Annäherung erfuhr; er ließ sich nun etwas gnädiger ver-

1. Gegen den Prediger Müller benutzt der Prinz gleichnißartige Argumente, z. B. von den Rädern in einer Uhr, die aber in einander greifen müssen: die Stelle 2 Petri 2, 1 war ihm in dieser Beziehung noch neu. Dagegen stützte sich Friedrich auf Römer 9.

lauten und schickte Predigten um den Prinzen vollends des Irrthums zu überzeugen, worin er geschwebt habe.

Ob dies aber nicht der Weg war, ihm beide Meinungen zu verleiden? Wenn die eine nicht als folgerecht erschien, und die andere zu Folgerungen führte, die anderen unantastbaren Grundsätzen widersprachen, mußten sie einem forschenden Geiste beide gleichgültig werden.

Zuweilen empfand Friedrich die Unterwürfigkeit in der man ihn hielt sehr bitter; es fuhr ihm wohl eines Tages durch den Sinn, sich hier im Gefängniß nochmals in Widerspruch gegen seinen Vater zu setzen und umzukommen mit Ehren. Man überzeugte ihn aber, daß auch das Ertragen von Widerwärtigkeiten Ehre mache.

Darin bestärkten ihn ohne Zweifel die Briefe, die zuweilen anonym, mit verstellter Hand geschrieben, an ihn gelangten, wahrscheinlich von seiner älteren Schwester, worin eine feurige Bewunderung seiner Haltung ausgesprochen wurde [1]: so viele Selbstbeherrschung lege er an den Tag, er thue nie etwas, als was an der Zeit, in allen Dingen sei er vollkommen; er wisse sein großes Herz den Geboten der Vernunft zu unterwerfen.

An und für sich wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, den Willen des Königs vollkommen zu vollstrecken.

1. Es heißt von ihm:
Celui ci est parfait en toutes ses actions,
Maitre de ses passions il sait les commander,
Son grand coeur est soumis aux loix de la raison
Il ne fait jamais rien qui ne soit de saison.

Der König konnte anordnen, daß sein Sohn nie einen Franzosen sehen, kein französisches Buch, keine französische Zeitung lesen sollte — von Zeitungen überhaupt nur die Berliner, Hamburger und die Intelligenzblätter — aber das erweckte in diesem vielleicht nur eine um so stärkere Vorliebe für das Französische. Verse in dieser Sprache zu machen ließ er sich nicht nehmen, selbst wenn man ihm sagte, daß sich das für ihn nicht schicke: es sind deren noch übrig, worin er sich über seine Widerwärtigkeiten tröstet, nicht ohne Spuren von einem Geist, dem diese Ausdrucksweise einmal zur andern Natur werden sollte.[1] Man nahm mit Erstaunen wahr, wie ganz ihn der Geschmack daran beherrsche; Hille meint, eine epigrammatische Wendung mache dem Prinzen mehr Vergnügen, als der einfache gesunde Menschenverstand, mit weisen Lehren erreiche man nichts bei ihm, man müsse ihm die lächerliche Seite der Dinge zeigen. Friedrich hat wohl selbst seinen Zustand durch scherzhafte Ordres ironisirt, die mit allen Förmlichkeiten des Kanzleistyls abgefaßt sind.

Seine Umgebung, die in ihm immer den Prinzen erblickte, ihren künftigen Herrn, sah ihm alles nach, was irgend mit den strengen Befehlen die sie hatte zu vereinigen war.

1. Hille an Grumbkow 18 Dez. 1730. Dites ou ecrivez lui tout ce, que vous voulez; si cela n'est pas assaisonné de quelques traits d'esprit, il s'en moque. S'il y en a, il admire, il pèse avec exactitude s'il y en a trop ou trop peu du sel attique: mais pour ce, qui est du reel il se ne met pas guère en peine.

Auch Grumbkow näherte sich: da der Prinz und seine Gesellschaft einige Mal darin fehl gegriffen, gab er endlich an, was man von Cüstrin aus an den König zu schreiben habe, um denselben zu gewinnen, und was zugleich an ihn selbst, in ostensiblen Briefen.

Hierauf, und nachdem nun auch ein Jahr der Buße vergangen, entschloß sich der König, seinen Sohn wiederzusehen. Die Zusammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Cüstrin Statt: am 15 August 1731. Ich will sie nicht schildern, da man sie schon kennt [1], und einiges von Seiten des Prinzen für den Fall vorbedacht war. Aber als der König mit väterlicher Wärme ihm vorstellte, was daraus erfolgt sein würde, wenn sein Plan gelungen wäre, besonders wie unglücklich die Königin darüber hätte werden müssen, ihn fragte, warum er doch einen Vater anfeinde, der nur für ihn arbeite, und damit nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne, fühlte sich Friedrich überwältigt; wenn wir uns so ausdrücken dürfen, das Erz das sein Herz umgab ward gebrochen; er empfand, daß der König ihn wirklich liebe; so warf auch er sich demselben mit einer Hingebung zu Füßen, und drückte ihm ein kindliches Gefühl aus, das jenseit aller Vorbereitung lag. Er bekannte Einiges was er bisher allezeit verborgen gehalten; sie schienen auf immer versöhnt. Man müßte blind sein, sagt Hille, wenn man darin nicht den Finger der Vorsehung erkennen wollte.

1. Nachricht von Grumbkow an Seckendorf bei Förster III, 50.

Der Prinz bekam hierauf die Erlaubniß, zuweilen Cüstrin zu verlassen nnd die nächsten Ämter zu besuchen.

Er war jetzt dahin gebracht daß er es als ein Glück empfand wieder freie Luft athmen zu können. Es gewährte ihm mehr Vergnügen durch das Feld dahin zu reiten, als der Jagd zu pflegen, obwohl auch das letzte geschah, und dem Vater, der es gerne hörte, ein ausführlicher Bericht darüber zugestellt ward.

Vorzüglich wurden die Ämter bereist: Quartschen, Carzig, Wollup. Einen nicht geringen Eindruck machte es ihm, als er hörte, das letzte habe früher nur 1600 Thlr. eingetragen, und sei durch seines Vaters Einrichtung bis auf einen Ertrag von 22000 Thlr. gebracht worden. Er besah sich dann Gebäude, Vieh, Acker, das ganze Gebiet und fand daß es noch neuer Verbesserungen fähig sei, besonders wenn man die Brüche austrockne, die keinem Menschen etwas nützen.

Eine so vollkommene Umgestaltung der Denkart wie der Vater sie beabsichtigte, war in dem Prinzen nun nicht hervorgebracht. Viel zu energisch, und von Natur eigenthümlich geartet war dieser Geist, als daß er sich jemals einem andern hätte unterwerfen können. Aber die Cüstriner Schule, der Umgang mit Männern, die ihm zwar Schonung und Rücksicht bewiesen, doch auch die Wahrheit sagten [1], brach die bisherige Einseitigkeit seiner Rich-

1. Hille rühmt sich dessen einst: nous avons assez de courage pour dire les choses comme elles sont et sans flatterie.

tung. Man bemerkte bald daß er Sinn nicht allein für Vergnügen und literarisch Geistreiches hatte, sondern auch für den Ernst und die Arbeit. Er ergriff die cameralisti=schen Studien mit einem Eifer, den man ihm nicht zu=getraut hätte, und nachdem er über die ersten Schwierig=keiten derselben hinweggekommen, fing er an die Ideen, die sie ihm darboten, auf seine Weise zu combiniren, und der Verwaltung eine Theilnahme zu widmen, die aus Ver=ständniß entspringt. Auch zum Soldatenstande zeigte er jetzt eine freiwillige Neigung. Er sprach den Wunsch aus eine Compagnie in Cüstrin, eine andere in Frank=furt zu haben, um zugleich dem Dienste leben und seine landwirthschaftlichen Beschäftigungen in der dortigen Ge=gend fortsetzen zu können. Der König wollte es noch nicht glauben, denn es überstieg seine Erwartungen, doch war es ohne Zweifel sehr ernstlich gemeint.

Unter den Entwürfen, die unzweifelhaft von Friedrich stammen, finden sich zwei, die von großer Merkwürdigkeit sind, der eine über die Nothwendigkeit den preußischen Handel durch die Herabsetzung der inneren Zölle zu heben, und die Vortheile zu benutzen, welche der Besitz der Oder=mündungen und eine so große Strecke der Ostseeküste in sich schließe; der andere von politischer Natur. Darin wird die geographische Unhaltbarkeit der preußischen Mo=narchie besprochen. Der Prinz findet, im Osten sei der Besitz von Westpreußen und des noch schwedischen Pom=mern unentbehrlich: im Westen werde Cleve sich erst ver=

theidigen lassen, wenn man auch Jülich und Berg besitze. So viel wir wissen hat der König diesen Aufsatz nicht gesehen, aber Seckendorf wußte ihn sich zu verschaffen und schickte ihn an den Prinzen Eugen. Der zeigt sich in seiner Antwort ganz erstaunt über die weitaussehenden Ideen dieses jungen Herrn, der wohl noch flüchtig und unüberlegt, aber lebendig und vernünftig sei, so daß er seinen Nachbarn einmal gefährlich werden könne. Schon machte er bei jedem der ihn sah, den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit. Feldmarschall Schulenburg war erstaunt, wie er die Offiziere seines Regiments die er ihm vorstellte, empfing, beinahe wie ein König: er fühle was er sei; er werde es einst zeigen.

Noch waren aber die Fäden nicht alle angeknüpft, an denen sich sein persönliches Leben entwickeln sollte. Indem sich Friedrich zu Gedanken erhob, die ganz anders als die weitfliegenden Pläne, denen er sich früher hingegeben, zugleich praktisch und kühn erscheinen, dachte sein Vater, um jede weitere Abweichung unmöglich zu machen, nun doch darauf, ihn unverzüglich zu vermählen.

In Mitten der Mißverständnisse, selbst nach dem Hothamschen Begegniß, hatte der Londoner Hof auf seine Entwürfe einer Familienverbindung nicht Verzicht geleistet. Er war sogar geneigt, damit eine Annäherung an Östreich in Verbindung zu bringen, wie Friedrich Wilhelm zuletzt gefordert: noch im September 1730 hat

Harrington eine Eröffnung in diesem Sinne gemacht. Eben damals aber stellte sich bei den Untersuchungen über die Flucht des Kronprinzen heraus, daß die englischen Bevollmächtigten, wenn sie auch nicht so weit gegangen sein sollten wie man vermuthete, doch die Beziehungen desselben zu ihrem Hofe vermittelt, seine Anfragen nach Hause besorgt, ihm Antworten, wiewohl nicht immer eines Inhaltes wie er ihn wünschte, mitgetheilt hatten.[1] In dem Eifer der Entrüstung, die hierüber in ihm aufstieg, ließ Friedrich Wilhelm dem englischen Geschäftsträger, Gui Dickens, mit amtlicher Bestimmtheit erklären, daß von einer Vermählung zwischen den Kindern beider Häuser, weder einer doppelten, also des Kronprinzen, noch einer einfachen, also nicht einmal seiner Prinzessin mit dem Prinzen von Wales, die Rede sein könne; er wolle, sagt er in einer seiner Randbemerkungen, keine englische Prinzessin in seinem Hause sehen, eben so wenig aber eine der seinen in das englische geben, unter keiner Bedingung, wäre sie auch noch so vortheilhaft. Hiedurch erst wurden diese Verhandlungen auf immer abgebrochen. Im Frühjahr 1731 ward die Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Baireuth verlobt; der König suchte

1. König an Chambrier 16 Sept.: Vous ne devez pas dissimuler, que la cour d'Angleterre n'avait pas ignoré que le prince meditoit son evasion que le chevalier Hotham avoit été consulté par le prince sur l'exécution de ee projet etc., so wie an Keppel: man hätte ihm davon Mittheilung machen müssen „si l'on avoit voulu agir en ami avec moi.“

für seinen Kronprinzen eine Gemahlin aus einem anderen Hause.

Schon früher und dann von Zeit zu Zeit immer wieder ist die Behauptung aufgetaucht, daß von einer Vermählung des künftigen Königs von Preußen mit der Erbtochter von Östreich die Rede gewesen sei [1], und man wird neugierig zu erfahren, ob jemals ein solcher Plan gefaßt worden ist. Ich habe darüber nichts gefunden, als eine Aussage Katte's, nach welcher der Prinz geklagt hat, er werde von Seckendorf und Grumbkow zu einer Vermählung mit einer katholischen und kaiserlichen Prinzessin gedrängt. In dem Gefängniß hat dann Friedrich wohl auch einmal hören lassen, um seinen Vater zu begütigen, sei er nicht abgeneigt, sich mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, vorausgesetzt, daß er die Religion nicht zu ändern brauche. Dabei haben aber, wie es scheint, Mißverständnisse obgewaltet. Die beiden Minister haben standhaft geläugnet, jemals einen ähnlichen Gedanken gehegt zu haben, und gewiß ist er weder dem König noch auch dem Kaiser in den Sinn gekommen. In Wien dachte man zwar längst nicht mehr an Don Carlos, wie sich ja auch die Politik in ganz anderen Bahnen bewegte. Aber am Hofe lebte der junge Franz von Lo-

1. In den kurzgefaßten historischen Nachrichten zu Behuf der neuen europäischen Begebenheiten 1730 37 St. war von einer Reise des Kronprinzen nach Wien, zugleich der Errichtung der Hofstatt der Erzherzogin die Rede, mit dem Zusatz, daß das auf eine hohe Mariage deute; der Artikel machte damals viel Aufsehen.

thringen, zu dem die Erzherzogin eine frühe Neigung faßte, die mit ihr aufwuchs. König Friedrich Wilhelm erklärte sich von Anfang an ganz damit einverstanden; keinem andern als dem gönne er diese reiche Erbin; an seinen Sohn zu denken, verbot ihm schon die Religion, deren Gegensatz, durch die Natur beider Staaten und die Sinnesweise beider Familien getragen, ein unübersteigliches Hinderniß bildete.

Etwas näher ist der König auf einen andern Gedanken eingegangen, der damals aufkam, den Kronprinzen mit der präsumtiven Erbin von Rußland zu vermählen.

Es war Anna von Meklenburg, Enkelin Iwans, des älteren Bruders Peters I, deren Rechte auch bald darauf von ihrer Tante, Kaiserin Anna, anerkannt worden sind. Am Russischen Hofe gab es eine Stimme dafür. Der damals in den auswärtigen Angelegenheiten wirksamste Minister Ostermann hat gesagt, wenn er dies Meisterstück der Politik vollbringe, so werde er sich auf immer Ruhe gönnen. Friedrich Wilhelm aber machte Bedingungen, die nimmermehr zu erlangen waren: Beibehaltung der Religion nicht allein für den Prinzen [1], sondern auch für alle aus der Ehe entspringenden Kinder; und sodann: unmittelbare Eidesleistung der ganzen russischen Armee

1. Nach einem Bericht vom 10 Jan. 1731 wäre man nicht abgeneigt gewesen, dies zuzugestehen, die Prinzessin jedoch werde übertreten müssen: doch sey der Erzbischof von Nowgorod, der sie unterrichte, im Herzen gut lutherisch. — Unter andern Einwürfen erscheint auch der, daß man nicht wisse, ob sich nicht Kaiserin Anna noch vermählen und ob nicht später die Nation die Prinzessin Elisabeth vorziehen würde. —

an denselben, als dereinstigen Nachfolger. Auch dann aber wäre noch immer die wichtigste Frage übrig gewesen, in welches Verhältniß der preußische Staat zu dem russischen Reiche treten würde; denn eine Vereinigung von beiden hätte ganz Europa in Bewegung gesetzt. Der Kronprinz, den man einmal gefragt hat, ob er, wenn die Sache zu Stande komme, geneigt sei, auf die preußische Krone Verzicht zu leisten, antwortete, er wolle eine so große Thorheit nicht begehen; wenn er es thäte, so meinte man, er würde es nicht halten sondern beim Tode seines Vaters an der Spitze einer russischen Armee an den Grenzen erscheinen und sein angestammtes Erbe zurückfordern.

Es war überhaupt nicht bestimmt, daß diese mächtig aufwachsende geistige Kraft dem einen oder dem andern der benachbarten Reiche zu Gute kommen sollte; Friedrich Wilhelm hatte sehr Recht, wenn er eine Prinzessin für ihn suchte, die weder einen bedeutenden Einfluß an seinem Hofe ausüben, noch ihn in anderweite Verwickelungen abziehen könnte: Preußen sollte vor allen Dingen preußisch bleiben.

Da richtete er nun sein Augenmerk auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern.

Die Gemahlin Kaiser Karls VI stammte aus diesem Hause, war die Tante der Prinzessin, und es ist kein Zweifel, daß die östreichische Politik, — im tiefsten Geheimniß, von dem kein Mensch, außer Grumbkow, nur eine Ahnung haben durfte — durch ihren gewandten Vertreter

den Absichten des Königs diese Richtung zu geben gesucht hat. Man glaubte erst dadurch den englischen Entwürfen vollends ein Ende zu machen, und den Kronprinzen auf beständig an das Haus Östreich zu knüpfen.[1] Man setzte voraus daß der Prinz von seinem Vater nur kärglich bedacht werden würde, und zeigte sich sehr bereit, ihn in diesem Falle mit Geld zu unterstützen.

Dem König mochte es ganz angenehm sein, daß die Prinzessin eine Verwandte des kaiserlichen Hauses war, hauptsächlich aber fand er zu rühmen, daß sie, wenn auch nicht eben schön, aber bescheiden und gottesfürchtig sei, mit ihm und seiner Gemahlin werde leben können. Anfang Februar 1732 schlug er sie dem Prinzen vor, versprach ihm, daß er auf Reisen gehen sollte, sobald er Erben habe, und forderte ihn auf, sich so rasch wie möglich zu erklären.

In demselben Sinne schrieb Grumbkow. Er schilderte die Prinzessin, die mit ihren Eltern eben damals nach Berlin kam, absichtlich minder vortheilhaft, damit Friedrich sich angenehm überrascht fühlen möchte, wenn er sie sehe; er ließ, auf Seckendorfs Wunsch, — denn eine Unwahrheit erregte ihnen kein Bedenken — sogar einfließen, der kaiserliche Hof habe die Reise der Bevernschen Familie nicht gern gesehen, um nicht in den Verdacht zu

1. Prinz Eugen fordert den Grafen Seckendorf (29 Jan. 1732) auf, alles mögliche unter der Hand anzuwenden, damit des Königs Entschließung je eher je besser zu Stande kommen möge: wozu etwa die Anwesenheit des Herzogs von Lothringen und wann der Prinz Bevern sich mit ihnen nach Berlin verfüget, eine nochmalige Gelegenheit geben dürfte.

gerathen, als wolle er sich in die Familienangelegenheiten des preußischen Hauses, namentlich des Kronprinzen, mischen, dem man in der Wahl seiner Gemahlin vielmehr volle Freiheit lassen sollte.

Noch einmal gerieth Friedrich in die größten Wallungen seines Gemüthes. Auf der einen Seite sah er den Vater, der es im Grunde gut meinte, dessen Zorn zu erwecken entsetzlich war; wenn er sich fügte, konnte er auf ein ungleich freieres und ruhigeres Leben rechnen; sogar eine Reise war ihm in Aussicht gestellt, und er bemerkte kaum, an welche Bedingungen sie geknüpft ward. In einem Augenblick wo er sich hievon durchdrungen fühlte, schrieb er dem Vater: selbst wenn die Schilderung der Prinzessin wie er sie mache, zu günstig für sie wäre, so würde er sich doch in Allem seinem Willen fügen.

Sogleich darauf aber erhoben sich ihm entgegengesetzte Betrachtungen.

Sollte er sich für alle Zukunft an ein Verhältniß binden, das ihm wahrscheinlich unerträglich werden mußte? Er fürchtete, sich einer wenig erzogenen Gemahlin schämen zu müssen, sich neben ihr Jahr aus Jahr ein zu langweilen: von übereinstimmender Gemüthsart und schön müsse die Frau sein, mit welcher er leben solle, lieber zu frei, als zu tugendhaft; am wenigsten könne er eine Fromme ertragen, die ein halb Dutzend Heuchler in ihrem Gefolge habe. Kaum war der Brief an den König abgegangen, so schrieb er in dem entgegen-

gesetzten Sinne an Grumbkow. Unglück gegen Unglück, sagt er, alles sei ihm einerlei; für die Verirrung, die er begangen, sei er genug gestraft: er wolle nicht die Verpflichtung eingehen, für immer unglücklich zu werden, lieber mache er durch einen Pistolenschuß allen Qualen ein Ende; Gott werde ihn nicht verdammen, wenn er sich von einem unglücklichen Dasein befreie. [1]

Grumbkow, dem der König voller Freude den ersten Brief gezeigt hatte, erhielt am andern Morgen den zweiten an ihn gerichteten. Man muß gestehen, er hatte jetzt guten Grund, sich dem Prinzen zu widersetzen. Er führte demselben zu Gemüthe, daß er zu früh, ohne Kenntniß der Sache verzweifle; was wolle er thun, wenn ihn Gott dereinst mit wahren Unglücksfällen heimsuche? Besonders aber sprach er so nachdrücklich wie möglich aus, daß der Prinz hiebei nicht auf ihn zählen dürfe; er werde ihm dienen, so weit es der Dienst des Königs zulasse, aber nicht einen Schritt weiter. Wolle der Prinz den Don Carlos (des St. Real) spielen, er wolle nicht den Herzog von Grammont machen.

Indem Friedrich diese schroffe Zurechtweisung bekam, traf auch die Antwort des Königs ein, der sich glücklich darüber zeigte, daß er einen so gehorsamen Sohn habe, und ihn anwies, sein Quartier in Cüstrin aufzusagen, alles zu bezahlen, mit Sack und Pack nach Berlin zu kom-

1. Je crois que le bon dieu ne me damnerait pas pour cela et ayant pitié de moi en échange d'une vie miserable, m'accordera le salut.

men. Die Zeit der Ankunft bestimmte er in seiner Weise auf das genaueste, Dienstag den 26 Febr. Abends 6 Uhr; es war der Fastnachtsabend. Sollte Friedrich Bedenken tragen, den Ort seiner Gefangenschaft und Verbannung zu verlassen? Er kam zur festgesetzten Stunde.

Am Hofe vermißte man bei seiner Erscheinung etwas von der jugendlichen Anmuth, von der raschen Hingebung an Personen und Dinge, welche man früher an ihm geliebt hatte.[1] Er war größer und stärker, besonnener, kälter, überhaupt männlicher geworden.

Dem König aber durfte er nicht wagen sich zu widersetzen, auch nicht in dieser persönlichsten Sache. Schon den 28 schritt Friedrich Wilhelm dazu, denn Verzug kannte er nicht, die Heirath zu Stande zu bringen. Nachdem er den Herzog und die Herzogin von Bevern in Person um ihre Einwilligung ersucht hatte, ward Friedrich herbeibeschieden. Da er erklärte, daß er keinen Widerwillen gegen die Prinzessin fühle, rief man auch diese, die dann als ein gutes Kind antwortete, sie werde alles thun, was Vater und Mutter von ihr forderten, die Person des Prinzen mißfalle ihr mit nichten. Der König bestand darauf, daß dieser sofort seinen künftigen Schwiegereltern zum Zeichen kindlicher Ehrerbietung die Hand küsse.

So eben war auch Herzog Franz von Lothringen

1. Schon im November 1731 hatte er der Hochzeit seiner Schwester beiwohnen dürfen; sie erstaunte über die Veränderung die in ihm vorgegangen war. Mém. de Baireuth I, 343.

nach Berlin gekommen, und ward hier auf das beste empfangen. Der König ließ die großen Grenadiere zu Potsdam ihre Übungen vor ihm machen, die Geschütze von Berlin bei seiner Ankunft abfeuern, Bataillone, deren Paraden er besuchte, ihm ein Vivat bringen, und was dem mehr ist.[1] In seiner Gegenwart ward die feierliche Verlobung des Kronprinzen am 10 März vollzogen. Die beiden jungen Herren schienen gute Freundschaft mit einander zu schließen.

Den andern Tag führte der König den Kronprinzen in das Generaldirectorium ein, für den Anfang unter der Bedingung, daß er noch nichts entscheiden, sondern nur erst suchen solle sich zu unterrichten; habe er Zweifel, so möge er nicht widersprechen, sondern die alten Resolutionen des Königs nachsehen. Er beförderte ihn gleichsam, wie einen seiner Räthe, von der untern zu der obern Behörde. Auch in das Militär ward der Prinz wieder aufgenommen, zum Obersten und Chef des bisher Golzschen Infanterieregiments das in Ruppin stand erklärt. Er hatte seine Freiheit wieder, aber man sieht, um welchen Preis, und mit welcher Verpflichtung zum strengsten Gehorsam.

Der König äußerte viel Genugthuung über den Gang dieser Dinge. Man habe ihm in seiner Familie Gesetze geben, ihm vorschreiben wollen, mit wem er seine Kinder verheirathen solle und mit wem nicht; dann habe er zugelassen,

1. Zeitungsartikel in Faßmanns Fr. Wilhelm I, 429.

daß von der russischen Vermählung gesprochen und die ganze Welt darüber in Wuth gesetzt worden, aber nie sei seine Meinung dahin gegangen; endlich habe er allem Gerede ein Ende gemacht und bewiesen, daß er eben so gut Herr in seinem Hause sei, als andere in dem ihrigen.

Wenn der König diese Angelegenheit als eine durchaus persönliche, individuell-hausväterliche begriff, so wissen wir doch schon, wie der Ehrgeiz der stolzesten politischen Unabhängigkeit in ihm damit zusammenhing; wir mögen wohl noch eine andere Bemerkung hinzufügen.

Nicht in jedem Stadium des politischen Daseins ist einem Volke und Staate die enge Verbindung mit einem andern ersprießlich; und man darf fragen, ob in dem damaligen die eigene Entwickelung von Preußen durch eine so genaue Allianz mit England wie die beabsichtigte, gefördert werden konnte. England war zu stark, als daß es bei dauernder Bundesgenossenschaft nicht die schwächere Macht durch sein natürliches Übergewicht in Schatten gestellt oder mit sich fortgerissen hätte. Und ferner, wenn die englische Cultur, die sich eben in großen und glänzenden Werken erhob, einen gleichsam öffentlich berechtigten Einfluß in Berlin erhielt, welches ohnehin so viele fremdartige Bestandtheile in sich schloß, so muß zweifelhaft erscheinen, ob es dann dem eigenthümlich deutschen Wesen nicht doch zu schwer geworden wäre, sich selbständig durchzuarbeiten. Wenigstens hätte alles eine andere Gestalt angenommen. Der Kronprinz, als Statthalter von Hannover in eine immer unterge-

ordnete Verbindung mit dem englischen Hofe gezogen, hätte sich einmal mit aller Gewalt wieder davon losreißen müssen, oder er wäre nie der Preußische Friedrich geworden.

Wir werden später sehen, welchen Weg er ging, um trotz der Beschränkung die ihm auferlegt war, sich doch in Zusammenhang mit der allgemeinen Bildung und den geistigen Tendenzen der europäischen Welt zu setzen; zwischen den Stürmen, die nun ausgetobt, und dem Antritt seiner Regierung war ihm noch eine geraume Zeit vergönnt, die er hiezu benutzte. — Jetzt wenden wir unsern Blick noch einmal auf die politischen Folgen dieser Verwickelungen.

Es ist unleugbar daß sie hauptsächlich dem Hause Östreich zu Statten kamen.

Die englische Regierung sah sich genöthigt, auf die unmittelbare Herstellung eines guten Verhältnisses mit Östreich zu denken. Hätte sie Preußen, wie sie wünschte, gewonnen, so würde der Kaiser haben nachgeben müssen. Wären jene Vermählungen auch nur ohne politische Allianz zu Stande gekommen, so würde Preußen eine Stellung zwischen beiden Mächten ergriffen und die Vermittelung in die Hände genommen haben. Jetzt näherte sich der englische Hof dem kaiserlichen, eher im Gegensatz mit Preußen. Er konnte es nicht aufschieben, da der friedliche und ungestörte Handelsverkehr mit Spanien und dessen Colonien, den die englische Nation vor allem wünschte, ohnedies nicht herzustellen war. So lange die spanischen Besatzungen nicht in die dem Don Carlos

bestimmten Plätze aufgenommen worden, war der Tractat von Sevilla unvollzogen, die spanische Regierung fühlte sich dadurch wenig gebunden, und ließ die Engländer fortwährend ihre Verstimmung empfinden. Den kaiserlichen Hof zur Einwilligung zu vermögen, gab es aber, wie die Dinge standen, kein anderes Mittel, als daß man ihm in der Angelegenheit, die ihm am meisten am Herzen lag, der Festsetzung der Erbfolge die Hände bot. Das hatte jetzt weniger Schwierigkeiten als früher, da an die spanischen Vermählungen nicht mehr zu denken war, und es erschien sogar wünschenswürdig, weil sich am französischen Hofe immer deutlicher sehr einseitige Pläne in Bezug darauf hervorthaten. Und so zeigte sich England zu diesem Schritte bereit, wofern Östreich die auf der andern Seite nöthigen Concessionen gewähren wollte: wozu sich dies sofort verstand. Am 16 März 1731 ward ein neuer Vertrag zu Wien geschlossen, in welchem England sich zur Garantie der östreichischen Erbfolgeordnung anheischig machte, Östreich dagegen die Aufnahme der Garnisonen in jene Plätze bewilligte, und zugleich die Compagnie von Ostende, deren Aufrichtung so große Bewegungen veranlaßt, definitiv fallen ließ.[1] Prinz Eugen fühlte sich in hohem Grade zufrieden. Er meinte, daß man nun auch die spanischen Truppen ohne Weiteres aufnehmen und dadurch den Tractat zu unzweifel-

1. Urkunde bei Dumont Supplement III, 2, 288. Actus concurrentiae ordinum generalium ad tractatum Viennemsem ib. 291.

hafter Gültigkeit bringen sollte. Wenn Östreich bei der Errichtung der Compagnie und seiner Verbindung mit Spanien wirklich nur die Absicht gehabt hätte, die noch widerstrebenden Seemächte, denn Holland schloß sich den Engländern an, zur Anerkennung der Erbfolge zu bringen, so wäre seine Politik sehr geheimnißvoll, gewandt und glücklich gewesen. Zu ihrem Erfolge gehörte aber, denn sonst hätten die Sachen auch ganz anders kommen können, daß eben ein Mann wie Friedrich Wilhelm I, in welchem die deutschen Sympathien vorherrschten, und der sich gegen ein entscheidendes Zugeständniß mit einer fernen Aussicht begnügte, auf dem Throne von Preußen saß. Jetzt folgte England nur dem Beispiele das dieser selbst gegeben. Ohne Zweifel war der Vortheil von Östreich unermeßlich, wenn man einmal annimmt, wie man muß, daß die Sache zweifelhaft war, und die Garantie auch hätte verweigert werden können.

Der König von Preußen war ein so warmer Freund von Östreich, daß er ein Ereigniß, das ihm bedenklich scheinen konnte, als ein glückliches begrüßte; nichts, sagte er, mache ihm größeres Vergnügen, als England und Holland kommen zu sehen, um dem Kaiser die Hand zu küssen. Dagegen versicherte Seckendorf, trotz der Herstellung des guten Verständnisses mit dem englischen Hofe solle diesem doch nie etwas nachgegeben werden, was dem Hause Brandenburg zum Schaden gereiche; stehe der Kaiser mit England gut, so werde er doch mit

Preußen allezeit noch in besserem und vertraulicherem Vernehmen stehen; er zweifle nicht: das seien auch des Königs Grundsätze. „So lang ich lebe", antwortete der König.[1]

Und sogleich gewährte dieser nochmals seine Unterstützung in der wichtigsten Angelegenheit. Englands oder vielmehr Hannovers versichert, beschloß man in Wien, die Erbfolgeordnung vom Reiche garantiren zu lassen. Friedrich Wilhelm hatte dies immer gerathen: als die Einleitungen in den herkömmlichen Formen getroffen waren, und das Commissionsdecret zur Dictatur kommen sollte, forderte der Kaiser den König auf, seinen eben abwesenden Gesandten nach Regensburg zu schicken, um in Gemeinschaft mit demselben die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; wogegen er wiederholte, daß in keiner den preußischen Hof angehenden Sache, namentlich nicht in der jülich-bergischen, das mindeste geschehen solle, was mit der gegebenen Zusage in Widerspruch stehe; er gelobe vielmehr nochmals solche „heiliglich zu halten". Der König antwortet, nächst Gott traue er auf Niemand so sehr, wie auf seinen wahren Freund und Alliirten den Kaiser; in der Erbfolgesache — die er damals die gute Sache zu nennen pflegte — werde er sich so finden lassen, wie es einem treuen Freunde und deutschen Patrioten gezieme. Es war großentheils der eifrigen preußischen Unterstützung zu danken, daß der Antrag trotz

1. 21 Februar 1731. In diesem Briefe fügt Seckendorf hinzu: der Kaiser habe zu verstehen gegeben, er wünsche einen so rechtschaffenen patriotischen Herrn kennen zu lernen.

des Widerspruchs, den die drei katholischen Churfürsten, Sachsen, Baiern und Pfalz erhoben, am Reichstage durchging, und die Garantie der pragmatischen Sanction am 3 Februar 1732 zu einer Reichssatzung erhoben wurde. In Wien erwiederte man das Verfahren des Königs und seines Gesandten mit erkenntlichem Bezeigen.

Ein Denkmal dieses Verständnisses, Hervorbringung dieses politischen Momentes ist die Ansiedelung der Salzburger in Ostpreußen. Der kaiserliche Hof war jetzt unparteiisch in religiösen Dingen, mißbilligte die Gewaltsamkeiten des Erzbischofs Firmian gegen seine andersgläubigen Unterthanen, und gewährte den von diesen so gut wie vertriebenen Auswanderern den Durchzug, den ihnen andere noch versagten. Mit den Bitten der Salzburger, die zu Friedrich Wilhelm ihre Zuflucht nahmen, traf eine Eröffnung Seckendorfs von Wien zusammen, der ihn aufmerksam machte, daß diese frommen und arbeitsamen Menschen sich gut nach Preußen schicken würden.[1] Hierauf ersuchte der König den Erzbischof die Auswanderer als künftige preußische Unterthanen zu betrachten: es gereichte ihm zur großen Ehre bei Mit- und Nachwelt, mit welchem Eifer er alsdann für ihre Reise und ihre Ansiedelung in seinen preußisch-litthauischen Gebieten Sorge trug.

Einer der einflußreichsten Männer in Deutschland war damals dieser Graf von Seckendorf, der die Allianz, die

1. Das Schreiben Seckendorfs ist vom 26 Dez. 1731. Der König hat die Stelle gleich beim Durchlesen mit einem Kreuz bezeichnet.

er zwischen beiden Höfen zu Stande gebracht, nun nach allen Seiten erweiterte. Im Frühjahr 1732 finden wir ihn auf einer Reise nach Cassel und Kopenhagen, um auch diese Höfe in die Interessen herbeizuziehen, als deren Vertreter er sich aufstellte. Mit dem dänischen Hofe brachte er einen überaus wichtigen Vertrag zu Stande, nach welchem derselbe die östreichische Succession gewährleistete, der Kaiser dagegen, zugleich mit Rußland, die für den Herzog von Holstein dargebotene Schadloshaltung annahm: in Cassel schloß er eine vorläufige Abkunft wegen der Überlassung hessischer Truppen ab; mit Wolfenbüttel ward ein Cartel entworfen, durch welches einige Irrungen mit Preußen ausgeglichen werden sollten. Seckendorf versichert, die Kaiserin habe ihren Vater, den Herzog gebeten, dem preußischen Hofe gefällig zu sein, und dieser habe ihm überlassen die noch streitigen Puncte zu vergleichen. Wie sollte der nicht allezeit einer der mächtigsten Männer in Deutschland sein, dem es gelingt, ein gutes Verständniß zwischen Östreich und Preußen zu erhalten? Er wird seinen Einfluß auch auf alle mindermächtigen Fürsten ausdehnen.

Durch Seckendorf hauptsächlich geschah es, daß der König, um den Kaiser und die Kaiserin kennen zu lernen, im Sommer 1732 eine Reise nach Böhmen unternahm. Am 31 Juli traf Friedrich Wilhelm, von Grumbkow und Seckendorf begleitet, auf einem kaiserlichen Gute, des Namens Kladrup, wo alles zu seinem Empfange in

Bereitschaft gesetzt war, in der Nähe der schlesischen Grenzen ein; in dem nahen Chlumitz erwartete ihn der Kaiser, und man begab sich von da nach Prag. Wie es fast immer der Fall ist, wenn die Fürsten persönlich beisammen sind, — wo dann keine Berichte niedergeschrieben werden — über diese Zusammenkunft findet sich in den Archiven so gut wie keine Nachricht. Aus den Briefen des Königs [1] sieht man, daß die Fruchtbarkeit des Landes, die Pracht der Hauptstadt einen nicht geringen Eindruck auf ihn machte, den größten aber die gute Aufnahme die ihm zu Theil wurde. Die Kaiserin sagte, sie sehe die mit dem Kronprinzen verlobte bevernsche Prinzessin als ihre Tochter an, diesen selbst nannte sie ihren Sohn. Besonders zeigt sich der König von Prinz Eugen eingenommen, der noch nie so von Herzen mit ihm gesprochen, gewiß ein ehrlicher Mann sei und ihn lieb habe. Auch von Geschäften, namentlich demjenigen, das dem König das wichtigste war, dem jülich-bergischen, ist dabei die Rede gewesen. Auf eine spätere Anfrage seiner Minister, was denn da eigentlich vorgekommen, hat der König geantwortet, man habe ihm einen Vorschlag zu gütlicher Abkunft gemacht, den er aber nicht habe annehmen können. Dies hinderte jedoch nicht, daß nicht das beste persönliche Verhältniß obgewaltet hätte. In des Königs Händen war ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf, worin es hieß, wenn man über

1. Besonders an Leopold von Dessau.

die bergische Angelegenheit nicht durch Unterhandlung zum Ziel kommen könne, so müsse man Anstalt treffen, den berliner Vertrag mit Gewalt durchzuführen; der König habe sich hiezu, den Tractaten gemäß, von Seiten des Kaisers aller Beihülfe zu ewigen Zeiten zu versehen. Aus den Äußerungen des Kaisers nahm man ab, daß er es billige, wenn der König sich in Bereitschaft setze, um so wie der Fall eintrete, das Land unverzüglich in Besitz zu nehmen. Auch in der eben auftauchenden polnischen Frage waren die beiden Mächte sowohl unter einander als mit Rußland im Allgemeinen einverstanden. Der König gab bei seiner Rückkehr nach Berlin eine vollkommene Befriedigung zu erkennen; sein erstes Gespräch mit dem östreichischen Geschäftsträger endigte er mit einem Lebehoch für den Augustissimus d. i. den Kaiser. Von Kaiser und Kaiserin sprach er nie ohne den Ausdruck persönlicher Ergebenheit und Verehrung; er wiederholte, er wolle dem Hause Östreich bis in den Tod getreu sein. [1]

1. Grumbkow am 20, der König am 26 Aug. an Seckendorf bei Förster III, III, 307.

Drittes Buch.

Politik und Staat Friedrich Wilhelm's I, 1732 bis 1740.

Unter allen Bündnissen die jemals in der Welt bestanden haben, giebt es keins, das größere Erfolge hervorgebracht und länger gedauert hätte, als die Allianz der drei nordischen Mächte in dem neunzehnten Jahrhundert.

Schon in dem ersten Drittheil des achtzehnten — wir berührten es so eben — ward sie angebahnt; wie viel Umwälzungen aber haben eintreten müssen, ehe sie im Conflicte ganz anderer Weltkräfte, als der damaligen, nachhaltig zu Stande kam! Es ist sehr der Mühe werth, zu betrachten, worauf sie sich zuerst gründete, und wodurch sie in jenen Zeiten wieder unterbrochen wurde. Eben darauf führt uns unsre Geschichte.

Die Verbindung zwischen Östreich und Preußen beruhte, wie wir sahen, zugleich auf ihren besonderen Interessen und den allgemeinen deutschen. Jene waren: für Östreich die Erhaltung der Monarchie in ihrer vollen Macht, für Preußen eine Erwerbung, Durchführung jener uralten Ansprüche auf die niederrheinische Erbschaft. Diese: Erhaltung eines guten Verständnisses zwischen beiden Religionstheilen in Deutschland; Ausschließung jedes frem-

den Einflusses, sowohl des französischen, als des englischen, die bisher vorgewaltet hatten.

So gründete sich auch die Verbindung zwischen Östreich und Rußland auf die wichtigsten allgemeinen Motive.

Sie lagen vor allem andern in den gleichartigen Verhältnissen, in denen sie beide zu dem osmanischen Reiche standen. Nicht als ob aus denselben nicht einmal in Zukunft Irrungen hätten hervorgehen können, wenn etwa die Osmanen dahin gebracht wurden, dem einen größern Einfluß als dem andern zu gestatten: damals aber ließ sich daran nicht denken, beide durften von dem Divan, besonders unter der fortdauernden Einwirkung von Frankreich, nichts als noch immer sehr gefährliche Feindseligkeiten erwarten. Der Sieger von Zenta erklärt, man habe nicht mehr die Kriegskunst der Osmanen zu fürchten, aber wohl ihre Überzahl, und brauche gegen sie einen beständigen Alliirten. Auch für Rußland wäre es eine empfindliche Entbehrung gewesen, zum Widerstand gegen diesen Feind oder auch zum Angriff auf ihn, nicht einen Verbündeten wie Östreich an seiner Seite zu sehen. Es wußte, daß es eines mächtigen Östreichs bedürfe.

Daher kam es, daß Rußland sofort bereit war, die Erbfolgeordnung Carls VI anzuerkennen; im August 1726 schon haben die beiden Mächte einen Vertrag geschlossen, einen der historisch wichtigsten im achtzehnten Jahrhundert, durch welchen sie einander ihre sämmtlichen Besitzungen in Europa gewährleisteten, und sich sogar zu

gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigen zu wollen erklärten.

Der König von Preußen wurde eingeladen diesem Vertrage beizutreten: aber seine Minister machten ihn aufmerksam, daß er dadurch in fernab liegende unüber=sehbare Verwickelungen gerathen würde, vielleicht einmal gegen die Türken Hülfe leisten solle, und er lehnte es ab.

Dagegen gab es andere Beziehungen, in welchen seine eigenen Angelegenheiten sich mit den östreichischen und rus=sischen auf das engste berührten, in Polen.

Man hat oft angenommen, daß schon in diesen Zei=ten zwischen den drei Mächten ein Verständniß zu einer Theilung von Polen obgewaltet habe; das ist aber ohne Zweifel ein Irrthum. Wenn man die Machtverhältnisse ins Auge faßt, so lag ein solcher Gedanke sehr nahe. Für Preußen z. B. erschien es fast als eine Lebensbedin=gung, die damals noch polnischen, früher dem deutschen Orden und dem deutschen Reiche unterwürfig gewesenen Ostseeprovinzen an sich zu bringen. Andere Forderun=gen erhoben die anderen Mächte. Und da es ferner schon das Ansehen hatte, als würde Polen keinen rechten Wider=stand dagegen leisten können, so sind auch wirklich von Zeit zu Zeit Theilungspläne zum Vorschein gekommen; nach einem früheren, der noch in Carl Gustavs Kopfe entsprungen und auf eine Mitwirkung Schwedens berech=net war, im Jahr 1710 ein anderer, den nunmehrigen Verhältnissen näher liegender; wahrscheinlich das Werk

eines russischen Staatsmannes, von dem jedoch Peter I nichts wissen wollte [1]; auf diesen Grund in den Zeiten in denen wir stehen sogar ein dritter, dessen wir sogleich gedenken werden. Allein bei alle dem erhielt sich doch auch die Überzeugung, daß diese aristokratische Republik — denn dazu war Polen unter den letzten Königen geworden — in der Gesammtheit der europäischen Staaten ein wesentliches Glied bilde, und ihr Untergang viele andere Übelstände nach sich ziehen würde. Friedrich Wilhelm war in Folge der Rathschläge, die der „bis in den Tod getreue" Ilgen ihm gegeben, wider jede große Veränderung in Polen, wenn sie auch mit einer ansehnlichen Gebietsvermehrung verbunden sein sollte.

Das Interesse der drei Mächte ging vor allem nur dahin, hier weder bei einer Thronvacanz noch durch andere Ereignisse eine Gewalt aufkommen zu lassen, von welcher Widerwärtigkeiten zu besorgen wären. Wie leicht dies geschehen konnte, zeigte eben damals das Beispiel Augusts II, der seine Thronbesteigung dem Einfluß von Östreich, seine Wiederherstellung den Waffen der Russen verdankte, dennoch in seinen letzten Jahren eine beiden Höfen entgegengesetzte Politik einschlug. Wir müssen dieses Fürsten und seiner Bestrebungen mit ein paar Worten gedenken.

August II war ein Mann von sehr außerordentlichen

1. Ohne Zweifel ging der Plan, wie Stenzel mit Recht bemerkt, von Rußland aus, aber ich finde die Anmerkung, daß „Petrus I den ganzen Plan nicht allein verworfen, sondern auch diejenigen, welche selbigen formiret, zu Strafe ziehen wollen."

persönlichen Eigenschaften, vielseitig oder vielmehr, wie Friedrich Wilhelm sagte, universell. Was er angriff, dazu hatte er Geschick, und immer mußte er etwas Neues vorhaben, sei es den Bau eines Pallastes oder einer Kirche, die Einübung eines Regiments oder die Anordnung einer geräuschvollen Festlichkeit, einen Liebeshandel oder eine politische Intrigue; er stürzte sich nur immer von einer aufregenden Beschäftigung zur andern, von Genuß zu Genuß, ohne auf Pflicht oder Anstand Rücksicht zu nehmen; er gefiel sich in einem Gemisch von Kraft und Sittenlosigkeit. Noch weniger hätte er sich Verschwendung übel genommen: er betrachtete solche vielmehr als wohlthätig für das Land; die Pracht der Palläste, die Menge der Diener, der Glanz des Hofes belebe Handel und Wandel und gewähre den Kunstbeflissenen die Mittel sich zu erhalten.[1] Aber sein Erbland war ihm zu klein, um seinem Triebe zur Thätigkeit zu genügen: er warf sich in das „immerwallende Meer" der zweifelhaften Geschäfte der polnischen Nation. Da hatte er im Innern einen Widerspruch zu bekämpfen, der sich vor keiner Willensmeinung beugte, und sich nur durch eine lebendige Gegenwirkung auf mannichfaltige Persönlichkeiten brechen ließ. Nach außen hin brachte ihn der Besitz dieses Thrones zu allem, was in Europa mächtig war, in unmittelbare Beziehungen. Er hatte eine Vorliebe für die

1. Man leitete damals das sächsische Wappen von einem Gastmahl her, wo Friedrich Barbarossa einem der Ahnherrn des Geschlechtes den Rautenkranz aufgesetzt hatte.

geheimen Wege der Politik: wie er denn in Wien den Prinzen Eugen lieber vorbeiging, in Petersburg sich durch die Gemahlin seines Gesandten einen Zugang zu der weiblichen Umgebung der Kaiserin suchte. Seine Pagen halfen ihm den Briefwechsel führen der hiezu nöthig war; auf diesem Wege hat Brühl sein Glück gemacht. Zu seinem Wesen, dem Reize des Lebens, dessen er bedurfte, gehörte es nun aber, daß er sich hiebei in den Aussichten eines unbeschränkten Ehrgeizes bewegte. Er dachte einst die öffentliche Gewalt in Deutschland an einen Fürstenbund zu bringen, denn das Haus Östreich sei nicht mehr fähig, die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten. Keinen Augenblick gab er auf, beim Abgange Carls VI die Rechte geltend zu machen, welche durch die Gemahlin seines Sohnes in seine Familie gekommen seien; aus dem Munde Brühls wissen wir, daß er sich mit Frankreich über eine Theilung der östreichischen Erblande in Unterhandlungen einließ.[1] Wäre es ihm gelungen, wie er sich bewilligen ließ, Böhmen sammt Mähren und Schlesien mit dem reichen Sachsenlande zu verbinden, wie einst die Lausitzen: dann emancipirt von der kaiserlichen Gewalt, welche Rolle hätte er in Deutschland spielen können! Doch war August II damit noch nicht zufrie-

1. Schreiben von Belleisle: 10 Mai 1741. — J'avais commencé par demander, au comte de Brhulle, quel etoit le partage projecté par le traité du M^qs de Monti; il m'a dit que l'electeur de Saxe devoit avoir alors toute la Boheme y compris la Silesie et la Moravie.

den. Nachdem er lange darüber gesonnen und geschwankt, wie er Polen beherrschen, seine Dynastie dort befestigeu könne, blieb er dabei stehen, daß er sich wenigstens in einem Theile desselben souverän zu machen versuchen müsse. Um dies aber zu vermögen, von den benachbarten Mächten keinen Widerstand zu erfahren, vielmehr unterstützt zu werden, bot er denselben einige Provinzen des Königreichs an. Rußland sollte Litthauen, Preußen das sogenannte polnische Preußen erhalten, doch jenes ohne Wilna, dieses ohne Danzig, die er sich selber vorbehielt; an Östreich wollte er die Zipser Landschaft abtreten. Von den verschiedenen Theilungsvorschlägen ist der erste, welcher ernstlich in Überlegung genommen ward, von einem Könige von Polen selber ausgegangen. Im Spätjahr 1732 hat August II dem preußischen Gesandten Marschall von Biberstein ganz unumwunden Anträge gemacht. Marschall fragte ihn [1], ob er schon einige Magnaten des Reiches dafür gewonnen habe, ob er auf die Armee zählen könne; die Antworten des Königs lassen erkennen, daß er dafür noch wenig gethan, aber er hielt es auch nicht für nothwendig; denn mit den Polen werde man schon fertig werden, wenn die Mächte nur einig seien. Marschall fragte, ob er sich der Zustimmung auch des

1. Die Instruction durch welche er dazu ermächtigt wurde bei Förster II, 119, jedoch muß es bei nr. 5 statt que la Saxe pretend de l'empire gelesen werden: que le roi de Pologne pretend de l'empereur. Unter den Erklärungen Augusts ist auch noch die folgende: il y a deux chemins la douceur et la force et il n'y a point de risque.

vierten seiner Nachbarn, des Großherrn, versichert habe; der König antwortete mit einer der glänzenden Redensarten die er liebte „den Adlern welche in die Sonne schauen werde vor dem Halbmonde nicht bange werden." Im Anfang des Jahres 1733 machte August eine Reise nach Polen: auf sein dringendes Gesuch ward General Grumbkow, den er sich als den Vertrauten des Königs von Preußen dazu ausgebeten, nach Crossen geschickt, ihn zu bewillkommnen; sehr characteristisch ist die Conferenz die hier zwischen ihnen gehalten ward. Grumbkow nahm seine Einwendungen am meisten von dem Verhältniß zu Östreich her, das vor kurzem erst ein Abkommen mit Polen getroffen habe und sich auf so zweifelhafte Unternehmungen um so weniger einlassen könne, da es wegen der Erbfolge auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt sein müsse. König August ließ sich dadurch nicht in Verlegenheit setzen; das Hinderniß der Verträge schlug er ohnehin nur sehr gering an; die Gefahr eines Krieges wollte er nicht zugestehen, wofern man nicht im Reiche zur Wahl eines römischen Königs schreite. Grumbkow deutete ihm an, wenn es doch zum Kriege käme, und er sich etwa mit Frankreich verbände, so würde er in seinen sächsischen Erblanden von Östreich und Preußen zugleich angegriffen werden; der König antwortete, er verzweifle nicht sich zu vertheidigen, doch wünsche er mit Preußen gut zu stehen; er werde sich, wenn diese Macht ihn unterstütze, auch in der jülich-bergischen Sache willig finden

lassen.[1] Auf altdeutsche Weise setzte man die Berathung beim Gelage fort, wo der König den Champagner nicht sparte. Er ließ sich eine Karte von Polen bringen, und entwarf die Disposition zu einem Feldzug, wo entweder Russen und Preußen allein agiren, oder er seine Truppen zu ihnen stoßen lassen würde. Mit Vergnügen ruhten seine Augen auf den weiten Gebieten, die er für sein Haus zu erwerben hoffte. Sechs Stunden saßen sie bei einander; so warm es aber auch dabei herging, so vergaß sich doch keiner der eingeübten Politiker. Es schien einmal als besorgte der König zu viel gesagt zu haben, wenn er erzählte der Wiener Hof habe ihm Eröffnungen machen lassen, und denjenigen nannte, durch den das geschehen sei; aber Grumbkow glaubte ihm nicht, daß er jemals zu viel sagen könne, und schloß höchstens aus seinen Worten, daß er selber Anträge in Wien gethan habe. Grumbkow hatte sich bei Tisch sehr in Acht genommen, und mehr Wasser als Wein getrunken. Der König erstaunte, als er ihn den andern Morgen frisch und munter bei sich eintreten sah; während er sich den Kopf wüste fühlte. Wie er so da stand, mit halbnackten Beinen, am Feuer des Kamins, mit allen Zeichen zunehmender Gebrechlichkeit, hätte man nicht glauben sollen, daß er sich mit so weltumfassenden Plänen

1. Ausführlicher Bericht von Grumbkow 14 Jan. 1733, bei dem was man sonst von dieser Zusammenkunft erzählt hat, ungefähr so bestehen kann, daß man sagen darf, es sei etwas wahres daran.

trage. Grumbkow dachte beinahe, es sei nicht sein Ernst, vielleicht habe die französische Partei diese Entwürfe an die Hand gegeben, um „die Adler zu entzweien.“ [1]

Hätten die drei Mächte auch eine größere Neigung gehabt, auf eine Theilung von Polen einzugehen, als in dieser Epoche wahrzunehmen ist, so würden doch die übrigen politischen Absichten, welche August II verfolgte, sie davon zurückgescheucht haben. Wie wenig konnte er bei dem engen Verhältniß des Königs von Preußen zu Östreich mit jenem Gedanken einer bewaffneten Fürstenvereinigung auf denselben Eindruck machen. Friedrich Wilhelm begegnete ihm mit einer einfachen Bemerkung, die aber das Wesen der Sache traf. Er fragte wer wohl eine solche Armee commandiren solle; er der König von Preußen werde es gewiß keinem Andern gönnen, aber auch ihm werde es Niemand gönnen; besser deshalb, man bleibe bei dem gewohnten Oberhaupt. In hohem Grade widerwärtig war ihnen seine Verbindung mit Frankreich. Die Aufrechterhaltung der östreichischen Erbfolge bildete in diesem Augenblick den Mittelpunct ihrer gemeinschaftlichen Bestrebungen; im Bunde mit Frankreich dieselbe bestreiten wollen, und zugleich zu einem Unternehmen gegen Po-

1. Toute l'idée que je m'en peux former, c'est, que le plan en question est un ponto studiato de la cabale française pour occuper et diviser les aigles en cas, qu'ils entreront dans ce chimerique plan ou, ce qui est le plus apparent, pour en cas de refus pouvoir faire voir au patron combien peu on souhaite de le favoriser même dans les occasions ou les autres princes trouvent aussi leur avantage.

len auffordern, waren Gedanken, die einander in sich selbst widersprachen.

Eben um der anstößigen Beweglichkeit der sächsischen Politik ein Ende zu machen, waren die Mächte seit einiger Zeit in Unterhandlungen begriffen, die sich nach einem ganz andern Ziele richteten.

Bereits im Jahre 1726 hatten Rußland und Preußen die Verabredung getroffen, dahin zu wirken, daß bei der nächsten Thronvacanz in Polen ein Fürst aus der Wahl hervorgehe, welcher weder der polnischen Freiheit noch seinen Nachbarn gefährlich sei, und von dem sich erwarten lasse, daß er die alten Verträge der Republik mit Brandenburg wie mit Rußland beobachten werde. [1]

Im Jahre 1729 ward zwischen den drei Mächten viel über die Frage verhandelt, ob man sich im voraus zur namentlichen Ausschließung der beiden zunächst zu erwartenden Competenten, des Stanislaus Leßczynski und des Churprinzen von Sachsen vereinigen solle. Rußland und Preußen waren hiezu einverstanden: Östreich sträubte sich, da es einen Bruch mit Sachsen zu vermeiden wünschte. Da aber die beiden ersten nichts thun wollten, dem das letzte nicht beitreten könnte, so sprachen auch sie die Exclusive nicht in aller Form aus; sondern

1. Ostermann sagte im Juli: der Churprinz erscheine seinem Herrn zu gefährlich; im October: S. Russisch Kaiserliche Maj. sei es am liebsten wenn ein Piastus zur Krone käme. Er war sogar nicht damit zufrieden, daß Östreich herbeigezogen worden, und von den Stipulationen Nachricht bekommen hatte.

blieben wie früher bei allgemeineren Ausdrücken stehen. Der Tractat, der im October 1729 geschlossen, und nachdem Kaiserin Anna den Thron bestiegen, von dieser im October 1730 bestätigt worden ist, ist eigentlich nur eine Wiederholung des früheren. Er enthält nichts Neues, als eine verstärkte Clausel über den Schutz der Dissidenten evangelischen und griechischen Glaubens. Die Worte lauten so harmlos daß man ihn dem König von Polen sogar mittheilen konnte.

In Kurzem fand man es, namentlich in Petersburg, doch auch rathsam, sich über den Candidaten, dem bei der Wahl der Vorzug zu geben sei, bestimmter zu verständigen. Preußen und Rußland fielen auf einen polnischen Magnaten, der sein Geschlecht von den Piasten herleitete, den Fürsten Sangußko; sie meinten, daß dieser, der die Bewirthschaftung seiner Güter mit größerer Sorgfalt betrieb als Andere, selbst etwas für sich thun könne, ohne fremden Beistandes allzusehr zu bedürfen, und daß er doch nicht so ehrgeizig sei, um den Nachbarn Besorgnisse zu erwecken.[1] Dagegen schlug der Wiener Hof den Infanten Don Emanuel von Portugal vor.

Es sieht sehr wunderbar aus, daß ein portugiesischer

1. Dieser Vertrag enthält eine gegenseitige Garantie, besonders desjenigen Landes, so beide MM. an der Ostsee inne haben (§ 2), und einige geheime Artikel. Einer von diesen, auf Schleswig bezüglich, ist bei Dumont VIII, 2, 135. In einem andern heißt es: „und wenn es dermaleinst nach Gottes Willen zur Wahl eines neuen Königs von Polen kommen sollte, so wollen allerhöchst gedachte J. Kgl. und J. Ksl. Mt. nicht nur alsdann sondern von nun an ihre

Infant den polnischen Thron besteigen sollte; doch liegt es nicht so ganz fern wie es scheint. Don Emanuel war durch seine Mutter ein Enkel jenes Churfürsten von der Pfalz, der einst, auch von Brandenbnrg unterstützt, mit ziemlicher Aussicht nach dem polnischen Throne gestrebt hatte, er war Geschwisterkind mit dem Kaiser. Schon lange hatte er Portugal verlassen. Man weiß nicht genau, ob dies wirklich darum geschehen ist, wie damals gesagt wurde, weil er zum geistlichen Stande genöthigt werden sollte; genug er verließ sein Vaterland nicht mit Vorwissen seines Bruders, des Königs. Auch von Paris riß sich der Infant von der Aufsicht, die dessen Gesandter über ihn ausüben wollte, mit geschickter Entschlossenheit los, er sagte er wolle bei der kaiserlichen Armee „sein Handwerk lernen". In dem Dienst der Waffen hat er sich dann auch sehr hervorgethan; in der Schlacht bei Peterwardein (1716) stürzte er sich mit einer Kühnheit in den Feind, die ihm einen glänzenden Lobspruch des Prinzen Eugen verschaffte. Seitdem hatte er die meisten Höfe von Europa besucht, sich eine mehr europäische Bildung, bei Landsleuten und Fremden einen gewissen Namen verschafft. Was ihn empfahl, war ohne Zweifel auch die Erwartung die man hegte, daß sein Bruder König Johann V, der sich durch große Werke der Pracht und des

Consilia einmüthig dahin richten, daß der K. Polnische Thron mit einem Successor wieder besetzt werden möge, der so wenig der polnischen Libertät als der Nachbarschaft gefährlich; — der König von Preußen fügt hinzu, seine Meinung sei hiebei keine andere, als daß dieser Successor ein geborner polnischer Edelmann sein solle und müsse.

Nutzens in den Ruf ausnehmenden Reichthums gesetzt hatte, ihn unterstützen würde, um das kostspielige Wahlgeschäft durchzuführen. Der Wiener Hof forderte denselben in wiederholten Anschreiben dazu auf.[1] Der Gegensatz, in dem auch er sich gegen die Bourbonen fühlte, deren Übermacht leicht auf Portugal zurückwirken konnte, schien ein hinreichendes Motiv, ihn dazu zu bewegen.

Ohne Mühe willigte der König von Preußen in diesen Vorschlag: er hatte keinen andern Zweck, als einen ruhigen nicht im Widerspruch mit seinem jetzigen System stehenden Nachbar zu bekommen. Einen Augenblick zögerte Kaiserin Anna; — ein Aufenthalt, den Don Emanuel in Petersburg gemacht, scheint ihm nicht förderlich gewesen zu sein —; im Herbst 1732 erklärte sie sich aber unzweifelhaft für ihn. Einer der Großen ihres Hofes, Graf Löwenwolde, erschien mit dieser Erklärung in Berlin und fügte ihr noch eine andere von nicht geringer Wichtigkeit für Preußen selbst hinzu.

Schon öfter war die Rede davon gewesen, das Herzogthum Curland an einen preußischen Prinzen zu bringen, hauptsächlich auch darum, um der Absicht der Polen, dasselbe aufzulösen und in Woiwodschaften zu vertheilen, eine an-

1. Vgl. Schreiben Eugens 23 Aug. 1716, Schriften IV, 99. Foscarini Storia arcana. Madame d'Orleans gedenkt seiner im Juli 1716. Oliveyra hat ihm seine Mémoires de Portugal gewidmet. In der Dedication rühmt er ihn in den pompösesten Phrasen als „tout à la fois un grand prince, un guerrier redoutable, un général habile, un soldat magnanime, un sage politique, un Seigneur généreux, un chretien vertueux, un heros consommé.

dere Combination entgegenzustellen; schon Peter I hatte sich sehr geneigt dazu gezeigt; jetzt trug Kaiserin Anna bestimmter als je „aus Freundschaft und Hochachtung für das Haus Brandenburg“ demselben an, ihm bei der bevorstehenden Vacanz den Besitz dieses Landes zu verschaffen.

Von Dingen die sich einmal zerschlagen liebte Friedrich Wilhelm an und für sich nicht wieder zu hören: er fürchtete, abermals zu scheitern, viele Kosten zu haben, nichts als Unannehmlichkeiten einzuernten; wie ihm aber jetzt der Antrag mit einer für sein Haus so schmeichelhaften Bestimmtheit geschah, so hielt er es fast für eine Pflicht gegen dasselbe, darauf einzugehen.

Es war auf jenem Jagdhaus zu Wusterhausen, wo Löwenwolde und Seckendorf, ganz allein mit dem König, darüber unterhandelten; erst als die Punctation festgesetzt war, zog Friedrich Wilhelm seine Minister in das Geheimniß, und diese brachten nach einigen Berathungen am 13 Dezbr. 1732 eine Übereinkunft zu Stande, der man den Namen der löwenwoldischen gegeben hat.

Der Hauptvertrag ward so eingerichtet, daß er, wenn es nöthig sei, auch Andern mitgetheilt werden könnte. Er enthält hauptsächlich, daß man in Polen die Wahlgerechtsame der Nation zwar aufrecht erhalten, aber dieselben nicht durch eine Faction zu Gunsten Frankreichs oder des Stanislaus Leßczynski mißbrauchen lassen wolle; ebenso werde man die Wahlfreiheit der curländischen Ritterschaft

achten, doch unter der Bedingung, daß sie nicht zum Nachtheil der drei Verbündeten angewandt werde. Bestimmungen von anzüglicherem Inhalt waren in geheime Artikel verwiesen. Der eine sagt, daß man alles was mit dem freien Wahlrecht der Polen nur immer vereinbar sei, thun wolle, um den portugiesischen Infanten Emanuel auf den polnischen Thron zu bringen; eine Geldsumme wird nahmhaft gemacht, die man zu dem Ende anwenden wolle; darum soll aber dem neuen König alsdann doch keine Verpflichtung auferlegt werden, die ihn bei seinen Unterthanen verhaßt machen könnte; man will sehen, ihm durch Vermählung eine Partei in dem Lande zu verschaffen. Der zweite geheime Artikel bezieht sich auf Curland; die Kaiserin verspricht alles, was nur immer mit der freien Wahlgerechtigkeit der curländischen Ritterschaft vereinbar sei anzuwenden, um ihre Wahl auf den zweiten preußischen Prinzen August Wilhelm, oder im Fall daß dieser abginge, auf einen seiner jüngeren Brüder zu lenken. Diese Wahl sollen alsdann Östreich, Preußen und Rußland gewährleisten und aufrecht erhalten. [1]

Es ist wahr, daß Seckendorf den Tractat, über den er mit großem Eifer unterhandelte, dann nicht förmlich unterzeichnet, daß auch Löwenwolde sich die Ratification seiner Kaiserin ausdrücklich vorbehalten hat; hätte man aber

1. Man hat behauptet, daß in dem Tractat auch Berg von Rußland garantirt worden sei. Das widerspricht aber den Begriffen von der Unabhängigkeit des Reiches in seinen inneren Angelegenheiten, es ist davon mit keinem Worte die Rede.

wohl an dieser zweifeln dürfen, da der Antrag von beiden Gesandten auf die Bahn gebracht war?

Die Mächte erschienen überhaupt enger als jemals vereinigt: General Seckendorf spielte in Berlin eine ähnliche Rolle, wie einst Königsegg in Madrid; von fremden Höfen eingehende Berichte wurden ihm mitgetheilt; mit seiner Hand hat er die Instruction geschrieben, welche Grumbkow für jene Zusammenkunft mit August II erhielt. Das Fest der preußischen Krone, der 18 Januar, ward in Petersburg von Kaiserin Anna feierlich begangen. Man betrachtete es als den Schlußstein dieser Verbindung, daß der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, Neffe der Kaiserin, der im Kurzen der Schwager des Kronprinzen von Preußen werden sollte, zum Gemahl der damals zur Thronfolgerin in Rußland bestimmten Prinzessin Anna von Mecklenburg ausersehen wurde. Eben gegen die Absichten Augusts II war diese Verbindung der Mächte gerichtet; es läßt sich nicht denken, daß er jemals fähig gewesen wäre, sie zu sprengen.

In diesem Augenblicke aber erlag dieser Fürst schon den Krankheiten, die er Andern und vielleicht sich selber nicht gestehen wollte; den Reichstag den er berufen, konnte er schon nicht mehr in Person eröffnen: er starb in der Nacht vom 31 Jan. zum 1 Febr. zu Warschau.[1]

1. Es gehört fast mit zur Schilderung seiner Verhältnisse zum preußischen Hofe, was Grumbkow in einem seiner Briefe von sich

Es war an sich von Bedeutung, daß diese unaufhörlich unruhige Kraft verschwand, welche Osten und Westen zu bewegen, die verschiedenen Systeme der Politik umzugestalten sich vermaß: damit trat nun aber zugleich die große Thronerledigung ein, welche noch immer einen Angelpunct der europäischen Bewegungen gebildet hatte. Auch jetzt mußte sie dazu werden.

Ohne alle Rücksicht auf den zu erwartenden Widerspruch nahm Frankreich Partei für Stanislaus Leßczynski. Ludwig XV, Schwiegersohn dieses Fürsten, sah es fast als eine Ehrensache an, daß derselbe den Thron wieder besteige, von dem man ihn verjagt hatte, und versah seinen Gesandten in Warschau mit den Mitteln, ihm Anhang zu verschaffen. Denn dabei blieb es, daß man hauptsächlich mit Geschenken um Stimmen warb; die Polen wollten es so; einen der mächtigsten Magnaten hörte man sagen: mit Ehrenbezeigungen sei nichts gethan; vor diesem habe man Geld gegeben, dabei müsse man es jetzt und für die Zukunft lassen. Doch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß nun eben alles durch Geld ausgerichtet worden sei. Stanislaus hatte Anhänger, die sich aus natürlicher Hinneigung oder auch consequenten politischen Ansichten für ihn erklärten. Viele behaupteten, er

erzählt. Grumbkow, der von jener Zusammenkunft aufgeregt und angegriffen nach Berlin zurückgekommen, glaubte einst in der Nacht den König vor sich zu erblicken, aufrechtstehend, im Nachtkleid, mit geschlossenen Augen. Lieber General Grumbkow, sagte die Erscheinung, ich bin am 31 Januarii zu Warschau gestorben. —

habe nie aufgehört König zu sein, man brauche ihn nur zurückzurufen.

Nun liegt am Tage, daß ein solches Vorhaben sowohl in Rußland als in Östreich Mißfallen erregen mußte. Eben durch die russischen Waffen war Stanislaus entfernt worden: ohne viele Umschweife ließ sich der leitende Minister in Petersburg Graf Ostermann verlauten, Rußland werde eine erneuerte Wahl des Verjagten als eine Kriegserklärung betrachten. Einen so directen politischen Grund hatte man zu Wien nun wohl nicht sich dieser Rückkehr zu widersetzen: aber man besorgte, daß unter Stanislaus der französische Einfluß in Polen herrschend, und von dort aus, bei dem zu erwartenden Kampfe über die Erbfolge, der Zukunft des östreichischen Hauses gefährlich werden dürfte. Man könnte nicht sagen, daß hierin etwas Neues liege. Gerade deshalb hatte man die Verabredungen getroffen, deren wir gedacht haben, und einen, wie es schien, allen angenehmen Candidaten ausgesucht. So viel wir finden, hatte Don Emanuel wirklich Freunde in Polen.

Da trat nun aber in Wien noch eine andere Betrachtung ein. August II hatte einen Sohn hinterlassen, Erben seines Namens, doch nicht seiner Talente, weder im Guten noch im Bösen, auch nicht seiner politischen Beweglichkeit; durch seine Gemahlin stand er mit dem Hause

1. Foscarini Relatione di Vienna. Conosciutolo di spiriti differenti dal padre, e disposto pur anche a ricinoscere la pra-

Östreich in naher Verwandtschaft. Über die Ansprüche derselben an die Erbfolge gab er jetzt Erklärungen die den Hof befriedigten. Schon Mitte März äußerte Prinz Eugen in seiner Abendgesellschaft, der sächsische Gesandte ertheile ihm solche Versicherungen, daß man mit dem Nachfolger besser zufrieden sein zu können hoffe als mit dem Vorgänger. Und war es nicht von dem größten Interesse ihn zu gewinnen, da er unter denen, welche Ansprüche machen konnten, wo nicht die erste doch die zweite Stelle einnahm? Es mag sein, daß auch die Mutter der neuen Churfürstin von Sachsen, die verwittwete Kaiserin ihren Einfluß dafür verwandte. Aber die Hauptsache lag in der Hoffnung, zugleich eines sehr widerwärtigen Anspruches erledigt zu werden, und einen zuverlässigen Freund auf dem polnischen Throne zu sehen. Da es offenbar leichter werden mußte, mit dem Erben eines letzten Königs, der alles gethan um sich eine Partei zu verschaffen, wenn er von den Mächten unterstützt wurde, durchzudringen, als mit einem portugiesischen Infanten, der wenigen bekannt war, so neigte man sich auch in Rußland zu dieser Auskunft.

Da trat nun aber die Frage ein, wie die dritte Macht,

gmatica si risolvette (la corte) d'inalzarlo; — abandonando l'infante considerato di non aver costumi idonei a conciliarsi favore nella natione Polacca, dove nemmeno riteneva capital di aderenze proprie e di amici. E credesi inoltre che a questo cangiamento — contribuisse non poco in segreto l'imperatrice vedova, tratta dall' ambitione di veder la figlivola con una corona sul capo.

Preußen, diese Umwandlung der politischen Absichten aufnehmen, ob es sie billigen und theilen würde.

Auf den ersten Blick leuchtet ein, daß Preußen für sich selbst sich nicht in so entschiedener Nothwendigkeit befand den französischen Einfluß von Polen entfernt zu halten, wie die beiden anderen Mächte, denen die Einwirkungen Frankreichs von der Türkei her früher oftmals gefährlich geworden waren, dem Hause Östreich noch besonders in Ungarn. Zog man das allgemeine Weltverhältniß in Betracht, so stand Preußen in seiner Besonderheit in keinem Gegensatze der Politik mit Frankreich. Sehr unbequem aber konnte es ihm werden, wenn der nächste Nachbar in Deutschland, mit welchem aus mancherlei Gründen Streitigkeiten und Mißverständnisse kaum zu vermeiden waren, jetzt durch den Besitz der polnischen Krone verstärkt wurde, die sogar einen alten Anspruch auf Oberhoheit festhielt. Sollte Friedrich Wilhelm so ohne Weiteres nachgeben, daß statt eines Piasten, wie er ihn immer gewünscht, jenes wenigstens unschädlichen Portugiesen, den er sich gefallen ließ, ein angesehener deutscher Fürst auf den polnischen Thron steigen sollte, von dem er eine der seinen vielfach zuwiderlaufende Politik erwarten mußte? Sollte er sich sogar entschließen, die Verpflichtung einer Vertheidigung mit den Waffen, die er für einen andern Fall übernommen, auch auf diesen zu übertragen?

Er erklärte sich nicht abgeneigt, sich auch jetzt an Rußland und Östreich anzuschließen, wofern nur Sachsen die

Bedingungen annehme, die er gegen ein so großes Zugeständniß aufstellen müsse. Im Mai waren die Unterhandlungen so weit gediehen daß er sie nahmhaft machte.[1]

Er forderte vor allem Anerkennung und Förderung seiner Ansprüche sowohl auf das Großherzogthum Berg als nun auch auf Curland; — dies war die Hauptsache: denn das übrige was er noch verlangte, Anerkennung des ostfriesischen wie des königlichen Titels, Begünstigung in der Reluitionssache von Elbingen und bei dem Salzhandel, verstand sich entweder von selbst oder wollte nicht viel sagen. Die preußischen Minister und der König selbst zweifelten nicht, daß der Churfürst von Sachsen auf die Vorschläge eingehen werde, zumal da man ihm zugleich anderweite Vortheile hoffen ließ.

Der Dresdener Hof glaubte jedoch, da er Östreichs und Rußlands sicher war, sein Ziel auch ohne preußische Hülfe erreichen zu können.

Die Antwort desselben war in den höflichsten freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt, aber abschläglich: durchaus, in allen Puncten. In denen, die Polen berührten bezog er sich auf die Beschränkungen denen ein König in diesem Reiche unterworfen sei, ohne auch nur seine guten Dienste anzubieten: in der bergischen Sache auf die

1. Preußische Postulata 12 Mai; daß Ihro Kön. Hoheit der Churfürst verspräche, daß sie den Proceß beim Reichshofrath in der Cleve Jülich und Bergschen Sache nicht weiter treiben sondern gänzlich liegen lassen; S. Königl. Majestät und dero Successoren an der Cron und Chur, auch allenfalls der weiblichen Posterität das Herzogthum Berg nebst denen Herrschaften Ravenstein und Winnenthal garantire.

Verhältnisse zu den Lehensvettern; den ostfriesischen Titel versprach er anzuerkennen, wenn es der Kaiser thue, gleich als hätte es dann in seiner Macht gestanden, dies zu verweigern; selbst die Anerkennung des königlichen Titels erschien noch zweifelhaft.

Eine zweite Antwort, die bald darauf einging, lautete nicht besser.[1] König Friedrich Wilhelm sagte, er falle aus den Wolken, er müsse deutsch mit den Sachsen reden.

Sah er aber weiter um sich her, so konnte ihm nicht entgehen, daß sich ihm seit dem Tode Augusts II das Verhältniß zu seinen Verbündeten überhaupt verändert hatte.

Kaiserin Anna hatte den Vertrag, der in ihrem Namen angeboten worden, noch nicht ratificirt. Graf Löwenwolde, dem man eine Chiffre mitgegeben, um eine geheime Correspondenz mit seinem Hofe zu unterhalten, hatte sich derselben nicht bedient, niemals ein Wort geschrieben: alle Anfragen über die Sache wurden ausweichend beantwortet, und es fiel in die Augen, daß man dort von dem ganzen Project lieber nichts mehr hören wollte. Ein Verfahren, das sich erklärt, wenn es wahr ist, was die Historiker der Zeit einmüthig versichern, daß der Churfürst von Sachsen dem Oberkammerherrn und Günstling der Kaiserin, Biron, jenes Curland versprochen habe, welches dem Vertrage zufolge an einen preußischen Prinzen kommen sollte.[2]

1. 8 Juni 1733 dem Preußischen Minister Lüderitz ausgestellt.
2. In einem Gutachten Tulemeiers 4 Febr. 1734 heißt es: Biron verdiene um so weniger ein Geschenk „als er dem Wienerischen Hofe

Was aber Östreich betrifft, so trat ein Vorfall ein, der die Seele des Königs in ihrem Innersten aufregte.

Im Juni 1733 sollte die von dem östreichischen Hofe früher so eifrig unterstützte Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern vollzogen werden. Die preußischen Unterthanen waren in einem Rundschreiben, wodurch ihnen das sonst herkömmliche Geschenk erlassen wurde, und überdies auf das feierlichste von allen Kanzeln davon unterrichtet worden: der Großvater der Prinzessin, Herzog Ludwig Rudolf, Vater der Kaiserin, hatte übernommen, die Hochzeit in dem damals durch seine Kunstschätze berühmten Schloß Salzdahlum auszurichten; König und Königin von Preußen mit ihrem Hofstaat, waren schon daselbst angekommen; als bei Seckendorf, der den Hof auch hier begleitete, ein Schreiben des Prinzen Eugen einlief, worin ihm befohlen ward, der Sache wo möglich noch eine andere Wendung zu geben. Einst, als eine Verbindung von England mit Preußen gegen Östreich zu besorgen war, hatte der kaiserliche Hof alles gethan, um dieselbe zu trennen; jetzt, da er nur noch mit Frankreich zu kämpfen hatte, mit England eben wie mit Preußen wieder gut stand, erschien es vortheilhaft, die beiden Mächte, zunächst die beiden Familien zu gefallen einzig und allein Schuld daran ist, daß die Russische Kaiserin sich mit dem Churfürsten von Sachsen vertieft und der Russisch kaiserliche Hof uns jetzt gleichsam à la pointe de son epée forciren will, daß wir den Churfürsten von Sachsen auf dem polnischen Thron befestigen helfen und dadurch zu unserm eigenen Schaden und Verderben arbeiten sollen.

wiederzuvereinigen. Schon einmal hatte Seckendorf eine Andeutung gewagt, der König sich aber in seiner Tabacksgesellschaft darüber unwillig geäußert. Aber allzuwichtig war die Sache; die Erneuerung der großen europäischen Allianz gegen Frankreich schien sich daran zu knüpfen: Seckendorf mußte endlich, obgleich er an dem Erfolge zweifelte — wie denn auch Grumbkow allen Antheil daran ablehnte — zu einer förmlichen Eröffnung schreiten, und zwar unverweilt, ehe es zu spät geworden. Der König lag noch im Bett, als Seckendorf bei ihm erschien, wie er selbst erzählt, mit lächelnder Miene. Sein Antrag ging dahin, daß der König, allem Vorgefallenen zum Trotz, nun doch seinen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin vermählen möge, wogegen die Braut desselben mit dem Prinzen von Wales verlobt werden könne. Es zeigt sich, daß man auch in Wien den König, seine Intention und Denkweise, nicht kannte; man bildete sich gleichsam ein, die Intrigue gespielt zu haben, über welche der englische Hof klagte: man hatte keine Ahnung von dem Ernst und die Gesinnung, die hinter dem aufbrausenden gewaltsamen Wesen dieses Fürsten schlummerte und seinem Thun zu Grunde lag. Der König hörte Seckendorf ruhig an; er ließ ihn das Schreiben Eugens, und die darauf bezüglichen englischen Noten vorlesen; er gerieth auch dann in keine Aufwallung; aber er erklärte mit der größten Entschiedenheit, an eine Sache wie diese lasse sich nicht denken, sie sei wohl von seinen

Feinden ausgesonnen, um ihn der Welt als einen wankelmüthigen Mann ohne Ehre vorzustellen, aber er wolle diesen Schandfleck nicht haben, noch wider sein Gewissen handeln. Ohne alle Zögerung, 12 Juni 1733, ward das verlobte Paar — von Mosheim, dessen Traurede gedruckt ist — eingesegnet, und wenigstens das fand der Prinz daran nicht mehr zu tadeln, daß seine Gemahlin keine englische Prinzessin war; diesen Wunsch hatte er seit der Verheirathung seiner Schwester vollkommen aufgegeben.

In dem König aber, der seine Angelegenheiten immer mit ganzem Gemüthe umfaßte, entstand hierüber eine nicht geringe Entfremdung; dieser persönlichen Verletzung bedurfte es nur noch eben, um in ihm das Bewußtsein seiner eigenen Interessen, in so fern sie von denen der beiden anderen Mächte verschieden waren, zu erwecken, seine Minister konnten diese wieder mit besserem Erfolg in Erinnerung bringen. Die Unterhandlungen nahmen sogleich einen ganz anderen Ton an.

Noch im Juni forderte Seckendorf den König auf, einer Erklärung beizutreten, durch welche die Mächte die Ausschließung Stanislaus Leßczynskis vom polnischen Throne aussprechen wollten; — allein er fand damit nicht mehr die alte Bereitwilligkeit.

Die Minister erinnerten den König, daß der löwenwoldische Vertrag von Östreich und Rußland nicht ratificirt worden sei, und daher auch Preußen nicht binden

könne. Die Bemerkung, die gegen England gegolten, wenden sie nun gegen Rußland und Östreich an: man würde eine subalterne Macht sein, wenn man so schlechthin dem nachtreten wollte, was von den beiden Nachbarn beschlossen worden.[1] Spreche Preußen, sagen sie dann weiter, die Exclusive des Stanislaus aus, so sei es auch verpflichtet, dieselbe aufrecht zu erhalten. Nun wisse man aber, daß der König von Frankreich die Ausschließung seines Schwiegervaters als eine Kriegserklärung ansehen wolle; mit leichter Mühe werde er sich der westlichen preußischen Besitzungen, Cleves, Gelderns, Neufchatels bemächtigen; auch an den polnischen Grenzen, vielleicht selbst in Pommern, werde man feindliche Anfälle auszuhalten haben. Und alles das wozu? Um einen Fürsten auf den polnischen Thron zu setzen, der jedes billige Zugeständniß verweigere, und um eine Allianz gründen zu helfen, von der man sich vielleicht einmal müsse Gesetze vorschreiben lassen, also zu dem eigenen Verderben.

Da Seckendorf sich auf die Verpflichtungen bezog, die der König durch die früheren Tractate übernommen habe, und auf den Grund derselben die unverweilte Aufstellung einer Truppenschaar an den polnischen Grenzen forderte, so befahl der König seinen Ministern, denn er wolle erfüllen, was er schuldig sei, aber nicht einen Schritt weiter gehen, ihm darüber bei Eid und Pflicht die rechte Wahrheit zu sagen, nicht aus ihrer Erinnerung allein,

1. Vorstellung der Minister vom 23 Juni.

sondern sich nach dem Archiv zu verfügen, und den Inhalt der ratificirten Tractate im Original nachzusehen.

Recht förmlich ward dies in Ausführung gebracht; auch Grumbkow ward nach dem Wunsche des Königs zu dieser Handlung herbeigezogen.

Man fand nur zwei ratificirte Tractate, welche in Betracht kommen konnten, den berliner von 1728, und die Erneuerung des russischen vom Jahr 1730. In dem einen und dem andern war von diesen Dingen nur ganz im Allgemeinen die Rede.

Die Minister erklärten auf ihre theure Eidespflicht, daß in denselben kein Wort stehe, wodurch der König gebunden sei, den Stanislaus vom polnischen Throne abzuhalten. Wenn man später einmal diese Absicht zu theilen schien, so war das nur unter der Voraussetzung der Ratification des löwenwoldischen Vertrags geschehen, zu der es aber nie gekommen war. Sie urtheilten, daß der König hierin völlig freie Hand habe; möge er in dieser Sache thun was er wolle, so sei der Kaiser doch verpflichtet, seine anderweiten Versprechungen — in Bezug auf Berg — auszuführen.

Hierauf ward den beiden Kaiserhöfen zu erkennen gegeben, Preußen könne sich in ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, wenn nicht erstlich Sachsen seine Postulate annehme, und man ihm zweitens Entschädigung für den in dem Kriege möglich werdenden Verlust zusage; nach der Ausdrucksweise der Zeit heißt

es in einer amtlichen Eröffnung vom 9 Juli, man fordere „eine proportionirte Convenienz und ein Dedommagement“: hierüber müsse eine neue Abkunft in aller Form zwischen den Höfen aufgerichtet werden, wenn man es nicht vorziehe, den löwenwoldischen Vertrag noch zur Stunde zu ratificiren.

Es ist hierüber noch eine Zeit lang unterhandelt worden.

Seckendorf sagte, wenn die jülich-bergische Sache in vollkommene Richtigkeit gebracht sei, so werde sein Hof kein Bedenken tragen, Curland einem preußischen Prinzen zu garantiren: die preußischen Minister verweigerten auf eine so ferneliegende Bedingung einzugehen.

Seckendorf blieb dabei, die kaiserlichen Höfe würden gewiß mit Sachsen nicht abschließen, wenn dies nicht vorher dem König von Preußen in dessen „so moderaten und billig-mäßigen Postulatis“ Genugthuung gegeben. Allein er sagte damit mehr als er wußte. In diesem Augenblick war die Sache in Wien schon anders entschieden. In Gegenwart des Kaisers wurden einige Conferenzen über die Frage gehalten, ob man sich auch ohne Theilnahme von Preußen mit Sachsen vereinbaren solle oder nicht. Am 16 Juli entschloß man sich endlich, da Preußen so viele Schwierigkeiten mache, die Ausschließung des Stanislaus auszusprechen, den Tractat mit Sachsen allein zu Ende zu bringen. Er ward an demselben Tage unterzeichnet.

Darin ist allerdings noch die Erwartung ausgesprochen, daß Preußen sich dem Wahlgeschäfte anschließen, der Churfürst von Sachsen auf dessen billige Wünsche Rücksicht nehmen werde; aber ein gewaltiger Unterschied ist es doch, eine Abkunft verschieben, bis die Bedingung an die man sie knüpfen will angenommen worden, und sie unterzeichnen, ehe dies geschehen ist. Es ließ sich leicht voraussehen, daß der sächsische Hof dem König von Preußen nichts bewilligen würde, wenn er sich nicht genöthigt fühle; dennoch schloß man in Wien den Vertrag ab; der russische Hof trat demselben bei.

Wir wollen den Staatsmännern, die damals die Politik der beiden Mächte leiteten, kein Verbrechen aus ihrem Verfahren machen. Der Tractat, über dessen Nichtratification sich Preußen beschwerte, war eben darum, weil eine solche nicht erfolgt war, weder für die eine noch für die andere bindend. Wenn Preußen sich beklagte, daß man den Abschluß mit Sachsen nicht länger verschoben habe, so hat doch auch die Antwort der Höfe etwas für sich: die Weigerung des Königs von Preußen, die Exclusive gegen Stanislaus Leßczynski auszusprechen, habe ein längeres Warten unmöglich gemacht; man hätte sonst besorgen müssen, daß derselbe sich festsetze, ehe man etwas gegen ihn thun könne.

Aber dabei ist doch unläugbar, daß sie ihre Politik wesentlich verändert hatten. Sie zogen der bisher so engen Verbindung mit Preußen die Allianz mit dem

von ihnen selbst früher bekämpften und ausgeschlossenen Churfürsten von Sachsen vor.

Wenn wir die Verhältnisse am russischen Hofe richtig beurtheilen, so beruhte Alles darauf, daß wie Löwenwolde sich die Bildung der Allianz mit Östreich und Preußen zu einer fast persönlichen Angelegenheit gemacht hat, der Oberkammerherr Biron dagegen die Allianz mit Östreich und Sachsen-Polen beförderte. Biron aber war bei weitem der mächtigere. Man hat damals von ihm gesagt, zum Kaiser fehle ihm nichts, als der Name: so entscheidend war sein Wort in jeder Beziehung.

Östreich, das ohne Zweifel auch hierauf mitwirkenden Einfluß ausübte, hatte nur immer den Einen Zweck vor Augen, seine Erbfolgeordnung zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Dazu schien ihm nichts dringender, als die Ansprüche des Churfürsten von Sachsen zu beseitigen, die allerdings ein großes Gewicht erlangen konnten, wenn er in die bereits angebahnten Unterhandlungen trat. Um ihn zu gewinnen war die Thronfolge in Polen das einzige, das entscheidende Mittel. Ihm dabei Bedingungen zu Gunsten eines Dritten zu setzen, welche seinen guten Willen wieder irre machen könnten, schien nicht rathsam. Man knüpfte überhaupt an diesen Abschluß die größten Hoffnungen. Wenn auch zuletzt Frankreich, vielleicht mit den bairisch-pfälzischen Höfen bei seinem Widerspruch verharrte, so dachte man ihm ein großes europäisches Bündniß entgegen zu stellen. Man

hoffte, Rußland, Polen-Sachsen, die Seemächte und Preußen zu vereinigen, eine Allianz, stärker als jemals eine andere gewesen war, zumal da man jetzt von Schweden nichts mehr zu fürchten brauchte, so daß Frankreich eher auf Vertheidigung denken, als sich zu einem Angriff entschließen müsse.

Die beiden Höfe und ihre Staatsmänner faßten, wie es zu geschehen pflegt, die ihnen zunächstliegenden wichtigsten Vortheile ins Auge; bei ihren Berechnungen war nur das Eine irrig, daß sie den König von Preußen zu gering anschlugen. Aus Rücksicht auf Östreich hatte Friedrich Wilhelm die englischen, später die sächsischen Anerbietungen zurückgewiesen, diese beiden Höfe von sich gestoßen, sich mit ihnen verfeindet; jetzt wollte man ihn in die entgegengesetzte Richtung mit sich fortreißen, mit dem einen sollte er in die nunmehr verhaßt gewordene Verwandtschaft, und mit dem andern wenigstens in Bundesgenossenschaft treten. Man schien zu glauben, der König sei durch das Versprechen in der bergischen Sache auch für jede andere Beziehung auf immer gefesselt. Gewann es nicht das Ansehen, als habe man die Allianz desselben in den nordischen Angelegenheiten blos deshalb gesucht, weil August II unzuverlässig, vielbeweglich war, und mit gefahrdrohenden Absichten umging? Aber dem König von Preußen war ein minder ehrgeiziger, den beiden Mächten noch mehr verpflichteter, überdies so ernstlich katholischer, sächsischer König auf dem polnischen Throne fast

noch unbequemer als jener. Und wie, wenn dann vollends die Allianz mit England und Holland zu Stande kam? Man hätte Preußen mit fortgerissen, ohne es zu fragen. Der König sagte einmal, man wolle ihn wie einen Papagei in einem Bauer einschließen, daß er sich nicht regen könne. Friedrich Wilhelm I war nicht der Mann, der dies nicht sofort empfunden oder es sich hätte gefallen lassen wollen. Daß Preußen sich nach den Gesichtspuncten die sein Wesen gebot bewegen könne, war die Summe seines Ehrgeizes, die tiefste politische Regung, die in ihm lebte. Er beschloß in seinem Sinne, diese Dinge getrennt zu halten, da sie es von Anfang an gewesen waren: die geheime Allianz zu beobachten, so weit sie reichte; übrigens aber seinen eigenen Weg zu gehen. Sich von dem Kaiser auch nur einseitig zu trennen, ward ihm unendlich schwer; er hat es oft mit einer Treuherzigkeit ausgesprochen, die keinem Zweifel Raum läßt [1]; aber es war nun nicht mehr anders, und zuerst in den polnischen Angelegenheiten müßte es geschehen.

Wollen wir wahrnehmen wie seine Politik überhaupt eine andere Haltung gewann, so müssen wir ihn in diese und die sich daran knüpfenden allgemeinen Verwickelungen begleiten.

1. Nur eine Randbemerkung des Königs vom 26 März 1733 sei erwähnt: Meine Feinde mögen thun was sie wollen so gehe ich nicht ab vom Kaiser oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen sonsten ich mit Treue und Blut sein (bin), und bis in mein Grab verbleibe.

Er kehrte auf seinen ersten Gedanken zurück, daß die Polen Einen aus ihrer Mitte zu ihrem König wählen möchten; nicht gerade Stanislaus, den er zwar nicht ausschloß, aber auch nicht empfahl, sondern einen Andern von minderer politischer Bedeutung. Auch gab es eine Anzahl polnischer Großen — man nennt die Wisnowiezki, Radziwill, Sangußki, Lubomirski, Sapieha — die ohne darum sächsisch zu sein doch nicht billigen wollten, daß ein zu verschiedenen Malen durch die Republik für einen Feind des Vaterlandes Erklärter jetzt auf den Thron berufen werde.[1] Auf verschiedenen Diätinen hat man festgesetzt, daß der zu wählende Piast keine Verbindungen mit auswärtigen Mächten haben, dem übrigen Adel gleich stehen solle. Und gewiß wäre nichts wünschenswürdiger gewesen, als daß die Nation sich ein unabhängiges drittes, keiner der beiden Parteien angehöriges Oberhaupt gegeben hätte. Allein die genannten Magnaten konnten sich über ein solches nicht vereinigen; mehrere hätten selber die Krone davonzutragen gewünscht.[2] Dagegen erklärten sich die Potocki mit der ganzen Schaar des geringen Adels, und zugleich ihre sonstigen Widersacher, die Czartorinsky und Poniatowsky, für Stanislaus.

1. Stanislaum in fundamento antiquissimarum legum et constitutionum praesertim vero de annis 1593, 1607, 1670, — nomine tenus per constitutiones reipublicae de annis 1703, 4, § 10, 16, 18 pro hoste patriae tyranno impostore in omne aevum inhabili ad terram Poloniae et pro ineligibili declaratum. Das Wahldiarium ist damals gedruckt worden.

2. Quot capita tot sensus: quot sensus tot reges. (Schreiben aus Litthauen.)

Schon bei der Festsetzung des Generalconföderationseides behielten sie, obgleich nicht ohne mancherlei Gewaltsamkeit und Kampf, die Oberhand; sie merzten jene Bedingung aus der Formel aus. Der Primas, Theodor Potocki Erzbischof von Gnesen, und der französische Gesandte hielten die Partei zusammen. Als der Wahlreichstag Ende August zusammentrat, zeigte sich eine unzweifelhafte Mehrheit für Stanislaus; von den Andersgesinnten wagten Einige nicht zu erscheinen: Andere zogen sich nach einiger Zeit zurück; bei den ersten Umfragen, am 11 und 12 September, war alles entschieden. Auf dem Wahlfelde hatten die verschiedenen Woiwodschaften und Povjaty's (Districte) die ihnen angewiesenen Plätze eingenommen; dann setzte sich der Primas des Reiches in Bewegung, mit einem Geleit von 500 Mann zu Pferde; zuerst zu den Großpolen: sie riefen alle: es lebe Stanislaus; so die übrigen; von allen Povjaty's haben nur zwei, von Sendomir ihn ausgeschlossen; ein einziger Edelmann hat den Churfürsten von Sachsen genannt, doch nicht, ohne sich dadurch tumultuarische Mißhandlungen zuzuziehen. Man hat dem Primas nach der Hand vorgeworfen, daß die widerstrebenden Stimmen durch die Vivats seiner Begleiter übertäubt worden seien; doch ist kein Zweifel, auf dem Wahlfelde herrschte eine beinahe einmüthige Stimmung: endlich schwieg auch der letzte Widerspruch eines Volhyniers; mit allgemeinem Beifall ward Stanislaus begrüßt, der selbst, verkleidet und insgeheim mitten durch die deut-

schen und die preußischen Länder herbeigekommen war, und unter den gewöhnlichen Ceremonien zum König ausgerufen.

Die Polen sahen in dem Rechte einer freien Königswahl eine Prärogative, die sie vor allen Nationen der Welt auszeichne. In der Rede, mit welcher der Convocationsmarschall Massalski die Versammlung auf dem Wahlfelde eröffnete, wird ihr Glück gepriesen, indem Gott in ihnen das Andenken der Freiheit erhalte, die er den Menschen von Anfang an gegeben habe: — bei andern Völkern könne es geschehen, daß ein Erbherr, dem die Hände noch mit dem Wiegenbande gebunden, Gesetze vorschreibe, die Unterwerfung der Polen stamme aus ihrem freien Willen. Es flößt ein moralisches Mitleiden ein, wenn man sieht, wie sie bei alle diesem Selbstgefühl sich doch zu keiner Handlung wahrer Selbständigkeit erheben, sich durch fremden, mit Geld wir wollen nicht geradezu sagen hervorgebrachten, aber doch unterstützten Einfluß fortreißen lassen, ohne sich recht bewußt zu sein was sie thun. Das mächtige Rußland hatte ihnen angekündigt, es für eine Kriegserklärung halten zu wollen, wenn sie Stanislaus wählten; nichts war gewisser, als daß dies Wort erfüllt werden würde: welche Vorkehrungen traf man um einem solchen Anfall zu begegnen? Man hat nichts bedacht, nichts vorgekehrt. Wie die Sachen gingen, so fanden die Russen nicht allein keinen Widerstand, sondern eine bessere Unterstützung als sie jemals hätten

hoffen können. Die Nichteinverstandenen, welche sich von dem Wahlreichstag getrennt und nach Praga begeben hatten — noch besonders dadurch beleidigt, daß man dort gar nicht einmal die Rückkehr der zu ihnen abgeschickten Boten erwartet, sondern den Primas zu unverzüglicher Proclamation des Stanislaus genöthigt hatte — begaben sich unter den Schutz der von ihnen selbst eingeladenen, unter Lacy heranrückenden russischen Truppen.[1] Dann aber blieb ihnen auch nichts weiter übrig, als demjenigen ihre Stimme zn geben, den die Kaiserin und einige Bischöfe ihnen vorschlugen. Noch ehe der Termin des Wahlreichstags vollends abgelaufen, kamen sie in die Nähe von Warschau zurück und nahmen auch ihrerseits ein Wahlfeld ein, wo vor Zeiten wenigstens Ein König, Heinrich von Anjou, erhoben worden war; hier, nicht ohne die altherkömmlichen Formen nachzuahmen, so weit ihre geringe Anzahl es gestattete, erwählten sie am 5 October 1733 den Churfürsten von Sachsen zum König von Polen. In einem nahen Walde standen die Russen. Noch waren ihrer nicht mehr als 12000. Wer hätte nicht erwarten sollen, daß der feurige Adel, bei 100000 Köpfe stark, sich gegen sie erheben, und sie zurückwerfen würde? Die Zeiten solcher Thatkraft aber waren vorüber. Damals setzten die Polen ihre ganze Hoffnung auf französische Hülfe.[2]

1. Manstein Memoires sur la Russie S. 33. Seyler Leben Stanislai 336 mit einigen trotz ihrer Heftigkeit belehrenden Manifesten.

2. Lettre d'un Seigneur Polonais, écrite de Königsberg 10 Sept. 1735. Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 88.

Auch nahm man nirgends in der Welt einen so lebhaften Antheil an dem polnischen Ereigniß wie eben in Frankreich. Eine Anzahl reicher Privatleute, Geldbesitzer, Große des Hofes haben den Freunden des Stanislaus über Amsterdam und Hamburg ansehnliche Summen zukommen lassen und seine Erhebung unterstützt. In der Schloßcapelle zu Versailles sang man ein Tedeum dafür: in Paris mußte eine beabsichtigte Erleuchtung durch ein Verbot gehindert werden. Wir berührten schon, daß Ludwig XV hatte erklären lassen, die Ausschließung seines Schwiegervaters werde er als eine Kriegsankündigung desjenigen Hofes betrachten, der sie ausspreche.

Gegen einander über erscheinen diese beiden Drohungen, Rußlands die Wahl des Stanislaus, Frankreichs die Ausschließung desselben als eine Kriegserklärung betrachten zu wollen, doch ist zwischen ihnen großer Unterschied. Rußland richtete seine Drohung gegen die polnische Nation, in sofern sie für Stanislaus sei; Frankreich die seine nicht etwa gegen die Polen, welche gegen ihn wären, seine vornehmsten Absichten gingen gegen die Höfe selbst, besonders gegen Östreich.

Wir wissen, mit welcher Eifersucht man in Versailles den Fortgang der Erbfolgesache beobachtete; sie verdoppelte sich, wenn man in Betracht zog, daß der Herzog von Lothringen zum Gemahl der Erbin von Östreich und zugleich zum Römischen König bestimmt war, daß hiedurch sein Land in den großen Complex der kaiserlichen Gebiete

gezogen werden sollte. Wie oft ward die Friedensliebe des Cardinal Fleury angeklagt, daß er es versäume, sich der Vollziehung eines solchen Ereignisses entgegenzusetzen: bald werde Lothringen ein furchtbares militärisches Bollwerk gegen Frankreich bilden. Marschall Villars, der noch in den Erinnerungen des Zeitalters Ludwigs XIV lebte, hat einst im versammelten geheimen Rath den Cardinal gefragt, ob dies Vorhaben nicht eben so gefährlich für Frankreich sei, wie einst die Ligue von Augsburg, und da dies einleuchte, ob man nicht eben so gut zu den Waffen greifen müsse wie damals; — Ludwig XIV habe keinen Verbündeten gehabt, jetzt habe man deren.

So friedfertig Cardinal Fleury auch erschien, so erbten sich doch in ihm, — es wird uns noch oft entgegentreten, — die alten Grundsätze der französischen Politik fort, die auf ein allgemeines Übergewicht gerichtet waren; nur daß er weniger lärmend und ungeduldig als seine Vorgänger, mehr im Stillen vorbereitend zu Werke ging. Eben erst der Verbündeten suchte er sich jetzt zu versichern. Pfalz und Baiern hatte er schon lange, unter andern auch durch das Versprechen, das erste in der Bergischen Sache zu unterstützen, an sich gefesselt. Es gelang ihm, den König von Sardinien, in dessen Rathe einige von dem Wiener Hofe beleidigte Minister das Wort führten, zu gewinnen. Hauptsächlich ward jede Irrung beseitigt, die noch mit Spanien obwalten konnte; es ward ein Vertrag verhandelt und nach kurzer Zeit zu Stande ge-

bracht, in welchem sich die beiden Mächte vereinigten, sich der Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der ältesten Tochter des Römischen Kaisers, als welche die Sicherheit des bourbonischen Hauses gefährde, mit bewaffneter Hand zu widersetzen. [1] Alle Pläne wachten auf, welche die Bourbons jemals gehegt, in deren Erreichung sie nur durch die Dazwischenkunft der Seemächte und der protestantischen Deutschen gestört worden waren. Fleury soll gesagt haben, er denke auf eine Carte gegen Östreich ein paar Königreiche zu gewinnen.

Diese Carte im Hazardspiel der Politik und des Krieges war die polnische Succession. An deren Durchführung war ihm ohne Zweifel ebenfalls gelegen, aber noch viel höher schlug er die Gelegenheit an, den alten Kampf gegen Östreich unter günstigen Umständen zu erneuern.

Man möchte zuweilen verzweifeln an dem Nutzen menschlicher Voraussicht, bei der Art wie Staatsangelegenheiten geführt werden. In Wien ist der Gang dieser Dinge von dem ersten Augenblick an, wo Maria Leßczynska aus einem Kloster von Insbruck verschwand, um mit dem König von Frankreich vermählt zu werden, vorhergesehen, und jeder weitere Schritt in dieser Richtung beobachtet, dahin ausgelegt worden, die Erfüllung dieser Absichten aber hat man darum nicht gehindert, sondern eben das gethan, was dem Gegner dazu erwünscht war.

1. Am 7 Nov. 1733. Bei Cantillo 277, wo es als primer pacto de familia entre las coronas de España y Francia bezeichnet wird.

Östreich war so wenig gegen Frankreich gerüstet, wie Polen gegen Rußland; dennoch trug weder das eine noch das andere Bedenken, den Fehdehandschuh aufzunehmen, der ihm hingeworfen wurde; Polen wählte Stanislaus, Östreich schloß ihn aus.

Hätte man aber nicht glauben sollen, daß Östreich, als es sich auf diese Weise mit einem Kriege an den westlichen Grenzen bedroht sah, nun auch wenigstens darauf denken würde, den Freund, dessen Bundesgenossenschaft ihm bereits von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, gegen den es Verpflichtungen übernommen, die von diesen Dingen unabhängig waren, den König von Preußen wieder an sich zu ziehen, um mit ihm im Bunde zugleich die deutsche und die eigene Sache zu vertheidigen?

Es schlug ein Verfahren ein, fast noch unerklärlicher als das erste.

Der König von Preußen fühlte sich in den polnischen Angelegenheiten verletzt und davon abgewendet; darum hätte er aber nimmermehr den Franzosen am Rheine den Sieg gegönnt; daß sie Lothringen erobern sollten, lag außerhalb seiner Politik. Ihm seinerseits war es ganz recht, wenn dies Land einmal mit Östreich verbunden wurde; wofern nur dagegen auch der preußische Anspruch auf Berg zur Ausführung gelangte.

Obwohl beleidigt, näherte er sich doch, als der Krieg ausbrach, von freien Stücken dem Wiener Hofe. Er

bot dem Kaiser an, mit aller seiner Macht an demselben Theil zu nehmen, noch im November 1733 mit dreißig- bis vierzigtausend Mann am Niederrhein zu erscheinen, sich entweder mit den Völkern des Kaisers und des Reichs zu vereinigen, oder auch allein nach jeder Seite hinzuwenden, wo eine Gefahr drohe. Dagegen forderte er nichts, als was ihm ohnehin zugesagt war, und allem menschlichen Ansehen nach zufallen mußte, das Herzogthum Berg, nur zugleich mit Düsseldorf und unter der Bedingung, sich dasselbe durch vorläufige Besitznahme ohne Verzug zu sichern. Ich kann nicht finden, daß er irgend eine andere Absicht gehegt hätte.

An dem Wiener Hofe konnte man unmöglich den Vortheil verkennen, den eine Hülfsmacht, wie die dargebotene, hätte leisten können; aber man würdigte sie vielleicht nicht nach Gebühr; und vor allem, man fühlte eine unbezwingliche Scheu, diese nunmehr so gewaltig anwachsende Kriegsmacht, welche nicht mehr in einer untergeordneten Rolle festzuhalten war, neben sich erscheinen zu sehen. Der König bekam aus Wien eine Antwort, wie kurz vorher aus Dresden, in allen Formen des freundlichsten Verständnisses, aber ausweichend, ablehnend. [1] Der

1. „Weil aber," schreibt Seckendorf 1 Sept., „E. K. M. Dero völlige Macht nicht eher als bis Anfang Novembris können marschiren lassen, so sieht man hingegen die Noth, worin dermalen der Kaiser steckt, vor so groß und pressant an, daß man gezwungen ist, E. K. M. nochmaln umb die nach dem Allianztractat versprochenen 10000 M. Hülfsvölker anzusuchen." Der König antwortet am 3 Sept.: daß sein Erbieten mit 41 Bat. und 97 Esc. bei erfolgendem Frie-

Kaiser werde zufrieden sein, wenn Preußen die im Allianztractate festgesetzte Hülfe von 10000 Mann ins Feld stelle; wogegen er nochmals heilig versichere, zur Herbeibringung von Berg, sobald es erledigt werde, alles mögliche beizutragen. Der König war erstaunt und verwundert. Siehe da, sagt er in einem seiner Briefe, wie gut berathen Se. Kf. Majestät ist; es geht ihm in der französischen Sache wie in der polnischen; — mögen nun die Franzosen den Meister spielen, ich habe mich nicht hineinzumischen, aber so mag denn auch der Kaiser sich einen andern Verbündeten suchen, um alles für ihn einzusetzen wie ich gethan haben würde.

Es war ein peinvoller Augenblick für König Friedrich Wilhelm, in welchem er fast selber irre wurde in dem Kerne seiner politischen Gedanken. Er hatte alles gethan, um ein starkes Heer aufzustellen, von dem er sich Ansehen und Einfluß in Europa versprach. Jetzt, bei der ersten Gelegenheit, wo er die Dienste desselben einem Verbündeten anbot, der ihrer dringend bedurfte, ohne daß er sehr erhebliche Gegendienste gefordert hätte, ward er zurückgewiesen. Er hat wohl einmal gesagt, es wäre besser, die Armee gar nicht zu haben; wollte er sich begnügen, zehntausend Mann zu halten, so würde er keiner Contribution bedürfen, sein Land würde dann noch in viel bessere Auf-

densbruch am Rhein zu erscheinen, anders angesehen werden wolle als er gemeint, thue ihm leid; würden seine Truppen den Winter über am Niederrhein stehen, so würden die französischen Concepte sehr verrückt werden.

nahme kommen, und eins der reichsten in der Welt wer=den. Fast schien es ihm, die Macht bedeute doch nicht so viel als er geglaubt hatte.

Wir dürfen sagen: er war nur noch nicht mächtig genug! Sein Kriegsheer erweckte Eifersucht, aber erzwang ihm keine unbedingte Rücksicht. Man wußte sehr wohl, daß seine Gedanken von dem reichsständischen Gesichts=kreis, wiewohl er sich hie und da von demselben loszu=reißen suchte, wesentlich umfangen wurden. Obgleich zu=rückgestoßen von Östreich und Rußland, und noch im=mer nicht ohne den Stachel der alten Beleidigung von England, war er doch nicht in der Lage noch auch Stimmung und Sinnesweise, um, ohne die äußerste Noth, eine Wendung nach der französischen Seite hin zu nehmen.

Er war beleidigt und hatte Waffen: aber man brauchte ihn nicht zu fürchten.

Der kaiserliche Hof blieb dabei, daß man den König von Preußen nicht als einen Verbündeten, Gleichstehen=den behandeln müsse, sondern als einen Reichsstand.

Das war überhaupt für die Macht der deutschen Na=tion das Verderblichste in dem alten Reichssystem, daß diese nur aus der selbständigen Kraft der größeren Ge=biete hervorgehen konnte, daß aber, sobald eine solche sich erhob, in dem Reichsoberhaupte darüber eine Eifersucht entstand und entstehen mußte, die ihm früherhin Unter=drückung, jetzt wo daran nicht zu denken war, ein bei

Seite halten derselben wünschenswerth erscheinen ließ, selbst in so dringenden Fällen wie der damalige.

Bei alle dem würde das Verfahren des kaiserlichen Hofes unerklärlich sein, wenn er nicht noch anderer Verbündeten sicher zu sein geglaubt hätte. Er rechnete mit Bestimmtheit auf den Beistand der Seemächte; es schien ihm unmöglich, daß diese das Gleichgewicht von Europa, für das sie so oft das Schwert gezogen, nicht auch in der augenscheinlichen Gefahr, in der es sich jetzt befand, vertheidigen sollten.

Was England anbetrifft, so wäre König Georg II für seine Person sehr geneigt gewesen, das Verhältniß der alten Allianz wiederherzustellen. Sein Gesandter hat in einem Augenblick, wo Östreich noch zweifelte und schwankte, eine Erklärung darüber gegeben welche alles hoffen ließ. Nation, Parlament, und besonders die Kaufmannschaft des Reiches aber waren nicht dieser Meinung. Sie hatten nicht vergessen, in welchen Gegensatz gegen ihre mercantilen Bestrebungen Carl VI vor kurzem getreten war. Die Dinge nach ihrem Erfolge kurz und gut beurtheilend, hatten sie gefunden, daß es dem englischen Handel keinen Vortheil bringe, wenn Neapel und Sicilien von Wien aus regiert werde. [1]

1. Man sagte dem preußischen Residenten Bork 1734, der englischen Nation gelte es gleich wer Herzog in Mailand sei, vor die englische Handlung aber sei es viel besser, daß Neapolis und Sicilien wieder an Spanien komme, weil der kaiserliche Hof den Engländern das Commercium in diesen Landen verdorben habe.

Dazu kam, daß der leitende Minister Robert Walpole, der ein durchaus friedliches System befolgte, und immer in guten Verhältnissen mit Frankreich stand, nicht geneigt war sich in die Verlegenheiten zu stürzen, welche ihm seine Feinde wünschten. Er erklärte, er könne nichts ohne Holland thun.

Von Holland aber lag am Tage daß es nichts thun würde. Man sieht da recht, wie sehr es Fleury zu Statten kam, daß er seinen Angriff auf den durch die Friedensschlüsse anerkannten Bestand der kaiserlichen Lande durch einen anderweiten Kriegsanlaß begründete. Die Republik Holland hat den Kaiser, noch ehe die Sachen zu ihrer Entscheidung gelangten, gewarnt, sich in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, selbst wenn er das Recht haben sollte dies zu thun; in ihren Verträgen mit ihm sei kein Artikel zu finden, durch welchen sie verpflichtet würden, ihm alsdann Hülfe zu schicken. Daran hielten sie fest, auch als der Krieg ausbrach. [1]

Genug, die beiden Seemächte, so viel man auch auf sie rechnete, rührten sich nicht; von einer freien preußi-

1. Schreiben der Republik 9 Juli 1733. Quum non obscure appareat, quorsum Polonorum mentes maxima ex parte se inclinent, acutissimo C^ae R^ae M^ts vestrae judicio perpendendum relinquimus, an tantum inter candidatos coronam ambientes discrimen esse queat, ut posito, quod M^ti V^ae jus sit vel alterius electioni intercedere, non satius foret, hanc causam leniter tractare, quam discrimen ad extrema perducere — — — nullo nos pacto vel foedere obligatos nos immiscere bello ex dissidiis de eligendo Poloniae rege, absit omen, surrecturo.

schen Bundesgenossenschaft wollte man nichts hören: — und so mußte sich nun das Schicksal erfüllen.

Die Franzosen besetzten Lothringen und Bar, um es niemals wieder zu verlassen. Diese Eroberung ließ sich in diesem Augenblick so wenig verhindern, daß man ihrer in der deutschen Geschichte kaum mit einem flüchtigen Worte gedacht hat. Die Aufmerksamkeit ward durch andere noch dringendere Gefahren gefesselt.

Noch lebten ein paar von den Kriegsanführern, welche den Ruhm der Zeiten Ludwigs XIV darstellten und an der Idee derselben festhielten; sie waren, so lange der französische Hof eine andere Politik befolgte, wenig in Thätigkeit und ohne Einfluß gewesen; plötzlich traten sie wieder hervor.

Jener Berwick, der unter allen Feldherrn wohl das Meiste zur Befestigung Philipps V in Spanien beigetragen, durch glückliche Manoeuver, wie im Jahre 1706, und durch entscheidende Schlachten, er ist der Sieger von Almanza — ein Mann von natürlichem Heldenmuth, und überaus glücklich auch in seiner Zurückgezogenheit von Fitzjames, wo er der Gartenkunst pflegte, — erschien jetzt im September 1733 bei der Armee in Strasburg, überschritt den Rhein und besetzte Ende October Kehl, um den Übergang für die Folge frei zu halten.

Villars, der schon 1672 dem König Ludwig XIV in seinem Unternehmen gegen Holland gefolgt war, einmal in Begriff gestanden den Churfürst von Baiern nach

Wien zu führen, und an der späteren Politik seines Hofes am meisten tadelte, daß sie 1725 die Gelegenheit versäumt hatte, ein drittes Haus Bourbon zu errichten, welchem die östreichische Monarchie zugefallen wäre, fühlte sich jugendlich glücklich, als die alten Absichten wieder emportauchten; mit Freuden übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Italien, so viel Jahre er auch schon zählte; ich glaube, sagt er in seinen Memoiren, meinem König und dem König von Spanien meine Dienste nicht versagen zu dürfen, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern übrig ist.[1] Schon am 3 November 1733 ward Mailand von der französisch-sardinischen Armee in Besitz genommen; im December eroberte Villars das damals sehr feste Pizzighetone; in einem Augenblick war er Meister der ganzen Lombardei.

Und da nun die östreichische Macht dergestalt am Po und am Rhein vordringende Feinde zu bekämpfen hatte, so konnten die alten Pläne des spanischen Hofes, in denen sich der Ehrgeiz der Farnesen mit dem der Bourbons durchdrang, ausgeführt werden. Don Carlos, der in Folge der früheren Festsetzungen Besitz in Parma ergriffen hatte, erhob sich an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das der Graf von Montemar in Toskana gesammelt, zur Eroberung von Sicilien und Neapel. Ich

1. Das letzte Wort in den Memoiren. Petitot 71, 138. Man entschuldigte sich, daß man ihn nicht zum Connetable machen könne; welcher Gedanke hier also noch einmal erscheint.

möchte nicht wiederholen, was man oft gesagt hat, die Abneigung der Neapolitaner gegen das östreichische Regiment, ihr Wunsch eine eigene Regierung zu haben sei ihnen zu Hülfe gekommen: der unparteiische und wohlunterrichtete Foscarini versichert vielmehr, seit Jahrhunderten sei von den Einwohnern des Königreiches keiner Regierung mehr Ergebenheit bewiesen worden, als der damaligen: Neapel habe im Augenblicke der Gefahr unzweifelhafte Proben der Treue gegeben: nur etwa Palermo habe die Veränderung mit Vorliebe begrüßt, auch dies aber erst, als sie geschehen.[1] Denn dazu war man allerdings nicht vorbereitet, um einer spanischen Flotte, welche die See und die Inseln beherrschte, und dem durch den Kirchenstaat einbrechenden Kriegsheer Widerstand zu leisten. Schon im Mai 1734 konnte Don Carlos den Titel eines Königs beider Sicilien annehmen. Ein paar feste Plätze hielten sich eine Zeit lang, diesseit der Meerenge Gaeta und Capua, jenseit derselben Siracusa und Trapani, jedoch ohne daß dies die Besitzergreifung gehindert hätte.

Man muß dies Unternehmen als eine Fortsetzung des spanischen Erbfolgekrieges ansehen. Wenn der bourbonisch-spanische Hof einst beim Wiener Frieden auf seine Ansprüche Verzicht leistete, so hatte er das doch nur in der

1. Relatione: dopo perduta la patria (Milano) non si trovò alcuno di quei tanti, che militavano dentro le truppe imperiali, il quale abandonasse il servizio per cura di riavere le sue rendite — — — raro poi e memorando esempio diedero li S^ri^ Neapolitani, i quali accompagnorono la fuga del Vicere con larghissime soventioni di soldo.

Hoffnung gethan, seine Absichten auf eine andere Weise zu erreichen. Da daraus nichts geworden war, so kehrte er zu seiner früheren Politik zurück. Als Philipp V 1731 seinen Sohn nach Italien schickte, umgürtete er ihn feierlich mit dem Schwerte, das er selber einst getragen, als er von Ludwig XIV nach Spanien entlassen wurde.

Doch kann man diese Ereignisse kaum einen Krieg nennen. Es war die Besitznahme militärisch vernachlässigter, unvertheidigter Provinzen; wollte der Kaiser sein Erbtheil behaupten, so mußte er es wieder erobern.

Von Anfang an aber sah es nicht aus, als ob er dazu fähig sein würde. Es dauerte bis in den Sommer des Jahres 1734, ehe er zwei Heere ins Feld brachte, das eine im Mantuanischen unter Mercy, das andere unter dem Prinzen Eugen am Rhein, bei welchem die Reichstruppen standen[1]; doch zeigten sich diese höchstens geeignet, dem Feinde ein weiteres Vordringen zu verwehren, nicht etwa ihm seine Eroberungen zu entreißen.

Glücklicherweise haben wir nicht die traurige Pflicht, die Feldzüge von 1734 und 1735 ausführlich zu schildern.

An dem ersten nahm der König von Preußen, dem sein Kronprinz vorausgegangen, persönlich Theil. Er stellte

1. Dem Reich war die Kriegserklärung durch den Kaiser und Hannover gleichsam abgedrungen worden. Der König von Preußen hatte gerathen, „Anfangs nur defensiv zu Werke zu gehen, und sich vorher in behörige Positur zu setzen, ehe man den Krieg erkläre“: er klagt, daß man ihm das fast zu einem Crimen gemacht. Französischer Seits hat man behauptet, die Erklärung wäre am Reichstag leicht zu verhindern gewesen, da Östreich und Sachsen als in eigener Sache nicht hätten stimmen sollen.

die 10000 Mann, welche ihm der Berliner Vertrag auflegte, denn von dem wollte er kein Haarbreit abweichen, und Eugen bekannte, die preußischen Truppen seien bei weitem die besten von allen welche erschienen waren. Aber gegen die Franzosen anzugehen, welche in zwei Abtheilungen über den Rhein gekommen, und Philippsburg belagerten, die Verschanzungen anzugreifen, die sie hier um sich gezogen — mit einer Kunstfertigkeit, in der sie noch den Preis in Europa hatten [1] — hielt sich Eugen doch keinen Augenblick für stark genug; vor seinen Augen ging diese wichtige Festung verloren. Er begnügte sich, durch wohlgewählte Stellungen bei Heilbronn und Bruchsal die vorderen Reichslande zu decken. Als der König von Preußen angekommen, war er zufrieden, daß dieser, dem er die Gründe seines Verfahrens auseinandersetzte, dasselbe billigte. So feurig der Kronprinz eine Schlacht gewünscht hätte, so meint er doch, dem alten Feldherrn mache jetzt auch seine Unthätigkeit Ehre.

Im Jahre 1735 waren die Dinge besser vorbereitet. Zu den Truppen des Kaisers und des Reiches, neben denen man besondere Abtheilungen der Preußen, Sachsen, Hannoveraner und Hessen unterschied, stießen diesmal auch die russischen Hülfsvölker, für die man vorzügliche

1. Foscarini Relatione di 1736. Di queste linee si ragionò molto degli imperiali, i quali ammiratori dell' eccelenza dell' opera et della prestezza di condurla conobbero non poter stare eglino a petto dei nemici nelle mecaniche della guerra ed accusavano l'abandono di simili arti nella militia tedesca.

Sorge trug. Die Armee konnte 130000 Mann stark sein; unter ihrem vorsichtigen Führer, dem Prinzen Eugen, der im Anfang des Juni den Oberbefehl übernahm, und sein Lager zuerst bei Bruchsal, dann bei Heidelberg aufschlug, genügte sie, die Franzosen, welche wenn nicht in gleicher doch in wenig geringerer Zahl, unter dem Marschall von Coigny eine Stellung bei Ost- und Westhofen genommen, auf dem linken Rheinufer festzuhalten. Man erschöpfte sich gegenseitig in Bewegungen, wie sie die gelehrte Kriegskunst rathsam erscheinen ließ, aber ohne alle Erfolge. Es waren schon Ereignisse, wenn ein französischer Parteigänger, La Croix, der herübergekommen, im Rheingau in die Hände der Landmiliz fiel, oder wenn preußische Husaren von einem Ausfall einige Gefangene und viele Wunden zurückbrachten. [1] Mochte man aber auf diese Art sich tapfer erweisen, so konnte man weder die verlorenen Festungen noch vollends Lothringen wiedererobern. Die Franzosen behaupteten alle Vortheile, deren sie sich im Beginn des Krieges bemächtigt hatten.

Noch weniger ließ sich in Italien eine günstige Umwandlung der Dinge erwarten. Die Verbündeten erschienen in der Lombardei mit dreimal stärkeren Kräften als der Kaiser, und der General, welchem nach mancherlei

1. Ein preußischer Husar soll bei einem solchen 12 bis 14 Wunden erhalten haben. Der König sagte, es freut mich, daß meine Husaren wohl gethan haben: in solchem Wasser solche Fische. Früher schrieb er von seinen 10000 M.: „ich hoffe, daß sie sich so werden aufführen wie sich ein Brandenburger aufzuführen gewohnt ist.“ (25. Juni.)

Wechsel der Oberbefehl über dessen Truppen mit einiger Zuversicht anvertraut worden, Graf Königsegg, erwarb sich einen gewissen Ruhm schon dadurch, daß er das Heer ohne Niederlage in das Gebiet von Trient zurückzog.

Es giebt große Ereignisse in der Weltgeschichte, ohne große Thaten. So wenig literarische Genugthuung sie dem Erzähler oder dem Leser gewähren, so sind sie doch der Betrachtung überaus würdig; eines von ihnen ist das vorliegende.

Wenn man den Ursachen der östreichischen Unfälle nachforscht, so liegen sie, wie berührt, nicht in der Abneigung der Völker, auch wenigstens nicht allein in dem Mangel an militärischer Vorbereitung. Oder hätten die östreichischen Truppen Neapel und Sicilien wohl in der That gegen die spanisch-französische Flotte vertheidigen können, wenn ihnen keine eigene Kriegsmarine zur Seite stand? Daß der Krieg einen so ganz andern Gang nahm, als der über die spanische Erbfolge geführte, kam allein von der veränderten Lage der großen Mächte her. Ohne die Hülfe von England und Holland und die Theilnahme der protestantischen Deutschen war Östreich einem Anfall, wie der, den es erfuhr, nicht gewachsen. Der Erfolg beruhte weniger auf Waffenthaten, als auf dem politischen Machtverhältniß im Allgemeinen. Wenn man die Kräfte die mit einander im Kampfe waren, gegen einander abwog, so war dies das Resultat. So wird es immer gehen, wofern sich nicht Regierungen und Völker, jene

mit Umsicht führend, diese mit Tapferkeit streitend, zu kräftigem Widerstand vereinigen. Davon aber war damals nicht die Rede.

Und da nun Frankreich im Westen vollauf beschäftigt war, und dem Osten keine eigentliche Aufmerksamkeit zuwenden konnte, so erfolgte hier nach demselben Gesetze, daß sich das Übergewicht nach der andern Seite hin neigte. Die Anhänger Leßczynskis mutheten sich keine ernstlichen Anstrengungen zu, sie wichen wie aus der Hauptstadt, so weiter von Ort zu Ort; endlich mußte es eine ursprünglich deutsche, allerdings seit Jahrhunderten mit der Republik verbundene Stadt sein, das schon manches Mal vergeblich belagerte Danzig, welches dem zurückweichenden König zur Zuflucht diente; übrigens aber hatten die Russen allenthalben die Oberhand.

Schon durch diesen Gang der Dinge gerieth der König von Preußen in eine sehr nachtheilige Lage. Man sieht hier wohl, was es sagen will, wenn sich einst der große Churfürst zum Grundsatz gemacht hatte, niemals neutral zu bleiben: das ist: keine Entscheidung der europäischen Dinge zuzulassen, ohne das Gewicht seiner Kräfte hineinzuwerfen. König Friedrich Wilhelm war jetzt in den Fall gekommen, davon ausgeschlossen zu sein: aber dadurch geschah ihm dann, daß auf beiden Seiten seine Sympathien mehr dem geschlagenen Theile galten. Am Rheine war er gegen die Fortschritte der Franzosen, und er setzte sich ihnen als Reichsstand entgegen; in Po-

len war er gegen die Befestigung des Churfürsten von Sachsen und die Fortschritte der Russen an den Mündungen der Weichsel.

Wie gern hätte er die Belagerung von Danzig, zu der die Russen sich anschickten, verhindert! Er ließ der Kaiserin Anna vorstellen, welch ein unersetzlicher Schade seinen preußischen Unterthanen dadurch erwachsen werde; sie antwortete ihm, das Betragen der Danziger gegen sie sei so unehrerbietig gewesen, daß sie dieselben strafen müsse. Im Frühjahr 1734 zog General Münnich zur Belagerung heran. Friedrich Wilhelm mußte zusehen, daß eine Stadt, der er den lebhaftesten Antheil widmete, von feindlichen Bomben zerstört, ihre Fluren weit und breit verwüstet wurden. Die Bürgerschaft, von den Franzosen nur durch wirkungslose Demonstrationen unterstützt, faßte den Gedanken, sich an den König von Preußen anzuschließen: sie hat wirklich einmal angefragt, ob er sie in seinen Schutz nehmen wolle, wenn sie mit ihren Privilegien zu seinem Throne herzutrete. Ein Schritt dieser Art wäre aber der damaligen Ordnung der Dinge in Europa entgegengelaufen, und Friedrich Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen. [1]

Noch wurden ihm von beiden Seiten unaufhörlich

1. Wallenrodt 10 April 1734. Sollten E. K. M. allergnädigst geruhen, dieser armen Stadt die von allen Puissancen verlassen, und einer so großen Macht nicht resistiren kann sich zu erbarmen und ihr nur einen Strahl königlicher Gnade zeigen, so ist die größte Apparence daß sie den polnischen Schutz verlassen und sich in E. K. M. Protection begeben werden: von Seiten der Bürgerschaft ist alles dazu disponirt, und auch der Magistrat wäre zu gewinnen.

Anträge gemacht. Einverstanden mit den Großen der Krone die ihn umgaben, erbot sich König Stanislaus zu einer Länderabtretung, durch welche Ostpreußen und Pommern in unmittelbare Verbindung gesetzt würden; die Republik sollte dieselbe später sanctioniren, Frankreich sie gewährleisten. Noch zu größerem Gewinn machte die Kaiserin Anna Hoffnung. Sie trug dem König Friedrich Wilhelm, wenn er sich für Sachsen erkläre, die Woiwodschaft Pomerellen nebst den dazu gehörigen Starosteyen, den Besitz von Elbingen an, auch die Ratification des löwenwoldischen Vertrages ließ sie noch einmal hoffen. Und ob nun der König nicht einen Entschluß fassen, das Eine oder Andere mit rascher Hand hätte ergreifen sollen? Die Sachen waren dahin gediehen, daß beides mit der größten Gefahr verknüpft war. Hätte er sich mit den Franzosen und ihren Freunden vereinigt, so würde er mit dem Kaiser gebrochen haben, was er wegen seiner Reichspflichten und jener Rücksicht auf Berg nicht thun wollte. Hätte er sich den Russen angeschlossen, so würde er leicht mit den Franzosen, die nun die Übermacht besaßen, zerfallen sein, und seine rheinischen Landschaften einem Einfall derselben ausgesetzt haben. Überdies aber: er konnte kein rechtes Zutrauen mehr fassen; die Welt, sagte er, sei voller Betrug, „wer sich mit Niemand verbinde, und sich geschlossen halte, der fahre am besten“.

Zunächst trug er nur Sorge, jede Anmuthung von

sich zu weisen, mit der Jemand seiner Unabhängigkeit zu nahe trat.

Nachdem Stanislaus Leßczynski sich noch in dem letzten Augenblicke der Gefahr, unter Abenteuern höchst mühseliger Art, von denen er selbst mit gewandter Feder Bericht erstattet hat [1], aus Danzig in das preußische Gebiet gerettet und nach Königsberg gekommen war, machte der Wiener Hof dem Könige von Preußen den Antrag, den Flüchtling der Czarine auszuliefern. Friedrich Wilhelm fand diesen Gedanken grausam und wies ihn weit von sich. Vielmehr gab er dem Kaiser aufs neue den Rath, Stanislaus auch jetzt noch anzuerkennen, wodurch er allein die Provinzen, die man ihm entreißen wolle, zu retten vermöge. Er wiederholt was er immer gesagt: die Sache sei nicht gerecht; warum wolle man ihn nicht König in Polen sein lassen; warum halte man sich nicht an seine alten Freunde, die Seemächte und das Reich; warum ziehe man die russische Freundschaft jeder andern vor? Man werde keinen Vortheil von derselben haben; Gott sei nicht bei dieser Sache. Er schreibt mit dem herzlichen Eifer eines alten Reichsfürsten, in welchem bei aller Verwerfung der Politik des Kaisers eine innere Hingebung gegen denselben gleichsam wider Willen fortdauert. „Er werde Gott anrufen, daß er dem Kaiser die rechte Gesinnung eingebe."

Bald darauf hörte man, General Münnich, mit dem

1. Oeuvres du philosophe bienfaisant I, 23 — 70.

man schon vor Danzig in einen widerwärtigen Briefwechsel verwickelt worden war, habe sich vernehmen lassen, wenn der König nicht in Güte zu bewegen sei, Stanislaus und dessen Umgebung aus Königsberg wegzuschaffen, so sei das russische Heer nicht zu entfernt, um nicht dort im Lande ihm eine Visite zu geben, und Stanislaus mit Gewalt wegzuführen. Der König von Preußen nahm diese Drohung sehr ernsthaft. Er ließ den Gesandten der drei Höfe, Lichtenstein von Wien, Brackel von Petersburg, und Ponikau von Dresden entbieten, sollte ein Gedanke dieser Art, was er nicht glaube, gehegt werden, so würde er nicht allein seine am Rhein stehenden Truppen auf der Stelle zurückziehen, sondern sich auch wegen des Schadens, den er in Preußen erleiden dürfte, an Sachsen halten. Er ruhte nicht, bis Münnich erklärte, er habe niemals Reden dieser Art geführt[1]; denn wohl sei ihm bewußt, welche Rücksicht er dem König von Preußen verschulde.

Dem König war wohl angemuthet worden, den französischen Gesandten aus Berlin zu entfernen, nachdem das deutsche Reich den Franzosen den Krieg erklärt habe. Er antwortete, er sei nicht allein ein Reichsfürst, sondern auch ein souveräner König, dem es zustehe, fremde Ge-

1. Münnich $\frac{7}{18}$ Mai 1735. „Versichere auf meine honeur, daß ich weder gegen einen polnischen Herrn oder auch sonsten gegen Jemand, obbesagten Discurs geführt, oder etwas, das dem gleich sein möchte mich vernehmen lassen.“ Der König sagte: Affront leide er nicht.

sandte an seinem Hoflager zu sehen, möge sich dies nun in Königsberg in Preußen oder in der Mark Brandenburg befinden.[1] Aber darum hatte nun dieser Gesandte — der Marquis de la Chetardie — nicht etwa gute Tage in Berlin: oft suchte er vergebens um Audienz nach; zuweilen wurden unangenehme Erklärungen gewechselt; auch ihm ward nichts nachgesehen, was dem Unabhängigkeitsgefühl des Königs entgegenlief. Eines Tages, noch im Juni 1734, trat Chetardie denselben auf der Parade von Potsdam an, um ihm zu sagen, die französische Regierung nehme einigen Anstoß daran, daß sich der Kronprinz zur Armee begebe: überhaupt müsse sie eine bündige Versicherung erhalten, daß der König nicht mehr als die 10000 M. ins Feld stellen und sonst eine strenge Neutralität beobachten wolle, wo nicht so werde sie sich genöthigt sehen, feindlich gegen ihn zu verfahren. Der König antwortete, da sein Verhalten in der polnischen Angelegenheit den französischen Bundesgenossen, denn ihn gehe Stanislaus nichts an, zu so großem Vortheile gereiche, hätte er nicht erwartet, daß man ihm Dinge dieser Art unter die Augen sagen würde: einen Revers, wie man fordere, werde er niemals ausstellen, sich von der Sache des Reiches nimmermehr

1. Friedrich Wilhelm beklagte sich im August 1735, daß man den Aufenthalt eines französischen Ministers zu Hannover anders ansehe, als zu Berlin; er werde niemals geschehen lassen, daß man ihn vor einen vom kaiserlichen Hofe dependirenden subalternen König ausgebe. Sinzendorf, den Brief in der Hand, sagte nur: ja ihr Herren zu Berlin.

trennen, sich die Hände nicht binden lassen: wolle Frankreich Krieg mit ihm haben, so sei er bereit einen solchen anzunehmen.[1] Die Minister, an die eine ähnliche Eröffnung von Frankreich gelangt war, fügten hinzu: wenn der Prinz zur Armee gehe, so suche er sich nur in dem zu vervollkommnen, was ihm als dem Erben der Krone das nothwendigste sei; was den König betreffe, so müsse sich dieser das Recht vorbehalten, sich seiner ganzen Macht zu bedienen, sei es, daß dies wegen seiner Ansprüche auf Jülich-Berg, oder auch deshalb nöthig werde, weil die französischen Waffen zu tief in Deutschland eingedrungen. Es ist sehr auffallend, daß die Franzosen, obwohl ihnen der Reichskrieg erklärt war, doch weder am mittleren noch am niederen Rheine etwas Ernstliches unternahmen. Nur aus der Rücksicht auf Preußen kann man es erklären. Weder Cöln noch Mainz noch auch Coblenz sollten die Franzosen angreifen: die preußischen Minister sagen ihnen, würden sie eine von diesen Städten, oder auch nur Rheinfels besetzen, so wüßten sie nicht wie es weiter zwischen ihnen gehen werde.[2]

1. „Wenn dieses eine Kriegsalteration sein sollte, so müßte der König solches so geschehen lassen, und würde in solchem Falle solche Truppen (die nach geschehener Revue aus einander gegangen) bald wieder zusammenbringen, und alles in der Welt wagen, kein Esclave von Frankreich zu werden.“ Aufzeichnung von Borke.

2. Die Minister sagen, indem sie ihm rathen auf diese Unterhandlung einzugehen: „Sollte man spüren, daß E. K. Mt. etwas von Frankreich angemuthet werden wollte, so Ihrer Kön. Mt. und des Reiches Interesse zuwider, so sind E. Königl. M. solches einzugehen keineswegs verbunden.“

Ohne Zweifel waren die Generalstaaten derselben Gesinnung. So viel fehlte daran, daß zwischen Preußen und Frankreich ein Verständniß obgewaltet hätte. Über die Sache von Berg ist einmal zwischen ihnen unterhandelt worden. Nur mit einigem Widerstreben ließ sich der König darauf ein, und stellte noch stärkere Forderungen auf, als die ihm der Kaiser bewilligt hatte: man ist einander damals keinen Schritt breit näher gekommen.

Berührungen mit fremden Mächten riefen in Friedrich Wilhelm das Bewußtsein des Gegensatzes auf, in welchem er zu ihnen stand. Gegen den Kaiser machte er geltend, daß er ein souveräner Fürst sei, gegen Frankreich, daß er reichsständische Pflichten habe.

Eine Stellung abermals der Neutralität, doch nicht wie jene von 1727, wo Preußen das Zusammentreffen der Mächte verhinderte: in der Mitte der schon ausgebrochenen Bewegungen, in die man sogar an einer Stelle mit eingriff, mußte sie jetzt behauptet werden; nicht eben aus Friedensliebe; der König war auf einen isolirten Standpunct gedrängt, weil er fremden Absichten keinen Einfluß verstatten wollte; eigensinnig hielt er ihn ein, aber voll Würde und Mannhaftigkeit; in der Ruhe ehrgeizig. Wir sehen das stolze Selbst des Staates, Niemandes bedürftig, beruhen auf seiner eigenen Kraft, während die Andern ihre Sachen um ihn her ausfechten. So mag sich, wenn wir das Unähnliche vergleichen dürfen, in der Mitte parliamentarischer Kämpfe ein

seiner Sache sicherer Staatsmann fühlen, der sich keiner der streitenden Parteien anschließt, und seine Zeit erwartet.

Im Sommer des Jahres 1735 hat der König selbst einen Entwurf zu allgemeiner Pacification gemacht, aus welchem man wenigstens sieht wohin seine Ideen gingen. Er wünschte daß beide, Stanislaus und August, zurücktreten, und sich mit dem königlichen Titel begnügen möchten: die Polen sollten dann zu einer neuen Wahl schreiten; bei dieser müßten alle Fremde, Deutsche oder Franzosen, ausgeschlossen sein; aus ihrer Mitte aber sollten die Polen wählen können, wen sie wollen, ohne alle Einmischung. Bei der damaligen Lage der Dinge im südlichen Europa schien auch ihm, daß sich der Kaiser nicht weigern könne, Neapel und Sicilien fahren zu lassen: aber darum dürfe doch Ludwig dem XV keine neue Erwerbung gestattet werden, vielmehr müsse derselbe die Vermählung des Herzogs von Lothringen mit der Erbin von Östreich genehmigen. Sollte er es verweigern, so sei man in Deutschland noch stark genug ihn zu bestehen; er selbst wolle sich mit aller seiner Macht gegen ihn erheben, sein Heer vier Jahre hinter einander gegen ihn im Felde erhalten. Allerdings stellt er dann auch einige Bedingungen zu eigenem Vortheil auf, doch sind diese sehr bescheiden. Er denkt nicht mehr an Curland, er wiederholt nur die schon beim Ausbruch des Krieges aufgestellte Forderung, daß ihm eine theilweise militärische Besetzung

und vorläufige Huldigung des Herzogthums Berg bewilligt werde.

Dahin also gingen die Gedanken des Königs von Preußen noch immer: ein freies Polen unter einem Piasten ohne fremde Einmischung; Behauptung von Lothringen in seiner Verbindung mit dem deutschen Reiche; für sich die Durchführung seines Erbanspruches.

Um denselben Raum zu machen wäre aber ein kräftigeres Eingreifen nöthig gewesen, als wozu er sich entschloß. Die Neutralität die der König beobachtete, mochte in sich selbst gerechtfertigt sein, mußte wohl auch im Laufe der Zeit einmal vorkommen: aber zu Einfluß und Wirksamkeit konnte sie nicht führen.

Indem Friedrich Wilhelm — davon durchdrungen, was Stanislaus Leßczynski in beredten Flugschriften entwickelte, daß Frankreich ihn niemals fallen lassen werde, es überhaupt mit Polen sehr ernstlich meine [1] — sich noch mit jenen Ideen trug, bei denen dagegen auch die Integrität des deutschen Reiches gesichert gewesen wäre, wurden zwischen den Höfen von Wien und Versailles Unterhandlungen ganz anderer Art gepflogen.

Im tiefsten Geheimniß, durch einen ausgewanderten Liefländer, der in Geschäften des Grafen von Neuwied nach Paris gekommen, und durch diesen Grafen selbst,

1. Eine Marginalie des Königs Friedrich Wilhelm: ich bin persuadirt, daß Frankreich alle seine Tage kein Friede macht, als (wenn) Stanislaus soll König bleiben.

ließ Cardinal Fleury schon im Frühjahr 1735 dem Hause Östreich den Frieden anbieten, unter der Bedingung, daß Lothringen, wenn nicht sogleich, doch später, an Frankreich falle: zunächst, auf seine Lebenszeit, sollte es Stanislaus Leßczynski erhalten und dafür auf den polnischen Thron Verzicht leisten: der Herzog von Lothringen sollte mit Toscana entschädigt werden. Und dahin war der kaiserliche Hof in der That gebracht, so mächtig wirkte das damit verbundene Versprechen einer Garantie der Erbfolge auf denselben, daß er nach einigem Bedenken darauf einging. Die Kriegshandlungen, die im Spätsommer 1735 vorfielen, sollten nur dazu dienen, die Mächte, die nicht in das Geheimniß gezogen waren, auch keine Ahnung davon fassen zu lassen. Man ist darin doch über alle Begriffe weit gegangen. Noch am 20 October schlug Graf Seckendorf auf einem damals vielbelobten Zuge gegen die Mosel mit den Franzosen: schon am 3 October waren die Friedenspräliminarien zwischen Östreich und Frankreich auf die von Fleury vorgeschlagenen Grundlagen abgeschlossen worden.

Wie sehr mußte sich der König von Preußen betroffen fühlen, als er endlich davon hörte! Eben die beiden Dinge, die er vermeiden wollte, Abtretung von Lothringen und Anerkennung des sächsischen Königs in Polen, waren darin festgesetzt. Wir werden sogleich auf die Rückwirkungen zu reden kommen, welche dieser Friede weiter auf ihn hatte. Berühren wir zunächst mit einem Worte die Aus-

einandersetzung der streitigen Gebiete, welche dadurch festgestellt wurde; sie ist in den folgenden Zeiten die herrschende geblieben.

Es dauerte lange ehe sich der spanische Hof entschloß, auf Toscana Verzicht zu leisten, das er schon als sein Eigenthum betrachtete. Ein nicht geringer Vortheil war es jedoch daß er dagegen Neapel und Sicilien behauptete. Endlich erhielt der Gesandte im Lateran die feierliche Belehnung des Papstes, der alte Streit der Nationen und Familien ward zuletzt zu Gunsten der Franzosen entschieden. „Im Blute das Bündniß“: so lautete die zwischen den Lilien erscheinende Inschrift des San Gennaroordens, den der neue König in diesem Augenblicke stiftete.

In Toscana empfing der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, bei dem Tode des letzten Mediceers unverzüglich die Huldigung. Es war vergeblich gewesen, demselben Stipulationen vorzuschlagen, durch welche die municipale Freiheit von Florenz gesichert worden wäre. Er hielt sich zu nichts verpflichtet, da das Land nicht durch ein in irgend einer Art freiwilliges Abkommen, sondern lediglich in Folge einer europäischen Combination an ihn überging. Im Februar 1739 hat der neue Großherzog von dem Pallast Pitti Besitz genommen.

Indessen hatten die Amtleute der fünf Ämter von Lothringen und Bar dem Kanzler und Siegelbewahrer des Stanislaus Lesczynski den Eid geleistet, der zugleich die künftige Reunion des Herzogthums mit der Krone von

Frankreich in sich schloß. Stanislaus nahm seinen Wohnplatz zu Lüneville und suchte durch einen nach den Umständen prächtigen und wohlthätigen, der Cultur des Jahrhunderts zugewandten Hofhalt das schmerzliche Bedauern zu mildern, mit dem die Einwohner sich von dem angestammten Fürstenhause trennten.

Man sieht, wie schon da die Bande zerrissen wurden, welche die fürstlichen Häuser und ihre angestammten Landschaften seit unvordenklichen Zeiten an einander geknüpft hatten; weil nun einmal der Austrag europäischer Streitigkeiten es nöthig machte. Der englische Hof war gefragt worden, was er zu diesen Bestimmungen sage. Er erklärte, er finde nicht, daß das Gleichgewicht der europäischen Staaten dadurch gestört werde.

Mittlerweile nahm der Widersacher des Stanislaus, der Churfürst von Sachsen Besitz von dem polnischen Throne. Der Pacificationsreichstag, der im Sommer 1736 gehalten ward, billigte die Art und Weise, wie er zu demselben gelangt war, mit nichten; er setzte ausdrücklich fest, daß in Zukunft die Wahl nirgends anders vorgenommen und durch keinen Andern ausgesprochen werden sollte, als wo und wie dies zu Gunsten Lesczynski's zuletzt geschehen war: aber er erkannte August III an. Die beiden Höfe, der russische, dem dieser Erfolg hauptsächlich zu danken war, und der polnisch-sächsische traten in die engste Verbindung. Durch ihr Zusammenwirken ging im folgenden Jahre das Herzogthum Curland an

den Oberkammerherrn der Kaiserin von Rußland über. Man weiß nicht, daß sich die Franzosen darum gekümmert hätten, ob das Gleichgewicht im Norden dadurch gestört werde oder nicht.

Bei den Berathungen über diese Umgestaltungen sind noch einmal Ideen hervorgetreten, die man im achtzehnten Jahrhundert nicht suchen sollte.

In einer, dem Titel zufolge aus einer Congregation von Cardinälen hervorgegangenen, in Wien vorgelegten Denkschrift wird vor allem daran erinnert, daß bei der Beförderung des Hauses Sachsen auf den polnischen Thron die vornehmste Absicht gewesen, dasselbe stark genug machen, um in seinem Lande die verlorenen Schafe Israels wiederherbeizubringen. Dies sei dann auch eine Rücksicht, aus der sich Stanislaus in die Verzichtleistung, die man ihm zumuthe, und Östreich in die für denselben vorgeschlagene Entschädigung finden werde. Man müsse endlich die Allianz zwischen dem Hause Bourbon und dem Hause Östreich zu Stande bringen, durch welche dem Katholicismus das Übergewicht in der Welt wiederverschafft werden könne. Es sei leichter als je, mit vereinten Kräften die Türkei zu bezwingen; da könne Östreich wieder erobern, was es an andern Stellen verliere. Aber auch mit England könne man den Kampf wagen, wenn man nur vereinigt bleibe, ihm wenigstens Mahon und Gibraltar entwinden, vielleicht noch einmal die Regierung ändern. Am wenigsten habe man die deut-

schen Protestanten zu fürchten; deren Fürsten seien so verblendet, daß bei ihnen alles Glauben finde, was man ihnen sage; ohne Mühe könne man sie verderben. [1]

Die verschiedenen Höfe katholischer Confession traten hierauf in die engste Verbindung. Der König von Sardinien, dem in dem Frieden zwei reiche und wohlgelegene Provinzen, Novarese und Tortonese zu Theil geworden, vermählte sich mit der Schwester des Großherzogs von Toscana; der neue König von Neapel mit einer Tochter des Königs von Polen: zwischen Frankreich und Östreich schien nicht sowohl ein Friede, als eine Allianz auf immer geschlossen zu sein. Von dieser Gegenwirkung befreit, trug der Kaiser um so weniger Bedenken, seine Waffen mit den russischen zu vereinigen, in der Hoffnung Eroberungen zu machen, die ihn für die erlittenen Verluste entschädigen sollten.

Unter den Motiven, welche für die frühere Politik von Frankreich angeführt wurden, war das vornehmste gewesen, daß es die Allianz von Rußland, Polen, Sachsen und Östreich nicht dulden dürfe; jetzt erkannte es sie an, und gesellte sich derselben mit der ganzen Macht seiner Anhänger bei. Der König von Preußen, der alles persönlich faßte, konnte sich über Ludwig XV,

1. Treuherzig gemeinte Vorstellung und recht väterliche Admonition wie nach dem wahren Sinne des apostolischen Stuhls zu Rom die unter den christlichen Potentien obschwebenden Mißhelligkeiten aus dem Grunde gehoben, — durch welche Vereinbarung christlicher katholischer Fürsten zeitliches Glück mittelst Unterthänigmachung des ganzen Erdzirkels unaussprechlich vergrößert (2c.) werden kann.

der seinen Schwiegervater verleugne, ihn aus einem König von Polen zum Herzog von Bar mache, nicht zufrieden geben: er wollte den Gesandten, der ihm von jeher das Gegentheil versichert hatte, nicht mehr mit Augen sehen. Der Kronprinz, seine Gedanken auf die Zukunft richtend, war noch mehr über Östreich erstaunt, das durch das Verfahren der Franzosen gegen Stanislaus wohl belehrt sein sollte, wie wenig es auf die Versprechungen derselben in Hinsicht der Garantie zu trauen habe. Andere bemerkten, so gehe es nun einmal in der Welt, darin bestehe die Klugheit der Franzosen, sich nicht durch Leidenschaften beherrschen zu lassen, sondern nur ihr Interesse zu befolgen, nach diesem heute mit dem einen morgen mit dem andern Freundschaft zu halten.

Bald aber sollte man sich in Berlin von den allgemeinen Betrachtungen auf die dringendsten eigenen Mißverhältnisse verwiesen sehen. Als die Waffen wieder ruhten, zeigte zunächst der kaiserliche Hof dem preußischen eine Ungunst, die dieser nie erwartete.

König Friedrich Wilhelm hatte die Verpflichtungen seines geheimen Tractates sorgfältig erfüllt, seine zehntausend Mann gestellt, noch mehr angeboten; an ihm lag es nicht, wenn es nicht zu einer Schlacht gekommen war; dennoch erfuhr er jetzt Vorwürfe; besonders eins machte man ihm zum Verbrechen, daß er sich geweigert hatte an der letzten Unternehmung des General Seckendorf nach der Mosel hin Theil zu nehmen.

Dazu hatte jedoch der König noch ganz andere Beweggründe, als politische.

Wenngleich ihm keine Ahnung davon beiwohnte, daß die Präliminarien so nahe seien wie sie waren, so sah doch damals ein Jeder, daß man sich nicht mehr ernstlich schlagen werde; die allgemeine Überzeugung ging dahin, daß Seckendorf mit seinem Unternehmen dem Heere weitläuftigere und bequemere Winterquartiere jenseit des Rheines verschaffen wolle. Nun war in jenen Tagen der alte Fürst von Dessau in dem dortigen Feldlager: dieser machte den König aufmerksam, daß wenn seine Truppen dahin geführt würden, diese in den gänzlich erschöpften und deshalb weit und breit zu durchziehenden, dem Feinde so nahen Lande die gefährlichste Gelegenheit zur Desertion finden würden. Auf diese Nachricht war es, daß der König seine Theilnahme an dem Zuge verweigerte; er hatte um so weniger Arg dabei, da ihm Seckendorf schrieb, für diesen Fall seien schon andere Truppen bereit, die preußischen zu ersetzen.

In dieser Weigerung sah man in Wien eine Art von Abfall, einen Bruch der Tractaten.

Indem der König dem französischen Gesandten keine Audienz gab, um jeden Verdacht zu vermeiden, und das correcteste Verfahren mit ängstlicher Sorgfalt zu beobachten beflissen war, gab man ihm in Wien Treulosigkeit und Abfall Schuld. Man verstand eine Haltung nicht, welche der alten Freundschaft so viel selbständiges Ge-

bahren zur Seite setzte; verschmähte einen Verbündeten der es nicht ganz sei. Ohne Zweifel werden Berichte, die aus Mißverständniß hervorgegangen, widerwärtige Befürchtungen veranlaßt haben. Und da man jetzt mit Frankreich im Bunde stand, dieses aber mit dem Hause Neuburg, so daß nichts unbequemer und schwieriger wurde, als den Tractat von 1728 zu erfüllen, so mögen die Beschwerden als eine nicht unwillkommene Gelegenheit erschienen sein, sich der Pflichten, die durch denselben auferlegt waren, zu entschlagen.

In den diplomatischen Gesprächen begannen die Irrungen. Der preußische Gesandte erinnerte einst, daß der König seine Verpflichtungen pünktlich erfüllt habe: der Hofkanzler Graf Sinzendorf zuckte die Achseln und antwortete, darüber wäre viel zu sagen.

Der König forderte den Wiener Hof auf, da nun bei dem Frieden eine allgemeine Beilegung der in Europa noch obschwebenden Händel zu erwarten sei, seinen Versprechungen in der jülich-bergischen Angelegenheit nachzukommen; der König werde, wenn der jetzige Besitzer sterbe, nach dem Reichsherkommen unverzüglich den Civilbesitz ergreifen lassen. Sinzendorf sagte: das werde sich wohl finden: er ließ sich auf keine nähere Besprechung ein; sein Schweigen war bedeutsam genug. [1]

1. Im Mai 1736 erwähnte der Wiener Hof der richterlichen Decision, die ihm zustehe; der König antwortete: der Allianztractat von 1728 erfordere keine Decision, sondern das damals gegebene Versprechen müsse casu existente sofort zum Effect gelangen. Darauf obige Erklärungen Juni 1736.

Schon traten Vernachlässigungen ein, die Friedrich Wilhelm auf das tiefste empfand. Die Friedenspräliminarien vom 3 October 1735 wurden dem König niemals mitgetheilt, er mußte sie aus den Zeitungen kennen lernen. Von jeher hatte er dem Herzog von Lothringen die lebhafteste Theilnahme bewiesen, seine Verbindung mit der ältesten Erzherzogin gebilligt, und seine Erhebung zum römischen König selber in Antrag gebracht, sie nicht aufzuschieben gerathen: dafür ward ihm jetzt, als der Herzog seine Vermählung mit Maria Theresia vollzog, auch nicht einmal eine einfache Anzeige davon gemacht. Ein Fehler in den gewöhnlichen Formen des Lebens, den der König aber als eine der tiefsten Kränkungen fühlte, die er jemals erfahren hatte. Jetzt warf er einen Rückblick auf sein politisches Leben. Er wiederholte sich, in welcher Gefahr Östreich gewesen, zu den Zeiten des hannöverschen Bundes, welchen unendlichen Dienst er durch sein Zurücktreten demselben geleistet, wie er dann ein Bündniß mit Östreich geschlossen, die Garantie der pragmatischen Sanction nicht allein selbst gewährt, sondern auch im Reiche durchgeführt, wie er hierüber mit seinen Anverwandten, von demselben Blut und derselben Religion, gebrochen, und einen bis zu dem Äußersten ansteigenden Hader in seinem Hause geweckt habe, und wie er nun vernachlässigt und gemißhandelt werde, einzig darum, weil er das sächsische Haus nicht zum polnischen Throne habe befördern wollen, im Widerspruch mit seiner Politik und den frü-

heren Verabredungen. Es ist ein Aufsatz übrig [1], den er einst selbst in seinem Kabinet über den Verlauf dieser Dinge dictirt hat, aus dem man sieht, wie vollkommen der Gang der großen Angelegenheiten seinem Gemüthe gegenwärtig war, eine formlose Arbeit, aber voll Feuer und Entrüstung, und reich an Inhalt.

Nicht eben alles was er dachte konnte er dem Wiener Hofe sagen, aber an Vieles hat er ihn doch in herben Worten erinnert, vor allem eben an die einst von den hannoverschen Verbündeten ergriffenen Maaßregeln, aus denen der Untergang des Hauses Östreich hätte erfolgen müssen; er der König, sei nächst Gott der einzige gewesen, der solches abgewendet; dagegen habe man ihm vor dem Tode des letzten Königs von Polen allezeit versichert, dessen Erbe in Sachsen solle nie zur Krone dieses Reiches gelangen [2]: wie es denn eine für das Haus Brandenburg verderbliche Sache sei; dennoch sei eben dies geschehen. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich habe er wohl zweifeln dürfen, ob der Casus föderis

1. Species facti; je vous envoye, schreibt der König 27 Febr., ma pieçe que j'ai dicté mot a mot; elle est curieuse. Grumbkow fand sie „entièrement conforme aux actes", arbeitete sie aus und schickte sie an Seckendorf.

2. „In Polen ließen wir den Churfürsten von Sachsen schalten und walten wie er wollte, ohngeachtet desselben Befestigung eine pernicieuse Sache vor uns und unsre ganze kön. Posterität wäre: derowegen auch vor erfolgtem Absterben des Königs von Polen Augusti der Kaiserliche Hof uns allemal fest und beständig versichert hätte, es sollte der damalige Churprinz, jetziger Churfürst von Sachsen zu der polnischen Krone nie und in Ewigkeit nicht gelangen."

wirklich eingetreten, da der Kaiser Vielen als der angreifende Theil erschienen sei; aber er habe sich darum nicht gekümmert sondern seine 10000 M. ins Feld geführt; wider seinen Willen und seine bessere Einsicht — wie es denn auch zum Verderben ausgeschlagen — habe er sich sein Votum zur Reichskriegsdeclaration abdringen lassen, nicht ohne seine rheinischen Lande einer französischen Invasion auszusetzen; er habe angeboten, sich der Krone Frankreich mit seiner gesammten Macht entgegenzuwerfen, aber man habe ihn aus ungegründeter Eifersucht mit Händen und Füßen zurückgestoßen. Was seien es für nichtige Dinge, woraus man ihm jetzt einen Vorwurf mache. Man sage wohl, der westphälische Kreis habe wegen der Excesse seiner Truppen nur 7000 M. statt 20000 M. gestellt, da doch der ganze Kreis nur 12000 M. zu stellen habe, wovon Viele sich mit Geld abgefunden; oder man wolle ihm den schlechten Erfolg des letzten Feldzugs Schuld geben, da doch auch die Russen so gut wie seine Truppen bei der Hauptarmee geblieben seien. Und jetzt bekomme er auch in der geringfügigsten Sache nichts als zweifelhafte und aufzügige Antworten. Er verlange die Achtung und Rücksicht die ihm gebühre, man verspotte ihn mit dem Anerbieten großgewachsener Rekruten; schon müsse er fürchten, daß der Kaiser auf die Absichten Frankreichs zu Gunsten der Pfalz in der bergischen Sache eingehe. — Wie in dem zweifelhaften menschlichen Leben einem Jeden, der eine bestimmte Absicht verfolgt, Momente kommen, wo die Summe

seines Thuns ihm verfehlt erscheint, so geschah hier und nicht ohne Grund dem König von Preußen. Seine Augen erfüllten sich mit Thränen zugleich des Schmerzes über persönliche Kränkung, wo er Ergebenheit gezeigt hatte, und der Unzufriedenheit mit sich selbst, denn anders angegriffen hätten die Sachen ganz anders gehen müssen. Das bitterste auf Erden ist Reue wo nichts mehr zu ändern ist. In dieser Stimmung ist der Blick Friedrich Wilhelms eines Tages auf seinen Sohn gefallen, und er hat das prophetische Wort gesagt: „da steht Einer, der mich einmal rächen wird.“ [1]

Welch ganz andere Dinge würden die Deutschen ausgeführt haben, in Italien, am Rhein und in Polen, hätten die beiden Mächte zusammengehalten.

Man begreift es, daß der kaiserliche Hof eine größere Sympathie fühlte für die katholischen Nachbarn, als für eine Macht, wie die brandenburgisch-preußische, so selbständig, aufstrebend, ehrgeizig, waffengewaltig, aber so war nun einmal das Geschick von Deutschland; ohne Vereinigung von beiden konnte von dem Reiche nichts mehr geleistet werden; sich die Augen dagegen zu verschließen, war ein Mißverständniß der Erfolge der Vergangenheit und der Nothwendigkeiten der Zukunft; das Erzhaus hätte

1. Journal de Seckendorf 137 nach den Erzählungen Grumbkow's. Le roi est entré de la manière ignominieuse dont la cour imperiale l'a traité — — il veut etre honoré et distingué comme il croit de l'avoir merité par sa conduite passée, qu'il cherche toujours de justifier, disant en montrant le prince royal: voici quelqu'un qui me vengera un jour.

niemals anderen Verbündeten den Vorzug geben sollen: daß es dies that, ist ihm unendlich theuer zu stehen gekommen.

Die Mißhelligkeit die hiemit entstand und von der alle Verhältnisse ergriffen wurden, ist von welthistorischer Bedeutung; ihre Folgen werden unsere Geschichte erfüllen.

Zunächst richtete sich der Blick des Königs Friedrich Wilhelm wieder ausschließend auf seinen Erbschaftsanspruch. Beim Ausbruch des türkischen Krieges hat er dem Wiener Hofe ein ansehnliches Darlehn angetragen, unter keiner andern Bedingung, als der, daß ihm die hierauf bezüglichen Versprechungen erneuert würden, welche im Tractat von 1728 enthalten waren; aber in Wien fürchtete man jetzt, durch eine Erneuerung dieser Verpflichtungen in andere mißbeliebige Verhältnisse zu Frankreich zu gerathen; mit den Türken meinte man auch ohne das preußische Geld binnen wenigen Monaten fertig zu werden, auch dies Anerbieten wurde abgelehnt.

Der König erkannte wohl, daß er auf diesem Wege nie dazu gelangen würde, seinen Anspruch durchzuführen, und er mußte auf andere Mittel Bedacht nehmen.

Es schien ihm nicht unmöglich, ohne weitere Dazwischenkunft, ein Abkommen mit dem Churfürsten von der Pfalz zu treffen. Gar nicht gering lauteten die Erbietungen, die er demselben gemacht hat — 1200000 Thaler

für den Churfürsten selbst, und für jede seiner Prinzessinnen ein Brautschatz von 50000 Thaler, — sobald er zum Besitz von Berg gelange; allein es zeigte sich bald, daß er damit doch nicht durchdringen werde. Die Minister des Churfürsten von der Pfalz waren entweder im kaiserlichen oder im französischen Interesse, und eilten diese Vorschläge, über die sie allein berathen sollten, den Höfen von Wien und Versailles kundzuthun. Einen einzigen gab es unter ihnen, welcher eigene Beschlußnahme gewünscht hätte, Grevenbroich. Dieser war es im Grunde, der jene Verhandlungen hervorgerufen, allein er genoß lange nicht das Ansehen, das dazu gehört hätte, um sie durchzusetzen. Der alte Churfürst war zu katholisch, als daß er sich hätte entschließen sollen, die Provinzen einem protestantischen Prinzen abzutreten: besser, sagte er, man nehme sie ihm mit Gewalt, dann habe er doch nichts zu verantworten.

König Friedrich Wilhelm versäumte nicht, sich auch an die beiden europäischen Mächte zu wenden, die am wenigsten in diese Dinge verflochten gewesen, England und Holland, aber ohne Erfolg. Georg II erklärte, habe er jemals eine Verpflichtung in dieser Beziehung übernommen, so sei diese durch den Bruch der hannoverschen Allianz erledigt.

Mit Holland sind im Haag langwierige und weitschichtige Unterhandlungen gepflogen worden: und wenigstens einmal schien man sich einander zu nähern. Der

König von Preußen erklärte sich mit einer provisorischen Einrichtung bis zur Entscheidung der Sache begnügen zu wollen, so daß die Festungen von neutralen Truppen besetzt, und das Land zugleich von eingeborenen und preußischen Beamten regiert würde; er nannte dies Status quietus. Da aber die Republik seinen Vorschlag verwarf, und auf die Erhaltung des Statu quo bestand, so kehrte auch er auf seinen ursprünglichen Anspruch zurück, im Falle der Erledigung unverzüglich Besitz zu ergreifen.

Statt aber etwas auszurichten, mußte er vielmehr erleben, daß sich ihm eine allgemeine Besorgniß und Aufregung entgegensetzte.

Die europäischen Mächte glaubten, daß der Friede in dem inneren Europa nunmehr allenthalben auf hinreichend fester Grundlage beruhe: keine andere Frage sei übrig als diese jülich-bergische, und sie hielten dafür, daß sie etwas thun müßten, den Frieden nicht durch dieselbe stören zu lassen.

Östreich, Frankreich, England und Holland vereinigten sich gegen Ende des Jahres 1737, den beiden im Streit begriffenen Fürsten Vorschläge zu machen, die bei dem Gewicht ihres vereinigten Ansehens nicht leicht zurückzuweisen schienen.

Es wurden zwei verschiedene Denkschriften verfaßt, die eine an Preußen, die andere an die Pfalz gerichtet. [1]

1. Am 10 Februar 1738 erschienen die vier Gesandten, der kaiserliche Baron v. Demerath, der holländische v. Ginckel, der fran-

In der ersteren, die am 10 Februar 1738 übergeben ward, heißt es: um den gefährlichen Irrungen zuvorzukommen, welche das Absterben des Churfürsten von der Pfalz zu veranlassen drohe, biete man eine gemeinschaftliche Vermittelung zu einem Vergleiche an, ersuche aber den König das Versprechen zu geben, während der Unterhandlungen keinen Versuch zur Besitznahme des Landes zu machen. Eine Anmuthung, die mit dessen oft erklärten Wünschen schon an sich in Widerspruch stand; aber man blieb mit nichten dabei stehen. Die Gunst der Mächte war offenbar dem pfälzischen Hause zugewandt. In der andern, ursprünglich für den Churfürsten von der Pfalz bestimmten Denkschrift, die dem König von Preußen ebenfalls vorgelegt wurde, war unumwunden davon die Rede, daß der provisionelle Besitz der streitigen Landschaften dem Prinzen von Sulzbach eingeräumt werden würde. Dem war allerdings die Bemerkung hinzugefügt, daß dies demselben doch nicht zum Vortheil gereichen sollte; aus den letzteren Zeiten stellten sich aber eine Menge Beispiele dar, wo der einmal ergriffene Besitz nicht wieder rückgängig geworden. Friedrich Wilhelm sah darin einen unermeßlichen Vortheil, und hatte ihn allezeit für sich selber in Anspruch genommen: was er am meisten gewünscht und sich auf das sorgfältigste gewährleisten lassen, war jetzt dem Nebenbuhler zuerkannt.

zösische Mr. de la Chetardie und der englische Resident Gui Dickens und übergaben ihre Promemorias, alle von gleichem Inhalt.

Hier war von keinem Reichsgericht, von keiner Austrägalinstanz die Rede: der Kaiser selbst trat nicht in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt auf, sondern die angesehenen westeuropäischen Mächte, die eine Zeit lang in allen auftauchenden Irrungen entschieden, unternahmen auch die jülich-bergische nach ihrem Ermessen zu Ende zu bringen. Wie sehr hatte man sich einst in Spanien, noch zuletzt in Toscana, über ihre Festsetzungen beklagt. Die Frage war nun, ob der König von Preußen in den Dingen, die ihn betrafen, sich eine solche gefallen lassen wolle. Wir sahen, mit welcher Heftigkeit er sich von den einzelnen Mächten losriß, wenn sie einen einseitigen Einfluß auf ihn ausüben wollten. Aber alle verschiedenen Abwandlungen dieser Ansprüche mußte er durchmachen: was den einzelnen nicht gelungen, mutheten sie ihm jetzt vereinigt an. Wie wir Friedrich Wilhelm kennen, dürfen wir nicht zweifeln, daß ihm dies eben so widerwärtig war. Niemals konnte ihm einkommen, über ein Recht, worin er das größte Interesse seines Hauses und Landes sah, von Andern nach ihren Gesichtspuncten entscheiden zu lassen, ohne daß er nur einmal gefragt worden wäre. Er hätte sonst doch mit seinem Preußen eingewilligt, eine untergeordnete Macht zu sein, was ihm als die Summe des Schimpfes erschien.

Grumbkow, der durch die Hingebung gegen Östreich, welche er einst an den Tag gelegt, das Vertrauen nicht verloren, die entgegengesetzte Wendung der preußischen

Politik, ihre Unvermeidlichkeit fühlend, mitgemacht hatte, er war zuweilen gegen Östreich eben der eifrigste, wurde in diesem Augenblick noch einmal herbeigezogen. Er gab den Rath, eine zugleich ruhige und stolze Haltung anzunehmen [1], es darauf ankommen zu lassen was die Mächte thun würden, — und alsdann mit einer oder der andern unter ihnen besondern Vertrag zu treffen. So schien es auch dem König das Beste.

Der erste Gedanke war, die eingegebenen Denkschriften lieber gar nicht zu beantworten; da das jedoch als eine Beleidigung erscheinen, auf das Publicum einen schlechten Eindruck hätte machen können, so gab man eine Antwort, aber eine solche, die sich in entfernter Allgemeinheit hielt und so wenig wie möglich sagte.

Die eigentliche Entgegnung lag in den Anstalten die man in der Armee traf, um sie, wenn der Fall eintrete, sogleich ins Feld zu führen. Friedrich Wilhelm wollte, sobald der Churfürst sterbe, eben wie es im Jahre 1609 geschehen war, die Civilpossession ergreifen lassen; wenn er hiebei gestört werde, so sollte sein ganzes Heer dahin vorrücken. Für die östlichen Regimenter bestimmte er Halberstadt, für die westlichen Duisburg zum Sammelplatz. Er wollte alles an alles setzen: „es sei eine Sache des Vortheils, doch noch mehr der Ehre: besser mit Ehren nichts haben, als sich wohlbefinden in Unehre."

1. Conduite soutenue sans se baisser ni se hausser et pousser le temps avec l'epaule.

In Kurzem zeigte sich, daß die Mächte mit nichten so einmüthig waren, wie es aussah. Holland und England gaben zu erkennen, es sei niemals ihr Ernst gewesen, dem Prinzen von Sulzbach den provisionellen Besitz zu verschaffen: wenn sie diesem Antrag sich angeschlossen, so sei es nur mit dem Vorbehalt geschehen, wofern er verworfen werde weitere Verhandlung zu pflegen; unter dieser Voraussetzung waren sie nicht abgeneigt, noch einmal auf den Vorschlag einer interimistischen Regierung zurückzukommmen. Hierüber entspann sich ein ziemlich gereizter Schriftwechsel zwischen den Seemächten auf der einen, Frankreich und Östreich auf der andern Seite.

Doch durfte man darum in Berlin nicht hoffen, sich überhaupt mit jenen zu verständigen. Noch dauerte die Spannung mit dem englischen Hofe fort, wie sich in tausend kleinen gesandtschaftlichen und persönlichen Begegnissen zeigte: die beiden Fürsten fühlten sich gegenseitig beleidigt, und vermieden einander.

Mit Östreich aber gerieth Friedrich Wilhelm alle Tage in größere Weiterungen. Man sagte ihm, eben von dem Kaiser rühre der Vorschlag her der ihm so verhaßt war, und die Erklärung, die Bartenstein darüber gab, „dem Prinzen solle der Besitz nicht für seine Person, sondern im Namen des Churfürsten eingeräumt werden, den man sich dann noch als lebend denken müsse," konnte ihn nicht beruhigen.[1]

1. Aug. 38 versichert Bartenstein, der kaiserliche Hof habe kein Engagement mit Pfalzsulzbach. Hingegen, fährt er fort, gestehet die

Es sei eben, als wolle man ihn glauben machen, weiß sei schwarz und schwarz sei weiß; nur das sehe er, daß er leer ausgehen, und der geheime Vertrag nicht beobachtet werden solle. Auch nur von dem Vorschlag, die Festungen mit neutralen Truppen zu besetzen, wollte man in Wien nichts hören, denn eben darüber dürfte der Krieg ausbrechen; die in den Plätzen garnisonirenden pfälzischen Truppen werde man in Güte nicht beseitigen: wolle man sie mit Gewalt vertreiben, so werde man mit Frankreich schlagen müssen. Der König fragte, ob es dem Kaiser recht scheine, daß Frankreich in Deutschland die Entscheidung gebe: bei der allgemeinen Lage der Dinge brachte diese Erinnerung keinen Eindruck mehr hervor. Im Anfang 1739 ging vielmehr der Kaiser einen neuen Vertrag mit Frankreich ein, nach welchem dem Prinzen von Sulzbach der provisorische Besitz auf zwei Jahre eingeräumt, und binnen dieser Zeit keine anderweite eigenmächtige Besitznahme gestattet werden sollte; bei der Aufrechthaltung dieser Bestimmung solle eine Macht die andere unterstützen.

Wie so ganz lief dies den Erwartungen entgegen, die

Cron Frankreich und saget offentlich, daß sie dem mennlichen Stamm des Hauses Sulzbach den Besitz des Landes Jülich und Berg garantirt habe. Ich habe den Tractat nicht gesehen, allein die Franzosen sagen es und declariren dabei daß sie obligirt sind es ins Werk zu setzen: ich kann also nicht glauben daß es dem Interesse des Königs von Preußen gemäß sei, es mit der Kron Frankreich zu einem Kriege kommen zu lassen. Borke antwortet: ich will nicht fragen wie viel Ursache kais. Mt. habe, die Crone Frankreich pro lubitu in deutschen Reichssachen schalten und walten zu lassen; wenn aber diese Cron zudringlicherweise Gewalt brauchen will, so muß man Gewalt mit Gewalt steuern.

man bei jenen seckendorfischen Verhandlungen erregt und durch den geheimen Vertrag von 1728 zu politischer Geltung erhoben hatte. Der Widerstreit trat bereits sehr entschieden hervor: der König war entschlossen, wider jede Verhinderung seiner Besitznahme mit gewaffneter Macht anzugehen: der Kaiser verband sich mit den Franzosen, eine solche Besitznahme nicht zu gestatten, und suchte sich schon in voraus wider die möglichen Nachtheile eines Krieges sicher zu stellen.

Es scheint beinahe, ruft der König aus, als habe man in Wien Treue und Glauben, wenigstens in Bezug auf uns, gänzlich bei Seite gesetzt; man will nach der Lehre Macchiavells nicht halbwegs böse sein, sondern ganz und gar; aber vielleicht kommt einmal eine Zeit wo der Kaiser bereuen wird, daß er seinen besten Freund so empfindlich beleidigt, und Andern aufopfert.

Es war nicht anders: gegen das Ende seiner Tage mußte er noch einmal eine neue Wendung der Politik versuchen. Auf allen Seiten zurückgestoßen, von dem Kaiser mit französischen Waffen bedroht, entschloß er sich, denn ein anderer Ausweg blieb ihm nicht übrig, sich eben an Frankreich zu wenden.

Und was man bei dem anscheinend so engen Verhältniß zwischen Frankreich und Östreich kaum hätte erwarten sollen, auf die ersten preußischen Eröffnungen antwortete der Cardinalminister auf eine überaus entgegenkommende Weise. Indem er scheinbar noch Schritte that,

um die Seemächte zu seiner Abkunft mit Östreich herbeizuziehen, ließ er sich schon auf ganz entgegengesetzte Unterhandlungen ein. So war nun einmal die Politik der Zeit, und besonders des Cardinals, der es liebte, indem er noch das angenommene System zu verfolgen schien, sich indessen in unterirdischen Gängen nach einer andern Seite hin fortzuarbeiten, wo er dann, wenn seine Zeit gekommen war, plötzlich mit unerwarteten Mitteln hervorbrach: auf diese Art hatte er Lothringen und beide Sicilien dem Hause Östreich entrissen, und war zum mächtigsten Manne in Europa geworden. Indem er sich jetzt Preußen näherte, machte er vor allem unverbrüchliches Geheimniß zur Bedingung. Um dies desto besser zu beobachten, ward die Unterhandlung weder zu Versailles noch zu Berlin, sondern im Haag durch die dortigen Bevollmächtigten beider Höfe, Fenelon und Luiscius gepflogen.

Daran jedoch ließ sich dabei nicht denken, daß Fleury dem König von Preußen das ganze Herzogthum Berg zugestanden hätte. Viel zu enge war er mit dem Hause Pfalz verbündet, zu viel Rücksicht mußte er auch auf die katholische Welt nehmen, die in Düsseldorf eine Grenzfestung gegen die Protestanten sah, und die jenseit der Agger gelegenen bergischen Bezirke für unentbehrlich zur Verbindung der katholischen Länder unter einander erklärte, als daß er das eine oder die anderen hätte aufgeben können; er sagte, wenn er es thäte, würde er fürchten müssen gesteinigt zu werden. Überdies hielt er es auch selbst nicht für zu-

träglich, das Rheinufer noch in weiteren Strecken an eine so starke deutsche Macht gelangen zu lassen. Nach langem Widerstreben mußten die Preußischen Minister auf Beschränkungen die er vorschlug eingehen; nur bei der Bestimmung des Landstriches [1], der längs des Flusses für die Pfalz vorbehalten werden sollte, erlangten sie einige Zugeständnisse, wogegen sie die Zahlung einer halben Million Thaler an die Pfalz versprachen.

In Berlin warf man noch einmal die Frage auf, ob es nicht besser sei, die Ansprüche ungeschmälert zu erhalten und auf günstigere Umstände zu warten; der König aber urtheilte, die Welt sei nun einmal nicht so beschaffen, daß man sein Ziel auf den ersten Anlauf erreiche; hätte sein Großvater sich mit dem Theile von Pommern begnügt, den man ihm angeboten, so würde seitdem längst schon das Ganze erworben worden sein. Er nahm den Vertrag an, wie er im März 1739 im Haag zu Stande kam; am 22 Mai dieses Jahres sind, im tiefsten Geheimniß, die Ratificationen eben dort ausgewechselt worden.

Und schon ließen sich die Dinge zu einer noch engeren Verbindung an. Der Hader zwischen England und Spanien brach wieder aus: man sprach viel von der Wahl eines künftigen Kaisers: in beiderlei Beziehung wäre es den Franzosen unendlich erwünscht gewesen, Preußen für sich

1. Die Linie über die man sich verständigte — anfangend eine halbe Meile von Angerort, sich hinziehend gegen die Brücke von Troisdorf, ehe diese aber erreicht ist, auf der Höhe von Westhofen sich abwendend nach dem Einfluß der Agger in die Sieg — schnitt ein ansehnlicheres Gebiet für Preußen ab, als ursprünglich die Meinung gewesen.

zu haben. Im Januar 1740 traten sie mit dem Entwurfe eines gegenseitigen Vertheidigungsbündnisses auf 15 Jahre hervor. König Friedrich Wilhelm wies dies um so weniger von sich, da er außer den bergischen noch andere Ansprüche, z. B. auf Ostfriesland hatte, für deren Durchführung er sich weder von England, noch auch, wie die Sachen standen, vom Kaiser Unterstützung versprechen konnte, sondern nur von Frankreich. Entwürfe und Gegenentwürfe sind hierüber gewechselt worden, ohne daß man zum Abschluß gelangt wäre. Doch wurde schon manche weitere Aussicht eröffnet. Cardinal Fleury sagte: Preußen verdiene wegen der guten Ordnung in seinen Finanzen, und der großen Anzahl trefflicher Truppen die es halte, eine ausgezeichnete Rolle in Europa zu spielen, und Frankreich werde gern dazu beitragen.

Man wird nicht glauben, daß der alte eifrig patriotische König durch diese Verbindung befriedigt worden wäre: es mochte ihm dabei angenehm sein, daß er sich nicht ganz ohne Rückhalt in der Welt sah; übrigens war sie ihm wie eine Nothwendigkeit des Schicksals auferlegt worden, in Folge eines Mißlingens aller früheren Plane; indem er aber darauf einging, knüpfte er Verhältnisse an, welche in den folgenden Zeiten eine völlige Umwandlung der Politik herbeiführen sollten. Ehe wir diesen näher treten, wenden wir unser Augenmerk der Grundlage im Innern zu, auf der die Möglichkeit jeder weiteren Entwickelung auch der äußern Macht beruhte.

Heer und Staat.

An und für sich konnte ein Verein deutscher Landschaften, die sämmtlich kaum drittehalb Millionen Einwohner zählten, und nicht einmal in sich zusammenhingen, dem französischen Reiche gegenüber, das von den Pyrenäen bis an den Oberrhein, von dem Mittelmeer bis an den Ocean reichte, benachbart dem unermeßlichen Rußland, dem unerschöpflichen Östreich, zur Seite Englands, dem die See gehorchte, nur wenig bedeuten. Was dem preußischen Staate einen gewissen Rang unter ihnen, Ansehen in der Welt verschaffte, war allein das Kriegsheer. Man nahm damals an, daß Frankreich eine Landmacht von 160000 M., Rußland von 130000 M. regelmäßiger Truppen erhalte; hier fehlte aber viel an Erfüllung der Listen, dort ward ein großer Theil der Mannschaften durch den Dienst in den Garnisonen der zahlreichen Festungen beschäftigt; das östreichische Heer rechnete man auf 80- bis 100000 M., jedoch von zweifelhafter Streitfähigkeit und zerstreut in allen Provinzen. Was Friedrich Wilhelm I für die Stellung Preußens in

diesem Wetteifer der Streitkraft gethan hat, ermißt man sogleich, wenn man bemerkt, daß er die Armee von 38000 M., in welcher Zahl sie etwa mit Sardinien, Sachsen-Polen in gleichem Range stand, bis auf mehr als 80000 M. vermehrte, so daß er Östreich nahe kam. Wir haben die genaue Berechnung eines Kriegsbeamten aus den ersten Zeiten der folgenden Regierung, nach welcher Friedrich Wilhelm bei seinem Eintritt ein Heer von 38459 M. fand, und dieses noch in dem ersten Jahre auf 44792 M. brachte. Im Jahre 1719 zählte die Armee bereits 53999, im Jahre 1729: 69892, im Jahre 1739 endlich 82352, oder mit dem Unterstab 83486 M. Der König nahm eine ziemlich gleichmäßige Rücksicht auf die verschiedenen Waffen; die Cavallerie ist unter ihm um mehr als die Hälfte, die Artillerie in noch größerem Maaßstab angewachsen.[1] Bei ihm kam kein Widerspruch mit den Listen vor; der Festungsdienst beschäftigte eine verhältnißmäßig nicht große Anzahl: wenn wir der geringsten Angabe folgen, so waren 72000 M. jeden Augenblick, oder wenigstens nach kürzestem Verzug, im Felde zu erscheinen vorbereitet.

Schon aus dem Verhältniß der Zahlen ergiebt sich, daß es unmöglich war, ein stehendes Heer von dieser Stärke aus den brandenburgisch-preußischen Landen auf-

1. Bericht von Massow an Friedrich II vom Jahre 1748. Sollten auch im Calcül bei den einzelnen Summirungen Fehler vorgefallen sein, was nicht unmöglich, so ist doch das Verhältniß richtig.

zustellen, wenn man nicht jeder andern Thätigkeit die ihr unentbehrlichen Kräfte entziehen wollte. Es gehörte schon außerordentliche Anstrengung dazu, um nur die Hälfte der erforderlichen Leute aus Eingebornen zusammenzubringen. Eine Zeitlang schwankte man zwischen Pflicht und Freiwilligkeit, Werbung und Gestellung; die Eigenmächtigkeit der Offiziere, der Wetteifer und gegenseitige Übergriffe der Regimenter, brachten unzählige Unordnungen und Beschwerden hervor. Um diesen Übelständen zuvorzukommen bildete Friedrich Wilhelm eine ältere Einrichtung, nach welcher jedem Regiment ein besonderer Bezirk zu seiner Ergänzung vorbehalten war, systematischer aus. Die Feuerstellen des Landes wurden nach ihrer Zahl cantonweise unter die Regimenter und Compagnien ausgetheilt, um sich daraus die erforderlichen Mannschaften anzueignen, in sofern diese nicht durch besondere Ausnahmen davon befreit, für die bürgerlichen Gewerbe oder für den Landbau unentbehrlich waren. Man nahm weder ansässige Leute noch älteste Söhne und Erben; Räthe der Provincialcollegien waren bei den Aushebungen zugegen, um die Verletzung der Rücksichten des Friedens abzuwehren. Den größeren Theil des Zuwachses, der sogleich mit den Commandeurs in Verbindung trat, bildeten die jüngeren Bauersöhne. In den geographischen Beschreibungen der brandenburgischen Landschaften merkt man besonders an, wie die Landleute gesund, stark, arbeitsam seien, den Wechsel der Witterung gut ertragen, und treff-

liche Dienste im Felde leisten. Man fand das Wort des alten Cato bewährt, daß der Bauernstand die tapfersten Leute gebe.

Leicht die Hälfte der Armee war nun aber durch Werbung zusammengebracht und in Stand gehalten. Was dabei die größten Beschwerden veranlaßte, war die Vorliebe für hochgewachsene riesenhafte Menschen, die man aus allen Theilen von Europa, — Schweden, Irland, der Ukräne, den östreichisch-türkischen Grenzgebieten von Niederungarn, welche sich besonders ergiebig erwiesen, — mit einem bei der übrigen Sparsamkeit in Erstaunen setzenden Aufwand, im deutschen Reiche, wo es die Landesfürsten nicht gestatten wollten, nicht ohne Gewaltsamkeit und List zusammenbrachte. Noch waren aber nicht alle Gebiete geschlossen: als Churfürst hatte der König das Recht, in den Reichsstädten und deren Bezirken zu werben, und es fehlte in Deutschland an solchen nicht, welche das Kriegshandwerk liebten und sich gern für einen Dienst anwerben ließen, wo man gut bezahlt und gut gehalten wurde. Dadurch gewann die Armee einen allgemein deutschen Bestandtheil; die Verbindung der Eingebornen und der Angeworbenen erweckte zwischen ihnen Wetteifer und gegenseitige Aufsicht; sie verwuchsen in der strengen Schule militärischer Einübung in einander.

Es würde jenseit unserer Grenzen liegen, wollten wir entwickeln, wie diese beschaffen war, wie die beiden großen Exercitienmeister, der Fürst Leopold von Anhalt

auf jener kleinen Wiese zu Halle, und der König selbst in seinem spartanischen Potsdam, jener die erste Grundlage schuf, dieser die weitere Ausbildung hinzufügte. Denn dazu hauptsächlich diente das Regiment der großen Leute in Potsdam, um jede nöthig scheinende Veränderung zu erproben und zu vollkommener Fertigkeit auszubilden.[1] Die Hauptsache ist Gleichschritt und rasches Feuern; wie der König es einmal ausdrückt „geschwinde laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille". Jenen tiefen Colonnen gegenüber, in welchen einst die spanische Schlachtordnung vorrückte, hatten die ihnen widerstehenden Heere eine breite Front eingerichtet, weniger ausgesetzt der Gewalt des Geschützes und wirksamer durch zahlreicheres Schießgewehr. Wenn Muskete und Pike früher neben einander erschienen, so besaß man jetzt in Bajonnett und Flinte gleichsam eine Verbindung von beiden. Sehr nützlich erwies sich der eiserne Ladestock, durch dessen stärkeren Stoß die Patrone auf einmal festgesetzt wurde, während sonst verschiedene Ansätze nöthig waren; man zog auch deshalb großgewachsene Männer vor, weil sie zu diesen Handgriffen von Natur geschickter seien. Das ganze Fußvolk der preußischen Armee konnte in vier Linien aufmarschiren, von denen die erste und die letzte aus den

1. Oft schickten die andern Regimenter ihre Offiziere nach Potsdam, um sich durch Anschauung anzueignen, was sich aus den Instructionen nicht ergiebt.

größten und stärksten, die beiden mittleren aus etwas mindern, aber immer noch starken und großen Leuten bestanden. In ihren Fahnen sah man den nach der Sonne gerichteten Adler; sie machten einen überaus kriegerischen und militärisch-furchtbaren Eindruck. Freunde und Feinde, sagt Fürst Leopold in einem seiner Briefe, bewundern Ew. Maj. Infanterie, die Freunde sehen sie für ein Wunderwerk der Welt an, die Feinde mit Zittern. [1]

Die Führer dieser Schaaren, deren Tagewerk es bildete, die Übungen durchzumachen, und den Neueingestellten einzuprägen, waren bei weitem zum größten Theile die eingebornen Landedelleute. Bei einer Aufzählung des pommerischen Adels vom Jahr 1724 wird die Bemerkung hinzugefügt, daß er, mit wenigen Ausnahmen, aus lauter Offizieren bestehe, die noch dienen oder doch gedient haben. [2]

Eine der vornehmsten Bemühungen Friedrich Wilhelms war nun, sich ein durch und durch lebendiges brauchbares Offizierkorps zu bilden.

Wie sehr ward eben damals im östreichischen Dienste geklagt, daß man die Offizierstellen nicht allein durch Kauf erwerbe, sondern sogar wieder verkaufen könne: man sehe sie nicht als eine Ehre an, sondern als einen

1. Er gedenkt seines Großvaters, der den ersten Stein an so unsterblichem Werk gelegt. „Da ich denn die Ehre habe, von meinem 17 Jahre an darunter zu dienen, und allen wenigen Ruhm, den ich habe mit E. K. M. Fußvolk erworben.“

2. Gundling pommerischer Atlas, ein Theil des brandenburgischen, auf der Rückseite von S. 278.

Besitz, den man veräußern dürfe; auch wo das nicht geschehe, trete doch überall der verdiente und bewährte Mann vor einem jungen vornehmen Emporkömmling im Dienste zurück.[1]

Auch in der preußischen Armee galt früherhin das allgemeine Herkommen, daß die Stellen der unteren Offiziere von den Obersten besetzt, nach ihrem Gutdünken Fähndriche zu Lieutenants, diese zu Hauptleuten befördert wurden: zu den Stellen der Stabsoffiziere blieb die Ernennung dem Könige vorbehalten, doch hatten sie auch bei diesen den Vorschlag.

Friedrich Wilhelm nun zog alle Ernennungen an sich, nicht allein, weil er selber überall Herr sein wollte, sondern auch weil er es für wichtig hielt, die erste Anstellung, auf der alles Folgende beruht, nicht dem Zufall oder persönlichen Rücksichten zu überlassen, sondern nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen.

Die jungen Edelleute, welche als Freicorporals bei den Regimentern eintraten, bildeten die Pflanzschule seiner Offiziere; sie wurden hier zur größten Sorgfalt in wesentlichen und unwesentlichen Dingen angehalten, für jedes Versehen mit der strengsten Ahndung ja Züchtigung belegt; wenn der König zu dem Regiment kam, erkundigte er sich nach ihren Eigenschaften, ließ sie sich

1. Nach Foscarini historia arcana p. 113 kaufte man eine Compagnie für 8000, die Stelle eines Majors für 20000, eines Obersten für 30000 G.

vorstellen; bis der glückliche Tag erschien, wo der junge Mann zum Fähndrich angenommen wurde und das Feldzeichen empfing, das er niemals verletzen lassen durfte, und das ihn in gewissem Sinn unverletzlich machte.

Der König wollte nur solche anstellen, die das Exercitium gut verstanden, keine Ausschweifungen begingen, erträgliche Wirthschaft führten, und sich auch äußerlich gut ausnahmen. Davon hing auch ihre fernere Beförderung ab. Die Conduitenlisten verzeichneten Jahr für Jahr wie sich jeder in Bezug auf Religion, sein eigenes Hauswesen und den Dienst gezeigt, ob er Kopf habe oder nicht. Über das Verdienst der Führer selbst gab der Zustand der Regimenter bei der jährlichen Musterung vor den Augen des Königs Zeugniß.

Es mag kleinlich erscheinen, wenn nun z. B. bei der Uniform alles und jedes bis aufs Geringste vorgeschrieben war, wie groß die Manschetten, wie breit die Halsbinde sein, wie viel Knöpfe die Stiefeletten haben, wie lang das Zopfband fliegen solle. Doch hat dies außer der für das Auge gewünschten Gleichförmigkeit noch den Grund, daß hier in der Armee jeder Unterschied aufhören, nur der Rang im Dienste etwas gelten sollte. Die verschiedenen Rangklassen gingen hauptsächlich nur unter einander mit einer gewissen Vertraulichkeit um. Wie hätte man dulden können, daß ein Abstand zwischen Reich und Arm sich irgendwo hätte kundgeben dürfen! Friedrich Wilhelm wollte nicht leiden, daß Jemand außer dem

Dienste in bürgerlicher Kleidung einherging; seit dem Jahre 1725 hat er die Uniform allezeit getragen.[1]

Man weiß wie hoch er den Soldatenrock schätzte. Wie in Dresden so mißfiel ihm auch in Hannover nichts mehr, als daß man dort den Rang nach dem Dienste bei Hofe abmesse; ein General oder Oberster sei wenig angesehen, wenn er nicht zugleich eine Hofcharge habe; ein Jagdjunker gelte mehr als ein Brigadier.[2] Ihm dagegen ging der Waffendienst über alles. Von sich selbst anfangend rief er in den Offizieren ein Gefühl für den Stand hervor, wo die Tüchtigkeit im Dienst als der vornehmste Werth des Mannes erschien, die Unterordnung beinahe wie eine Naturnothwendigkeit, die Pflicht als Ehre.

In dem Soldaten suchte er vor allem religiöse Gesinnung zu pflegen. Eine ansehnliche Zahl von Feldpredigern, getrennt von der kirchlichen Verfassung des

1. In einer handschriftlichen Anmerkung zu Mauvillons Vie de Frederic Guillaume, der schon beim Jahre 1713 davon spricht, finde ich folgende Anmerkung von kundiger Hand: Ce n'a été que vers l'an 1725 qu'il a pris absolument l'uniforme. Il le fit pour y assujettir les officiers généraux. Car jusqu'à ce temps là tous les officiers tant generaux qu'autres avoient porté hors le service des habits de toutes couleurs brodés et gallonnés comme il (chacun) le jugeait a propos. Il y en avoit beaucoup, que (cela) incommodoit et qui faisoient des dettes pour ne pas paintre inferieurs aux autres.

2. Früher rangirten mit den Wirklichen Geheimen Räthen die Generale von der Cavallerie und der Infanterie, jetzt die Generallieutenants. Die Generalmajors standen sonst eine Stufe unter dem Oberstallmeister, jetzt gingen sie ihm voran. Die Obersten waren früher den Kammergerichtsräthen gleichgestellt, jetzt standen sie über Vicekanzler und Directoren der Justizcollegien, u. s. w. Vgl. Rangordnungen von 1708 und 1713. Mylius V, 11, 86 139.

Landes, und für sich in ein besonderes System vereinigt, waren im Heere wirksam, und der König kam ihnen mit Eifer zu Hülfe. Unter anderm ließ er Exemplare des Neuen Testaments mit einem Anhang von Gesängen an die Compagnien vertheilen [1]; er verordnete, daß man beim Gottesdienst nur eben diese Lieder singe, damit der Soldat sich daran gewöhne, sie auswendig lerne. Noch entwickelte man die rechten Eigenschaften eines Kriegsmannes an den Beispielen des Alten Testaments, an Benaja, der mit seinem Stecken den wohlbewaffneten Egyptier erschlägt, oder an Samma, der mitten unter dem fliehenden Volk sein Ackerstück gegen den Feind vertheidigt. An den ältesten Urkunden der menschlichen Geschichte nährte sich die künftige Tapferkeit des preußischen Heeres.

Die Aufrichtung eines so gewaltigen Institutes mußte nun aber auf alle Verhältnisse des Innern einen umbildenden Einfluß ausüben.

Um zunächst den Zustand des gemeinen Mannes nur zu berühren, welch eine ganz andere Bedeutung bekam die ländliche Bevölkerung, die bisher allein dazu geboren zu sein geschienen, den Acker zu bauen und untergeordnete Dienste zu leisten, durch ihre Theilnahme an der kriegerischen Haltung des Staates und ihre Unentbehrlichkeit dafür. Friedrich Wilhelm ließ die Cataster

1. Schreiben Friedrich Wilhelms an den Kronprinzen, 20 Jan. 1734. Für den Feldzug bekam jede Compagnie 22 Exemplare, jedes Zelt sollte eines haben.

aus den Zeiten des größten materiellen Wohlstandes im Lande, vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, vom Jahre 1624, nachsehen, die Zahl der Hufen und Bauerstellen verzeichnen, und forderte ihre ungesäumte Besetzung, wenn nicht mit Vollbauern, doch mit Büdnern, Haus=, Dienst=, und andern Gewehrleuten. Der Mensch bekam einen höheren Werth, sobald er durch sein bloßes Dasein in unmittelbare Beziehung zur höchsten Gewalt trat. Wie weit entfernt von persönlicher Unterthänigkeit ist der militärische Gehorsam, dessen Vollziehung persönliche Tüchtigkeit erfordert, und der im Bewußtsein der allgemeinen Regel gegründet ist.

Etwas näher müssen wir das Verhältniß des Adels betrachten, das sich in ganz Europa durch nichts so sehr, wie durch die Einführung der stehenden Heere umgewandelt hat.

Der Unterschied ist, daß die ursprüngliche Vertheilung von Grund und Boden auf den Waffendienst berechnet war, — wie überall, so noch besonders hier in der alten Markgrafschaft —; nunmehr aber der persönliche Dienst sich nicht mehr an den Grundbesitz oder das Lehen knüpfte, der allmählig aufgerichtete Staatshaushalt vielmehr, zu dem das ganze Land beitrug, die Mittel herbeischaffte, das allezeit schlagfertige Heer zu nähren und zu besolden.

Schon Friedrich I klagt, daß seine Lehnsherrlichkeit, so glänzend sie sich ausnehme, ihm doch nicht den mindesten Vortheil bringe: die Lehngüter seien von allen andern Lasten frei; die einzige die ihnen obliege, die Stel=

lung der Lehnpferde, werde durch die Veränderung des Kriegswesens unnütz gemacht. Man hat die Lehnspferde noch 1669, 1678, sogar 1701 zusammengefordert, allein mit geringem Erfolg; die Verwandlung des Dienstes in Geld zeigte sich schwierig und unergiebig; immer mit umfassenden Entwürfen beschäftigt, dachte schon Friedrich I den Lehnsnexus gegen eine Geldzahlung aufzulösen. Sein Plan ist von den geheimen Räthen erwogen, aber nicht ausführbar gefunden worden.[1] Hauptsächlich rührte dies wohl daher, daß Friedrich I, nach dem Sinne seiner Staatswirthschaft, eine große Reluition der Lehnsverpflichtung auf einmal vorzunehmen, und dadurch einige Millionen zu gewinnen dachte, die er anderweit zu militärischen Zwecken verwenden wollte.

Unter Friedrich Wilhelm nahm man diesen Gedanken mit größerem Nachdruck auf. Ein Mitglied des geheimen Rathes, v. Katsch, früher Militärjustizbeamter, setzte nochmals auseinander, wie wenig Vortheil der Lehnsherr von den Lehen habe, denn selbst der Heimfall nütze ihm nichts, da er die Güter, und zwar oft nach sehr beschränkenden Landesgesetzen wieder verleihen müsse, und wie beschwerlich dennoch der Lehnsnexus den Besitzern falle. Man plage sie mit Sporteln, namentlich bei der Mu-

1. In den Acten finden sich: 1) Gutachten der Convertirung der in den königlichen Landen befindlichen Lehen in Erbgüter betreffend; 2) Schreiben Friedrichs vom 25 Nov. 1732, sich beziehend auf „was er im versammelten Geheimen Rath ohnlängst erklärt habe“; Antwort der Geheimen Räthe vom 22 Dez. 1702, worin sie dem König „ihre Dubia zu allerhöchster Dijudicatur vorlegen“.

thung, es sei ihnen unmöglich, die geringste Verfügung vorzunehmen, ohne einen Consens, den sich die Lehnskanzlei theuer bezahlen lasse; Unmündige seien in unaufhörlicher Besorgniß, einen Fehler zu begehen und dafür gestraft zu werden: und welch ein Verlust sei der Heimfall für Frauen und Töchter, die aus ihren Sitzen verstoßen werden und sich nicht zu nähren wissen. Würde dies alles beseitigt, und dem Besitzer dagegen freie Hand über die Güter gelassen, so werde man den Anbau derselben in wenig Jahren verbessert, und ihre Preise steigen sehen; der innere Reichthum des Landes werde sich wesentlich vermehren.

Dem ausschließend auf das Nützliche gerichteten Sinne Friedrich Wilhelms widersprach es ohnehin, veraltete Rechte aufrecht zu erhalten die sich nur drückend erwiesen. Was ihn aber für den Vorschlag gewann, war der Nachweis der Möglichkeit, den Lehngütern eine jährliche Zahlung aufzulegen, deren Gesammtbetrag ein gar nicht unbedeutender Zuschuß für seine Kriegskasse sein würde. Da zumal einige Edelleute, denen er das Vorhaben eröffnete, ihm beistimmten, so erklärte er sich sofort bereit, gegen Zahlung eines Canon die sämmtlichen Lehen zu allodificiren; nicht allein sein Heimfallsrecht wollte er aufgeben, sondern den Vasallen die Befugniß ertheilen, ihre Güter zu veräußern oder Geld darauf aufzunehmen nach ihrem Belieben.

Das war jedoch nicht seine Stellung in dem Lande,

daß er eine so tief in die Privatrechte eingreifende Neuerung einfach hätte anbefehlen dürfen: er mußte mit ständischen Corporationen darüber unterhandeln, und nicht das Unmerkwürdigste an der Sache ist die Art und Weise wie das geschah.

Noch im Jahre 1713 waren die Deputirten von Prälaten, Grafen, Herren, Ritterschaft und Städten diesseit und jenseit der Oder und der Elbe zusammengetreten, und ihre Ansprüche erscheinen sogar bedeutend, wenn wir sehen, daß sie an die alten Abschiede von 1572, 1602, 1611, 1614, 1615, und vor allem an den großen Receß von 1653 erinnern, und die Bestätigung der darin gewährleisteten Rechte beantragen.

Indessen ist es doch zu dieser Bestätigung nicht gekommen. Friedrich Wilhelm erwiederte ihnen, er müsse sich erst unterrichten, in wiefern diese Recesse auf die veränderten Umstände noch anwendbar seien: die Stände bekannten, obwohl in Ausdrücken, worin sie ihre Gerechtsame festzuhalten suchten, daß dies ein höchsterleuchtetes Dafürhalten sei; auf die Aufforderung, ihre Wünsche näher anzugeben, haben sie doch nur einige einzelne Puncte, in Bezug auf Lehen und geistliches Patronat zur Sprache gebracht: politischer Natur war ihr Begehren nicht. Auch konnte es das nicht sein, da der Hader zwischen Ritterschaft und Städten unaufhörlich fortdauerte, und die beiden Theile sich auch nicht in der geringsten Sache ver-

einigen konnten.[1] Viel zu stark war die Monarchie, als daß der Adel derselben in die allgemeine Regierung hätte einreden können: seine Wirksamkeit war auf den Kreis der ihm eigenthümlich zustehenden Rechte beschränkt.

Auch bei dieser Lage der Ritterschaften aber mußte über das jetzige Vorhaben des Königs mit ihnen unterhandelt werden. Bei der ersten Kunde davon erhob sich die Besorgniß, als wolle er den althergebrachten Vorrang des Adels aufheben, — denn wie solle bei freiem Verfügungsrechte das Ansehen der Familien sich erhalten; alle Ansprüche der zu gesammter Hand Belehnten würden vernichtet werden; es scheine als wolle man den Adel zu einem contribuablen Stande machen, ihn Bürgern und Bauern gleich stellen. Wäre die Ritterschaft sofort zusammenberufen, der Antrag ihr in seiner ersten schroffen Gestalt vorgelegt worden, so würden sie ihn unfehlbar verworfen haben.

Nun befolgte man aber damals noch die der Ein-

1. Z. B. haben sie damals die Einführung von gleichem Maaß und Gewicht beantragt, und der König hat sie aufgefordert, ihm darüber einen Entwurf zu machen. Aber sie konnten sich nicht vereinigen, ob das Brandenburger oder das Berliner Maaß zu Grunde zu legen sei; die Edelleute zogen das erste, die Bürger das zweite vor: sie mußten die Sache dem Könige überlassen, der dann im Sinne der Städte entschied. Die früheren Äußerungen des Königs lauteten: „Was aber die allegirten Recesse und in specie den de anno 1653 anbelanget, da können S. K. Mt., welche nichts was sie nicht königl. und unverbrüchlich zu halten gedenken, jemahlen versprechen wollen, zu Confirmation solcher Recesse sich nicht so schlechterdings erklären, sie seien dann zuvörderst genau und gründlich informiret, ob und in wie weit solche Recesse auf die jetzige Zeit annoch applicable, und ob nicht ein und anderes so zu des Landes weiterem Flor und Anwachs dienen könnte darin zu verändern und zu verbessern sei.“

fachheit und Vertraulichkeit der Verhältnisse entsprechende Methode, die Verhandlungen auf den Kreistagen der Ritterschaft beginnen zu lassen, wo es dann mehr zu Besprechungen als zu eigentlicher Debatte kam. Ungezwungene Rede und Widerrede konnten der Regierung zeigen, was sie auszuführen vermöge, und ihre Absichten modificiren.

Von den damals gehaltenen Kreistagen war ohne Zweifel der havelländische der merkwürdigste. Der Urheber des Entwurfes, Katsch, übernahm dessen Leitung, und es gelang ihm die Anwesenden von dem Vortheil zu überzeugen, der ihnen aus der Veränderung entspringen werde. Bei der ersten Zusammenkunft der Abgeordneten der Kreise in Berlin ließ es dann die Regierung, in deren Schooße ebenfalls mancherlei Einwürfe laut geworden [1], ihr vornehmstes Bestreben sein, die Standesbesorgnisse wegzuräumen die sich ihr am meisten entgegenstellten. Der König erkannte die Ansprüche der Gesammthänder an, beschränkte die Erbfolge der Töchter auf den Abgang der männlichen Linie, genehmigte die Beschränkungen, denen die Veräußerungen und Verschuldungen unterlagen, und ließ überhaupt alles fallen, was dem Stande als solchem nachtheilig werden konnte. Was er aufgab, war hauptsächlich sein eigenes Anrecht: Lehnwaare, Consensgebühr und Heimfall. Dafür und zur Erstattung des Roßdienstes, zu dem ja bei der Bewaffnung der Nach-

1. Die Commission bestand aus Ilgen, Grumbkow, Kraut, Creuz und Katsch. Der Obermarschall Prinzen machte die vornehmsten Einwendungen.

barn die Ritterschaft jeden Augenblick sich bereit zu halten rechtlich verpflichtet sei, forderte er einen jährlichen Canon, den er anfangs auf 50, später auf 40 Thaler für das Lehnpferd festsetzte. Katsch hatte im ersten Eifer 60 Thaler für möglich gehalten.

Die Deputirten sind hierüber, um sich mit ihren Standesgenossen in den Kreisen zu besprechen, nach Hause gegangen, und noch zwei Mal, im April und Juni 1717, in Berlin wieder zusammengetreten.

Im April zeigte sich eine entschiedene Mehrheit bereit, auf den Vorschlag einzugehen. Die ersten welche der Regierung entgegenkamen waren die Mittelmärker, diesen gesellte sich der ukermärkische und, von dem altmärkischen mit dem er sonst zu stimmen pflegte sich absondernd, der priegnitzische Adel hinzu.

Eine Schwierigkeit machte noch der Betrag des Canons; am 24 Juni ist er von den Deputirten der genannten drei Ritterschaften übernommen worden.[1] Die Neumark schloß sich an, zumal da der König versprach auf die Armen billige Rücksicht zu nehmen. Dagegen unterzeichnete auch er einen Revers, durch welchen die allgemeinen Prärogativen des Adels aufs neue bestätigt wurden; doch hat er sich dabei nichts abgewinnen lassen, was dem Begriffe seines Staates widersprochen hätte

1. Aus der Priegnitz die Landräthe Platen und Stille; aus der Ukermark der Director Wedel; aus der Mittelmark Bredow, Rohr, Platen, Wilmersdorf, Wulffen.

und jede fremdartige Forderung fern gehalten. Er sagte was er fallen lasse bestehe in Nichtigkeiten, was er gewonnen in Realitäten; möchte er alle Tage solch einen Tausch machen können.

Er berechnete, daß der Canon, wenn derselbe auch hie und da ermäßigt werde, z. B. in Pommern auf 40 Gulden, doch von seinen Reichslanden allein zwischen sechszig- und achtzigtausend Thaler ertragen werde [1], worauf er zwei neue Regimenter begründen könne, und nahm sich vor, die Allodification in dieser eigenthümlichen Form allenthalben durchzuführen.

Zunächst in der Altmark, wo man sich nicht für verpflichtet hielt, die Mehrheit der churmärkischen Stände als maßgebend anzuerkennen, fand er viele Schwierigkeit; die Einwendungen dieser Provinz erscheinen sogar oft in bittern Ausdrücken. Der König ließ sie unbeantwortet, beharrte aber auf seinem Willen. Einige ergebene Landräthe erwarben sich das Verdienst, von Rittergut zu Rittergut zu reisen, und die Widerstrebenden durch mündliche Vorstellungen zur Einwilligung zu bringen. Als die Sache einmal in den Marken durchgegangen, folgten die andern Provinzen allmählig nach.

Merkwürdig, daß sich einst der Reichshofrath der Widerstrebenden angenommen hat: er behauptete, die Neuerung laufe der uralten Verfassung des deutschen Reiches

1. Vgl. Riedel Magazin III, 1, 33. — Aus Preußen erwartete man von entsprechenden Einrichtungen 15000 Thlr.

entgegen: der König antwortete, was er gethan, gereiche zur Verbesserung seines Adels und geschehe mit dessen Beistimmung; hoffentlich werde ihm Niemand wehren wollen, alte auf die jetzige Zeit nicht mehr passende Einrichtungen, wenn es ohne Beschwerung geschehen könne, zu verändern.

Allemal war ihm ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten.

Die ständischen Rechte, so wenig sie sonst von sich reden machten, zeigten sich nicht unwirksam, in sofern sie die Absichten der Regierung, die ursprünglich viel weiter gingen, auf das für jene Zeit Ausführbare zurückbrachten.

Bei weitem weniger setzten ihr die Städte einen besonderen Willen entgegen; doch könnte man nicht sagen daß die Leitung, der sie sich überließen, ihnen geschadet habe: dem Adel, laut seiner Eingaben, erschienen sie sogar als bevorzugt; und allerdings ließ es der König einen der vornehmsten Gegenstände seiner Sorgfalt sein, sie, besonders in Bezug auf das Gewerbe, wieder in Aufnahme zu bringen.

Die allgemeine Überzeugung in Deutschland, gegen Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, ging nun aber dahin, daß die tief herabgekommene deutsche Industrie ohne strenge Maßregeln vollends zu Grunde gehen müsse. In den gelesensten

Schriften klagt man, daß das Übergewicht der französischen Manufactur der deutschen Nation die innerste Kraft des Lebens, — d. h. die der Hervorbringung — entziehe, das Blut aus ihren Adern sauge. Man hat einmal zu dem heroischen Mittel gerathen, da keine Concurrenz mit dem Auslande möglich sei, nur geradezu mit dem Verbote zu beginnen, und dann erst die Gründung der eigenen Industrie folgen zu lassen: denn wo keine Strenge, da sei auch kein Leben.[1]

In der Mark Brandenburg sah man nun die traurigsten Beweise des Verfalles der deutschen Industrie, durch die Übermacht noch bei weitem mehr der englischen, als der französischen vor Augen. Die Tuche der Priegnitz und der Altmark, die bisher in Hamburg gefärbt und dann nach dem Norden verführt worden, ein nicht unbedeutender Erwerbszweig für Brandenburg, fanden dort keinen Absatz mehr, weil sie den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten.[2] Wie sollten sie die englische Concurrenz auf den fremden Märkten aushalten, da sie ihr auf den einheimischen unterlagen?

Friedrich I hatte mancherlei für die Industrie gethan, hauptsächlich für die Zweige, deren der Hof bedurfte;

1. Ubi non est rigor, non est vigor. Hornegk: Östreich über alles wenn es nur will, zuerst 1684, dann 1712. S. 95. Andere, sagt er, „wollen die inländischen Manufacturen einführen, um die ausländische hernach zu verbieten, ich aber rathe die ausländischen zu verbieten uud hernach die inländische einzuführen.“

2. Königs Berlin III, 357. 1707 hatte Königin Anna in England durch eine Verordnung zur Aufmunterung des Zubereitens und Färbens der wollenen Zeuche eine starke Abgabe auf die Ausfuhr weißer wollener Tücher gesetzt.

allein der unsichere Zustand des Hofes selbst, die zwischen Verpachtung und eigener Administration überhaupt verschiedenen Grundsätzen hin und her schwankende Verwaltung hatte nichts zu rechtem Gedeihen kommen lassen: eine Anzahl neuangezogener Gewerbetreibenden war wieder verscheucht worden.

Dem Lande war zunächst etwas Anders, als Einführung neuer Fabriken vonnöthen. Friedrich Wilhelm sagt einmal, er müsse der ansehnlichen Zahl der Tuchmacher ihre nothdürftige Nahrung verschaffen; ein ander Mal: er wolle die im Lande befindlichen unvermöglichen Einwohner beschäftigen. Sehr wahr, daß die Theorie der er folgte, mit einer Überschätzung des baaren Geldes zusammenhing; allein abgesehen hievon war es doch von der dringendsten Nothwendigkeit, den gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung dem Verderben zu entreißen, in den ersten Bedürfnissen des Lebens nicht ganz von dem Ausland abhängig zu werden. Wer wollte es tadeln, daß man der fremden Arbeit eigenen Fleiß entgegensetzte, und das Unentbehrliche selbst hervorzubringen suchte. Die deutsche Nation durfte die gewerbliche Thätigkeit nicht aufgeben, welche in früheren Jahrhunderten einen so wichtigen Bestandtheil des städtischen Lebens ausgemacht hatte. Man hätte die Folgen des dreißigjährigen Krieges, durch den hauptsächlich auch das Gewerbe zerstört worden war, verewigt.

An seiner Stelle fand nun König Friedrich Wilhelm

in dem Bedürfniß der Armee ein Mittel, die Manufactur die er herstellte zugleich zu beschäftigen, und ihr einen sich immer erneuenden Markt zu verschaffen: er hielt darüber, daß der Soldat allezeit in sauberer Kleidung einherging, ein jeder immer mit zwei Monturen versehen war. Bald aber legte er auch der Ritterschaft und den Unterthanen als eine Pflicht auf, seinem und seiner Armee Beispiel hierin zu folgen, sich sowohl zu ihrer Bekleidung wie zu jedem andern Behuf nur einheimischer Wollenwaaren zu bedienen.[1] Und nicht allein die fremden Producte aus diesem Stoffe verbot er, sondern auch die baumwollenen, denen das Land nichts Gleiches entgegenzusetzen hatte. Im November 1721 hat er verfügt, daß binnen acht Monaten Niemand, weder von männlichem noch von weiblichem Geschlecht von hohem oder niederem Stande auf dem Lande oder in Städten, denn so pflegen seine Edicte die verschiedenen Kategorien der Betheiligten aufzuzählen, feine oder grobe Kattune tragen solle, bei einhundert Reichsthaler fiscalischer Strafe.[2] Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und sieben Jahre darauf versichert man uns, daß Niemand mehr an die fremden Waaren denke, überall seien sie durch wollene Landzeuche und Linnengewebe ersetzt. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Ausfuhr der Wolle, wobei dem einheimischen Gewerbe nur der schlechteste Theil übrig

1. Edict, daß vom 1 Jan. 1720 keine fremden Tücher noch andere außer Landes verfertigte wollene Waaren getragen und gebrauchet werden sollen. Mylius V, II, S. 318.
2. Mylius V, II, S. 198.

blieb, fortgedauert hätte; die sogenannte Wollpragmatica des Königs und viele erläuternde Edicte verbieten sie auf das strengste, suchen sie unmöglich zu machen. Man traf Einrichtungen, um den Verkauf der gefallenen Wolle bei der Accise zu controliren. Es konnte nicht an lebhaften Beschwerden fehlen: der König erwiederte: in Staatsangelegenheiten gehe das Heil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen allemal vor.

Um aber nicht nach so viel empfindlichen Beschränkungen am Ende doch mit schlechter Arbeit heimgesucht zu werden, ordnete er eine scharfe Aufsicht über die Gewerbe an. Den Tuchmachern ward vorgeschrieben, wie die Wolle zu säubern, nach ihrer Beschaffenheit zu sondern, geschmeidig zu machen, zu kämmen sei, wie viel Stein zu jeder Art von Zeuch verwandt werden müssen; nicht anders, als wie einst Colbert den französischen Gewerken die ausführlichsten technischen Vorschriften gab; auch die preußischen Schaumeister schwuren, die Tücher wenn sie vom Wirkstuhl aus der Walke und aus der Farbe kommen, genau zu prüfen, die vorkommenden Mängel zu gebührender Bestrafung anzuzeigen.[1] Dem Gildebrief der Garnweber ward eine Tabelle beigegeben, aus der ein Jeder sehen könne, wie viel Ellen Linnen er von seinem Garn zu fordern habe. In den Jahren 1734 bis 1736 erhielten 63 Gewerke neue Gildebriefe, um allen einge-

1. Tuch- und Zeugmacher und Schauordnung 30 Jan. 1723 bei Mylius V, II, 335.

rissenen Mißbräuchen zu steuern und jedem sein beson=deres Gebiet anzuweisen.[1] Auch die fünf Handwerke die man auf dem Lande duldete, wurden durch beschrän=kende Gesetze an die städtischen Innungen gebunden. In den Städten aber untersuchte man nach der Zahl der Ein=wohner und der Summe des Verbrauchs, wie viel Hand=werker etwa in dem einen oder dem andern Zweige noch fehlen und daselbst ihre Nahrung finden möchten. Aus=ländern, welche sich dazu melden würden, bot man nicht unansehnliche Begünstigungen dar; Einheimische ließ man nur dann zu, wenn sie nachwiesen, daß sie in dem Ort ihres Aufenthalts nicht zu bestehen vermöchten. Man organisirte gleichsam die Arbeit, vom monarchischen Standpunct.

Und kein Zweifel, daß diese Bemühungen im Allgemei=nen einen erfreulichen Erfolg hatten. Das Gewerbe selbst konnte in Kurzem die Concurrenz der Nachbarn aushal=ten: die blauen Tuche von Berlin erwarben sich einen gewissen Ruf in Europa.[2] Ein wichtigerer Vortheil ist es, daß die städtische Bevölkerung in der Mark wieder Bestand gewann. Nach den vorliegenden, freilich unvoll=ständigen Listen kann man sie in den Jahren 1713 und 1714 wohl nicht höher als 100000 anschlagen, wovon

1. Beckmann Beschreibung der Mark Brandenburg I, 1158. Er versichert überdies, daß das Land durch seine Kamelot=, Eta=min= und anderen Fabriken im Reich, in Lothringen, Italien, Spanien und Brabant in großes Ansehen gekommen. — Die märkische Woll=arbeit gebe den übrigen Manufacturen in Europa weder an Güte noch an Vielfältigkeit der Waaren etwas nach.

2. Verzeichnisse in Borgsteds statistisch=topographischer Beschrei=bung der Kurmark S. 381. Was Bratring aus den früheren Jah=ren noch hinzufügt, ist fragmentarisch.

gegen die Hälfte auf Berlin kommen; im Jahre 1723, von dem wir genau unterrichtet sind, zählte man in den märkischen Städten 137945, im Jahre 1739 206520 Einwohner. Die Bevölkerung war in diesen späteren Jahren um ein Drittheil, in der ganzen Regierungszeit wahrscheinlich um die Hälfte gestiegen. In der Hauptstadt wuchs die Einwohnerzahl auf achtzigtausend an, ungerechnet die Garnison, welche 16000 M. betrug. Es leuchtet ein, daß der gewerbetreibende Stand hiedurch eigentlich aufs neue begründet worden ist.

Nur mit Unrecht aber hätte sich der Adel über die Beschränkungen beklagt, die ihm auferlegt wurden. Der steigende Verbrauch, der sonst nicht möglich gewesen wäre, kam doch wieder dem Landbau zu Statten. Was man gesagt hat, daß kein Morgen Landes in England sei, der nicht aus dem Anwachs von London Vortheil ziehe, fand wenngleich in geringerem Maßstab, auch hier Anwendung. Zunächst Mittel- und Ukermark mußten durch die Nähe von Berlin gewinnen: die Ukermark wird als die Kornkammer der Hauptstadt bezeichnet. Aber auch die andern Provinzen jenseit der Oder und der Elbe fingen an den Überschuß ihres Getreides daselbst abzusetzen. Was man bei der Wolle verlor, ersetzte sich durch den Verkauf des Getreides wieder. Niemals hätte der König geduldet, daß dies zu tief im Preise gefallen wäre.

Ich hoffe, daß ein mit diesem Fache Vertrauterer der Staatswirthschaft Friedrich Wilhelms einmal eine

ausführliche Darstellung widmen wird, doch sei mir erlaubt dieses eine Beispiel derselben noch zu berühren. Das Getreide durfte nie unter einen gewissen Marktpreis sinken. Wie oft hätte man in Königsberg oder in Tilsit, bei freier Zufuhr aus Polen, um ein Achtheil oder ein Sechstheil eines Thalers kaufen können, wofür man jetzt wenigstens ein Viertheil bezahlen mußte. Der nächste Grund war, daß der König selbst seine Pächter nicht in den Fall kommen lassen wollte, zahlungsunfähig zu werden; aber die Anordnung kam allen Gutsbesitzern zu Statten. Für die Städte und die Miliz ward dann dadurch gesorgt, daß man den Preis auch wieder nicht allzuhoch steigen ließ. In Zeiten von Mißwachs und Theuerung öffneten sich die königlichen Magazine die in wohlfeilen Jahren gefüllt worden waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich. Im Jahre 1736 z. B., wo man in der Nachbarschaft, in Polen und Schlesien, das ganze Unheil einer Hungersnoth aushalten mußte, empfanden die brandenburgischen Lande kein besonderes Ungemach. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, das er nach eingebrachter Ernte zurückerstattete.

Das wohlgeordnete Staatswesen sollte über die Zufälligkeit der Anwendung menschlicher Kräfte und die Schwankungen der Natur erheben.

Man hat es als den vornehmsten Grund betrachtet, warum die Alten sich so wenig wissenschaftlich mit finan-

ziellen Fragen beschäftigt haben, daß es dabei darauf ankomme, aus immer ungleichen Einkünften die immer ungleichen Bedürfnisse zu bestreiten; hier war vielmehr der Sinn, beide fortwährend gleich zu halten und in gleichem Verhältniß mit einander zu entwickeln.

Friedrich Wilhelm stiftete in dem Generaldirectorium eine Behörde, die vor allem auf die Erreichung dieses Zweckes hinarbeiten sollte.

Man weiß, daß die nächste Veranlassung zur Gründung derselben in den Zwistigkeiten lag, die zwischen dem Kriegscommissariat, welches die Kriegsgefälle in den Städten und auf dem Lande, Accise und Contribution verwaltete, und dem Finanzdirectorium, das die Bewirthschaftung der Domänen leitete, ausbrachen. Ihre Befugnisse, aus verschiedenem Ursprunge herrührend, stießen nicht selten gegen einander. In dem einen erschien der Fürst als großer Landbesitzer, seinem Adel gleichartig, in dem andern als allgemeiner Kriegsherr; es kam vor daß die Domänenkammern den Pächtern Zugeständnisse machten, die den Anordnungen des Commissariats widersprachen, und Klagen gegen dasselbe, welche die Stände erhoben, in aller Form mit unterzeichneten. Durch den allgemeinen Wetteifer im Dienst, den der Ernst und die Wachsamkeit des Königs erweckt hatte, ward das Übel erst recht zu Tage gebracht.

Hierauf beschloß Friedrich Wilhelm die beiden Behörden zu vereinigen. Wie es scheint, ist dieser Gedanke

zuerst im Gespräch von Leopold von Dessau geäußert worden; der König machte ihn ganz zu dem seinen, und warf sich mit aller Energie seines Geistes darauf, ihn auszuarbeiten und durchzuführen. Es verdient wohl berichtet zu werden wie er dabei verfuhr.

Bei einem einsamen Aufenthalt in Schönebeck im December 1722, setzte Friedrich Wilhelm den Entwurf einer Instruction, in aller Ausführlichkeit, mit eigener Hand auf.[1] Sein Ehrgeiz war dabei, daß Niemand etwas Wesentliches daran auszusetzen finden sollte. Das Schriftwerk ist wie billig aufbewahrt worden: es enthält die ganze Grundlage der später so bedeutend gewordenen Instruction des Generaldirectoriums.

Um sie in eine mittheilbare Form zu bringen, beschied der König, als er nach Potsdam zurückgekehrt war, den Cabinetssecretär Thulemeier zu sich. In sehr hausväterlicher Weise lud er ihn ein, des andern Tages zu ihm zu kommen, es war eines Sonntags, Nachmittag um zwei Uhr, versehen mit Schreibmaterialien, gutem starken Papier „und schwarzem silbermelirten Heftfaden“: und sich so einzurichten, daß er ein paar Tage bleiben könne. Hier ward nun der Inhalt nochmals erwogen, und möglichste Sorgfalt angewendet, alles in deutlichen, präcisen,

1. Der Titel lautet: Dieses sind diejenige Concept, die ich selber geschrieben und hernacher Tulemeier in die Feder dictirt und in Dictiren alles schreiben lassen positiver und weitläuftiger, daß es besser zu verstehen ist; soll dieses beim geheimden Archiv verwahret werden.

keinem Mißverständniß Raum lassenden Ausdrücken abzufassen. Es dauerte bei den mancherlei Unterbrechungen, die in Potsdam unvermeidlich waren, bis zum 14 Januar, ehe man damit fertig wurde. Einige Abschriften waren noch zu machen; dann, unverweilt, schritt man dazu die Sache ins Leben zu führen.

Am 19 Januar 1723 wurden die Mitglieder der beiden Collegien, des Generalcommissariats und des Finanzdirectoriums, die noch keine Ahnung von der ihnen bevorstehenden Veränderung hatten, nach einem Zimmer des Schlosses zusammenbeschieden. Ilgen, der wie wir sehen in den inneren Angelegenheiten so thätig war wie in den äußeren, las den Versammelten ein Schreiben vor, worin der König ihnen seine Absicht kund that, nicht ohne dem allgemeinen Tadel auch manchen sehr persönlichen beizumischen. Das Provincial-Commissariat der Churmark, das bisher mit dem allgemeinen vereinigt gewesen, ward von demselben abgesondert, und unverzüglich entfernten sich die dazu bestimmten Mitglieder. Die Zurückbleibenden führte Ilgen in das neue für das Generaldirectorium eingerichtete Local, wies einem jeden seinen Platz an, verlas, neben dem Bildniß des Königs stehend, die Instruction, übergab jedem der dafür ernannten Minister eine Abschrift davon und legte eine andere auf den Tisch. Hierauf begaben sich zuerst die Minister, dann die Räthe in das Audienzzimmer, wo der König ihrer wartete, und leisteten einen neuen Eid in seine Hände.

Sie geloben darin, Sr. Maj. Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen, nach allen ihren Kräften zu befördern.[1]

Es ist das keine leere Phrase, sondern der Sinn und Zweck der ganzen Verwaltung.

Die Minister werden dafür verantwortlich gemacht, daß alles einkomme, was in den Etats angegeben ist; den Pächtern kann nach verflossenem Vierteljahr allenfalls eine Zahlungsfrist von 10 Tagen gestattet werden aber keine Stunde mehr; Contribution und Accise müssen auf das prompteste eingehen, damit am Ende jedes Monats pünktlich die Regimenter ihre Assignationen erhalten. Aber dabei soll keine Anlage gemacht werden, bei welcher der Unterthan nicht bestehen könnte: in der Contribution soll man die genaueste Gleichheit beobachten, die Accise soll die königlichen Wagen so gut untersuchen wie jeden andern; das vornehmste Bestreben soll darauf gerichtet sein, dem Landmann aufzuhelfen, die Städte in blühenden Stand zu bringen.

Die Instruction für das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirectorium, denn diesen Titel führte die

1. (Sr. K. Mt.) treu hold und gewärtig zu sein, Sr. Kgl. Mt. Nutzen und Bestes, insonderheit aber die wahre Verbesserung und Vermehrung der sämptlichen Revenüen und Einkünfte, imgleichen die Conservation Dero Unterthanen, sowohl auf dem Lande als in den Städten, so viel mir nur mensch und möglich suchen und befördern, hingegen alles was dem zuwider und gedachter Sr. K. Mt. und dem königl. Hause auch sämptlichen Landen und getreuen Unterthanen schädlich und nachtheilig sein möchte abwenden und verhüten.

combinirte Behörde, besteht aus 34 Artikeln, wovon manche 20, 30 Paragraphen haben [1]; kein Auszug könnte seinen Inhalt vergegenwärtigen, Herausheben einzelner Stellen dürfte vielmehr einen falschen Eindruck machen. Es sei genug, die allgemeine Tendenz zu bemerken.

Die Hauptabsicht ging wie berührt auf die Herstellung einer größeren Einheit.

Auch in den Provinzen wurden Kammern und Commissariat verbunden. Für diese gab der König nach, daß der eine Beamte sich mehr dem einen, der andere sich mehr dem anderen Zweige widmen möge; doch fordert er die genaueste Kenntniß derselben. Der Rath z. B. dem die Städte obliegen, soll deren Zustand in Bezug auf Handel und Wandel, Armuth und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen, wie ein Capitän den Zustand seiner Compagnie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörde mit beiden Zweigen vertraut sein, eben sowohl der Landwirthschaft wie dem Städtewesen. Hier waren immer mehrere Provinzen in eine Abtheilung unter Einem Minister vereinigt; die östlichen übernahm Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne; doch war für jede Abtheilung ein besonderer Tag zum Vortrag bestimmt, dem dann auch die Minister der andern beiwohnten; für die Beschlüsse die gefaßt wurden waren sie insgesammt verantwortlich. Der König behielt sich das

1. Abgedruckt bei Förster Friedrich Wilhelm II, 173. Unter den mancherlei willkommenen Mittheilungen dieses Buches vielleicht die bemerkenswertheste. Vgl. Rödenbeck I.

allgemeine Präsidium vor. Wie der Gedanke in seinem Kopfe seine Gestalt empfangen, so zeigte er sich unermüdlich thätig, ihn fruchtbar zu machen, überzeugt, daß er dadurch die Wohlfahrt des Landes und die Macht seiner Krone auf sicherem Grund befestige. [1]

Später konnten Zeiten eintreten, wo eine Einrichtung dieser Art nicht mehr zureichte: damals aber bot sie einen großen Fortschritt dar. Man erhob sich über das einseitige Verfolgen particularer Bestrebungen in dem Mittelpuncte des Staates zu einer Anschauung der allgemeinen Bedürfnisse und der Mittel, sie zu erledigen. Die Idee der Gesammtheit bekam eine Art von Repräsentation. Bei den staatswirthschaftlichen Versuchen, seit Colbert, ist es vielleicht überhaupt das Wichtigste, daß die Auflage, nach dem Sinne des Wortes eine einseitig gebotene Last, wofür sie auch Manche anzusehen fortfuhren, mit dem politischen Gedanken und dem allgemeinen Fortschritt unmittelbar in Verbindung trat.

In Preußen wurde es nun erst möglich, den Staatshaushalt systematisch zu ordnen.

Schon war der Versuch einer Rechenkammer gemacht, die aber aus zwei Collegien bestand, das eine für die Domänen, das andere für die Kriegsgefälle; diese wurden jetzt ebenfalls vereinigt, und dem Generaldirectorium

1. Eigenhändig: (er suche nur das) Beste der Lande und Leute, Befestigung der Armee und Krone, denn ich persuadirt wäre, daß durch diese Combination es festgesetzt wäre wofern sie wollten treu und unverdrossen den Strang zugleich ziehen.

beigegeben. Bei der Abnahme der Provinzialhauptrechnungen sollte jedes Mal ein Mitglied desjenigen Departements, zu dem die Rechnung legende Provinz gehörte, auf die Oberrechenkammer gehen, daselbst den Vorsitz führen, und die gemachten Bemerkungen alsdann bei dem Directorium vortragen. Die Rechnungen der Generalcasse sollte die Rechenkammer zwar prüfen, aber das Directorium allein abnehmen.

Die Zusammenstellung dieser Generalcassen-Rechnungen in genügender Form hatte nun aber eine nicht geringe Schwierigkeit. Die erste dieser Art ward im September 1724 zu Stande gebracht; „ein importantes Werk," wie es in dem Berichte heißt, „zu welchem etliche tausend Stück Quittungen und Belege mit unbeschreiblicher Mühe aus allen Provinzen eingezogen werden müssen, und zu der man ein ganzes Ries Papier verschrieben habe."

Die Rechnungen reichten immer vom 1 Juni bis 31 Mai, und wenigstens die Summen der Beträge, wobei aber die beiden Cassen ferner geschieden blieben, finden sich seitdem in den Acten des Generaldirectoriums verzeichnet.

Wenn man sie zuerst ansieht, so könnte es scheinen, als wären die gesammten Einkünfte viel höher gestiegen, als man bisher, aus allerdings unzureichender Wissenschaft, angenommen hatte.

Im Jahre 1724 schließt die Generaldomänencasse ab mit nahe an 3 Millionen, im Jahre 1726 mit mehr

als viertehalb, 1727 mit etwas über 4 Millionen: die Generalkriegscasse in dem ersten der genannten Jahre mit 3,800000, — dem zweiten über 4,200000, dem dritten 4,600000 Thaler, und man sollte glauben, daß nun die Gesammteinnahme mehr als neuntehalb Millionen des Jahres betragen habe; — allein dem ist doch nicht so. Die Domänencasse hatte außer einem eisernen Bestand von 150000 Thlr. auch noch einen veränderlichen, der sich aus den von den letzten Jahren noch einzuziehenden Resten und den für einzelne Zweige gemachten Vorschüssen zusammensetzte, und unter der Einnahme berechnet wurde; im Jahre 1726 beträgt er mehr als 800000 Thaler, in andern weniger, doch immer genug, um einen bedeutenden Abzug von der Einnahme zu bilden. Auch bei der Kriegscasse findet sich ein Bestand, wiewohl um vieles geringer, im Jahre 1726 von etwas über 60000, im Jahre 1727 von ungefähr 140000 Thlr. und ferner allmählig anwachsend; hauptsächlich aber empfing die Kriegscasse einen sehr ansehnlichen Zuschuß aus der Domänenverwaltung, der bei ihrer Einnahme verrechnet wird; in den Jahren 1726, 27 macht er bei achtehalbhunderttausend Thaler aus. Zieht man diese Posten ab, so erhebt sich die Gesammtsumme von beiderlei Einkünften doch nicht über sieben Millionen Thaler.

Wäre die staatswirthschaftliche Grundlage, auf welcher diese Einnahmen beruhen, nicht zureichend gewesen, so würde man sie bald nicht mehr haben einbringen können;

in der That aber finden wir sie in fortwährendem Anwachsen begriffen.

In der Churmark stiegen z. B. die Kriegsgefälle, welche 1728 sich auf 669544 Thlr. belaufen, 1737 auf 771545, also um etwas über 100000 Thlr. Fragen wir näher nach, worauf dies beruht, so war es nicht die Contribution, welche auf immer festgesetzt blieb, noch auch Licent oder Kriegsmetze, welche letztere kaum um 1000 Thlr. zunahm; die ganze Erhöhung beruht auf der Berliner Ziese, welche um 15000 Thlr., und hauptsächlich der Accise selbst, die von 365000 auf 450000 Thlr. gestiegen ist. Das Ansteigen der Verbrauchssteuer beruht auf dem Fortgang der städtischen Bevölkerung und des städtischen Lebens.

Eben so war es im Allgemeinen in Preußen. Die Erträge der Accise und Tranksteuer schwankten nach dem Ergebniß der Ernte, dem besseren oder schlechteren Einschnitt; doch waren sie im Steigen begriffen. Im Jahr 1727 trug in den kleinen Städten die Accise 78000, die Tranksteuer 22000 Thlr.; im Jahre 1733 jene 105000, diese 42000. In Königsberg trug die Accise im Jahre 1728 wenig über 100000 Thlr., im Jahr 1736, welches freilich wegen der Anwesenheit des Königs Stanislaus und seiner Polen besonders ergiebig ausgefallen, 140000, aber auch in den übrigen immer ungefähr 130000 Thlr.[1]

1. 1728: 104000; 1732: 119500; 1733: 125296; 1736: 141089; 1737: 132928; 1738: 128955.

So stieg der Acciseüberschuß in Halberstadt von 8400 auf 18000 Thlr.; in Cleve von 28000 auf 40000 Thlr.

Dadurch wurde es möglich, daß die Ausgabe der Kriegscasse schon im Jahre 1726 um eine halbe Million erhöht wurde, von 3,700000 auf 4,200000, und sich alsdann nicht allein auf diesem Fuße hielt, sondern im Laufe der Regierung noch um eine halbe Million, — ungefähr das Mehr des allgemeinen Einkommens — auf 4,700000 Thaler anwuchs.

Doch ward nicht dieser ganze Betrag auf die Regimenter allein gewendet; — ein nicht geringer Theil davon ward für den Festungsbau, besonders in Magdeburg und in Stettin in Anspruch genommen; eine Rechnung liegt vor, nach welcher der Bau der Festungen in regelmäßiger und außerordentlicher Aufwendung vom 1 Juni 1733 bis 1 September 1732 über drittehalb Millionen (2,518918) Thaler gekostet hat.

Überdies aber war die ganze Ökonomie des Staatshaushaltes so eingerichtet, daß zu außerordentlichen Ausgaben immer Rath wurde.

In den ersten Jahren war die Schuld Friedrichs I zu tilgen, der pommersche Krieg zu führen; dann wurden große Güter gekauft, in zwei Jahren, 1717—1718 allein für 600000 Thlr.; vom Juni 1720 bis Januar 1721 war man im Stande, die zwei Millionen abzuführen, die zur Besitznahme von Pommern erfordert wurden; indessen war schon das große Werk der Herstellung von

Preußen begonnen. Hier hatte die Pest mehr als ein Drittheil der Einwohner hingerafft; am meisten hatte sie in Litthauen gewüthet, wo ihr volle Dreiviertheile der ohnehin nur spärlichen Bevölkerung erlegen waren[1]; weit und breit überwuchsen die Ländereien mit Gesträuch und Unkraut. Dem entgegenzutreten, hielt nun der König für eine seiner dringendsten Pflichten; in den Jahren 1721, 24, 26, 28, 31, 36 ist er selber in Preußen gewesen; er hat die Pläne entworfen, und ihre Ausführung überwacht; Litthauen mußte gleichsam neu colonisirt werden. Im Jahre 1722 langten, wie in dem dreizehnten Jahrhundert, Schwaben, Franken, Niedersachsen in guter Anzahl an; der König ließ sie auf seine Kosten von Halberstadt nach Stettin, von da zu Schiffe nach Königsberg bringen; schon waren die Häuser erbaut, in die sie eingewiesen werden sollten; sie empfingen die Ackergeräthe, wo denn der halberstädtische Pflug den einheimischen verdrängte: die Anzahl dieser Colonisten mochte sich gegen das Jahr 1730 auf 17,000 belaufen. Eine ungefähr gleiche machten die Salzburger aus, welche hier für ihre religiöse Überzeugung die erwünschte Freistätte fanden und nun dem Ganzen erst recht Charakter verliehen. Im Jahre 1736 zählte man schon 332 mit bäuerlichen Wirthen neu besetzte Dörfer.[2] Der Boden erwies sich freigebiger

1. Nach Schubert hat Litthauen, mit Abzug der Geborenen, 154445 Menschen eingebüßt.

2. Von diesem Jahre ist Lucanus: Staat von Preußen, Ms., aus welcher Schrift die Zahlen in Baczko und aus diesem in viele andere Bücher übergegangen. Das Unternehmen verdient noch eine ganz andere Schilderung, als ihm zu Theil geworden.

als man erwartete. Zugleich aber hatte Friedrich Wilhelm zehn wohlgelegene Marktflecken und Kirchdörfer mit Stadtrechten und Magistratspersonen versehen, wo man das gewonnene Getreide vertrieb, oder das aufgezogene Vieh mit den polnischen Grenznachbarn austauschte; wo man auch auf die churmärkische Weise in Wollen-Manufacturen arbeitete, die Beamten für Regierung und Rechtspflege ihren Sitz nahmen und kleine Garnisonen einlagerten. Auch hiebei stand Leopold von Dessau dem König zur Seite. Von Friedrich Wilhelm aufgefordert, hat er einen ansehnlichen Theil der wüsten Ländereien erworben, mit Colonisten von der mittlern Elbe her besetzt; zum Bau des prächtigen Schlosses, das er in Bubainen errichten ließ, schickte er die Handwerker aus seinem Erblande. So erhob sich hier an den Grenzen der germanischen Welt eine neue Schöpfung. „Die Erde ist wieder angebaut," sagt der Kronprinz in einem Briefe von 1739, „das Land bevölkert; wir haben mehr Städte als jemals früher, und der Handel kommt in Blüthe; der König hat es weder an eigener Mühe noch an dem was Andere antreiben kann fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart: Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück." [1]

Auch noch andere Agriculturunternehmungen hat der

1. pour assurer la vie et le bonheur a un demimillion d'êtres pensants (an Voltaire Insterbourg 27 Juillet Oeuvres de Voltaire LIII, 631); es war wohl erlaubt, den Ausdruck der Wahrheit etwas näher zu bringen.

König in Ostpreußen versucht: oft freilich mit größerem Aufwande, als Erfolg. Es machte ihn zuweilen unglücklich, wenn er bedachte, daß in den fünf Jahren von 1722 bis 1727 über 3 Millionen nach Preußen gegangen, was er anderswo mit diesem Gelde geschafft haben würde, und wie wenig dort damit ausgerichtet sei.

Doch wurden die übrigen Provinzen mit nichten verabsäumt. Im Jahre 1724 wurde auf einmal in zehn vorpommerschen Städten mit königlicher Beihülfe gebaut; Häuser und Thore erhoben sich in Stettin; der Hafen von Colberg, die Fährschanze von Anclam wurden in Stand gesetzt. Cleve und Mark empfingen Beihülfe zur Erweiterung der Städte Crefeld, Sonsbeck, Iserlohn, und zum Behuf ihrer Wasserwerke und Salzsiedereien. Neuanbauende finden wir besonders zahlreich im Bezirk von Magdeburg, in dieser Stadt selbst, in Genthin, Schönebeck, Salze; eine pfälzische Colonie ward daselbst angesiedelt. Bis zum Jahre 1732 sind überhaupt 2 Millionen auf Civilbauten verwendet worden, welche jeder Provinz nach ihrem besonderen Bedürfniß zu gute kamen. Wie viel Städte der Churmark haben, besonders wenn ein Brandunglück eintrat, wie so häufig, zu besserem Aufbau unterstützt werden müssen.[1] An andern Stellen wurden die Dämme verbessert, z. B. bei Spandau, Fehr-

1. Buchholz (Geschichte der Churmark V, 146) versichert, daß Lichen 1732 26000, Templin 1735 30000 Thlr. empfingen, fast die kleinsten Städte.

bellin. Ein in seiner Art vortrefflich gelungenes Werk war die Urbarmachung des freien havelländischen Luches, wo die wilden Gewässer, die das Land sieben Meilen weit bedeckten, durch ein paar große Canäle, mit vielen Binnengräben, und mehr als dreißig ansehnlichen Dämmen gebändigt, und den Elementen der für eine holländische Musterwirthschaft eben geeignete Boden abgewonnen wurde.[1] So ward nun auch der Hauptstadt eine Sorgfalt ohne Gleichen gewidmet. Die Friedrichsstadt, welche von Friedrich I schon zu einem ansehnlichen Umfang gebracht war, wurde um die Hälfte erweitert. Die großen Plätze in der Mitte der Stadt und an den drei Thoren, die schönen Palläste in der Wilhelmsstraße, einige vortrefflich gelegen zwischen Hof und Park, mit geräumigen hohen Zimmern und großen Sälen, die das Maß nicht überschreiten, und eine solide Wohlhabenheit athmen, die meisten mit weiten und schattigen Gartenanlagen versehen, sind das Werk dieser Zeiten. Im Gedächtniß der Menschen, das erduldete Leiden nicht leicht vergißt, sind besonders die Zwangsmaßregeln geblieben die zur Erbauung der Straßen angewendet wurden, und bei dem ohnehin mit Mühseligkeiten erfüllten Dasein der meisten Menschen sind sie Vielen ohne Zweifel unendlich beschwerlich gefallen; aber eben so wahr ist, daß der König

1. Büschings Reise nach Kyritz, 379. — Beschreibung der Dämme und Gräben nach den Mittheilungen eines Oberdeichinspectors bei Borgstede 433.

wieder mit eigener Anstrengung zu Hülfe kam. Viele Millionen von Mauersteinen, zuweilen auch Kalk und Holzwaaren sind den Anbauern geliefert worden. [1]

Zu gleicher Zeit wurde Potsdam um drei Viertheile seines früheren Umfanges erweitert; ganze Wälder wurden in die tiefen Moräste getrieben, um die Quarré's darauf zu errichten, worin die Soldaten des großen Regiments Wohnung finden sollten; Häuser von derselben Höhe und Form, und Farbe; jede Abwechselung wäre gleichsam Willkühr gewesen, da der König allein baute und überall dasselbe Bedürfniß obwaltete. Dort in der Kirche, welche er für die Garnison erreichtete, ließ er ein Gewölbe mit Marmor auslegen, darin er selber begraben sein wollte; in der Mitte seiner militärischen Stiftung, nicht bei seinen Altvordern im Dome zu Berlin.

Im Jahre 1736 beliefen sich die Baugelder auf nahe an viertehalbhunderttausend Thaler.

Zunächst zum äußeren Glanz, aber doch mit der Rücksicht daß in dringenden Fällen auch ein anderer Gebrauch davon gemacht werden könne, schaffte man gediegenes Silber an: Tische, Spiegelrahmen, Blakers; dann und wann erscheinen noch in uralter Weise Augsburger Goldschmiede dabei thätig; zwischen 1729 und 1732 hat man 600000 Thaler darauf gewendet.

1. Die Nicolaische Bibliothek enthält „des gewesenen Bauadjutanten Herrn Thosen handschriftliche Nachrichten“ die hierüber viele einzelne Nachweisungen geben.

Noch bestand eine Extraordinariencasse, um unvorhergesehene Ausfälle zu decken, Nachlässe ohne Verwirrung in dem übrigen Rechnungswesen möglich zu machen, wohl auch neuanbauenden Colonisten oder irgend einem Werkmeister, der dessen zu einem öffentlichen Zwecke bedurfte, mit einem Vorschuß zu Hülfe zu kommen, von ihrem Rentmeister die Albrechtsche genannt. Meistens finden wir sie schon in den ersten Monaten des Rechnungsjahres erschöpft; nach einiger Zögerung erhöhte sie der König, der diese eigentlich nur ihn selbst beschränkende Art von Verwaltung liebte; überdies bedachte er sie noch oft mit neuen Ergänzungsmitteln.

Diese königlichen Cassen erscheinen wie die großen Behälter, in welchen die Gewässer sich ansammeln, um sogleich wieder in mancherlei Wegen auszuströmen.

Ein nicht geringer Theil ward jedoch immer zurückgehalten. Die Überschüsse der Einnahmen flossen in den Schatz, der bei großen Gelegenheiten z. B. jenen pomerschen Friedensschlüssen die außerordentlichen Zahlungen übernahm, aber dann sogleich wieder zum Behuf unvorhergesehener Fälle ergänzt und vermehrt ward. Man hatte damals die übertriebensten Vorstellungen davon: fremde Gesandte die in Berlin gestanden, haben ihn einige Jahre vor dem Tode des Königs auf 20 Millionen angegeben; gegen sieben hat er aber in der That betragen: die volle Einnahme eines Jahres.

Und wie überaus nothwendig war auch dieser Rückhalt.

Die Aufstellung eines Heeres, wie groß auch immer, bedeutete noch nichts, wenn man nicht die Mittel besaß, es jeden Augenblick ins Feld zu führen, und ein oder ein paar Jahre darin zu erhalten.

Früher hatte man ohne fremde Subsidien niemals einen Staatshaushalt bestreiten können, bei dem es auf eine einigermaßen ansehnliche Waffenmacht abgesehen war; der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse bewegen kann? Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Systems.

Alles wirkte zusammen, griff in einander; noch waren in der romanisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so entschieden zusammengenommen worden. Kaiser Friedrich II, an den man denken könnte, verfolgte doch bei seiner Verwaltung von Neapel ein diesem Lande fremdes Ziel. Unter Ludwig XIV stellte sich nicht selten Louvois den Absichten Colberts entgegen. In Preußen durchdrangen einander Mittel und Zweck und in allen Zweigen herrschte nur ein das Ganze umfassender Verstand.

Will man von der verwaltenden Thätigkeit Friedrich Wilhelms einen Begriff bekommen, so muß man die Acten ansehen, worin er den Eingaben seiner Behörden, oder den Vorstellungen von Privatleuten seine Entscheidungen

beigefügt hat. Zuweilen, wiewohl selten, sind sie ziemlich ausführlich: sie sind auf ungewöhnlich starkes, blaugraues doch für die Feder nicht unbequemes Papier hingeworfen, auf ganzen Bogen, in ungeraden Linien, mit großen kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Orthographie, regelloser Satzbildung; aber in der Sache zum Ziel treffend, gesund im Kerne: auch die flüchtigsten Worte enthalten seinen Gedanken und Sinn. Mit Recht weis't er einmal den Kronprinzen an in seinen Marginalien die Landesverwaltung zu studiren. An den einzelnen Dingen entwickelte sich die Behandlung derselben, die mehr auf lebendigem Begriff als auf einem vorher angenommenen Grundsatz beruhte.

Manchmal machen seine Anordnungen den Eindruck des kleinlichen Zwanges: wie wenn er bei der Errichtung der Feueranstalten den Obrigkeiten befiehlt, die gefährlichen Feuerstellen abzuschaffen, wo es an Steinen fehlt, sie mit einer leimenen Wand in nöthiger Höhe zu umziehen und die von oben herabhangenden Hürden abnehmen zu lassen; sollte ein Beamter dies versäumen, so soll er gehalten sein, den entstehenden Schaden zu ersetzen; wer durch Verwahrlosung eine Feuersbrunst veranlaßt, der soll mit Staupenschlag angesehen werden. In diesem Style wird ferner das Abreißen der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, das Anschaffen von Feuerhaken und Sprützen, das Aufstellen der Wachtmannschaften eingeschärft; überall ist die genaueste Anweisung und ernste Bedrohung ver-

bunden. Dabei aber kann man nicht leugnen, daß die Sache von großer staatswirthschaftlicher Bedeutung war. Der mühsam erworbene Besitz der Cultur, den die menschlichen Wohnungen ausmachen und enthalten, muß von der verderblichen Gewalt der Elemente so viel wie möglich geschützt werden. Sollten dann alle Vorkehrungen erfolglos bleiben, so sorgt man wenigstens dafür, daß nicht der Einzelne zu Grunde gehe. Die Anordnungen die Friedrich Wilhelm zu gegenseitiger Versicherung aufstellte gehören zu den ersten in ihrer Art, und enthalten die für die Sache wesentlichen Bestimmungen.[1]

Nach allen Seiten hin übte er diese fürsorgende Aufmerksamkeit aus. Den Gesundheitsämtern die er einrichtete, schreibt man zu, daß durch ihre Vorkehrungen ansteckende Krankheiten abgewendet worden seien: seine Almosenämter suchten die private Wohlthätigkeit mit oder ohne den Willen der Menschen zu dem Unumgänglich-erforderlichen herbeizuziehen.

Aus dem Standpunct den er einmal eingenommen erklärt sich, wie er die Wissenschaften ansah. Man dürfte zwar nicht glauben, daß das einmal Gegründete unter seiner Regierung zurückgegangen sei: an den Universitäten wirkte eine Anzahl ausgezeichneter Professoren, wie Hei-

1. Feuerordnung in denen königlichen Residenzien 1727 31 März. Mylius V, 1, 267; mit einem Anhang von dahin einschlagenden Verordnungen. Reglement, wie es bei der in denen Residenzien aufgerichteten Societät mit den von denen Eigenthümern deren Häuser zu Ersetzung eines Feuerschadens aufzubringenden Beitrag zu halten. 29 Juli 1718.

neccius, Böhmer, Ludewig; die Gesellschaft der Wissenschaften besaß in Pott einen der größten Chemiker des Jahrhunderts, in Frisch einen Philologen von seltenem Umfang des Wissens; Gunst und Förderung aber hatte sich nichts zu versprechen, als was zu dem öffentlichen Nutzen beitrug; und zwar dem unmittelbaren, wie ihn der König verstand. Bei der Gesellschaft der Wissenschaften schuf er ein neues Institut für medicinisch-chirurgische Studien, das der Armee erheblichen Vortheil geschafft hat; an der Universität Halle stiftete er, einen in diesen Zeiten öfter vorgetragenen Wunsch erfüllend, eine besondere Professur in Ökonomie-, Polizei- und Cameralsachen, zur Bildung seiner Beamten, und übertrug sie einem Gelehrten der zugleich des Dienstes kundig war. Die Mitglieder der Facultäten sollten sich der vorliegenden Bedürfnisse des Lebens annehmen. Den hallischen Juristen trug er auf, den Entwurf eines neuen Landrechts auszuarbeiten, und sehr bemerkenswerth sind die Gesichtspuncte die er ihnen angab.[1] Danach sollte das Römische Recht aufrecht erhalten, aber von allem, was seinen Ursprung in der besondern Verfassung des alten Römischen Staates habe entkleidet, mit der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und den heutigen Zuständen in Übereinstimmung gebracht werden; er wünschte namentlich den weit-

1. Ordre an die Juristenfacultät zu Halle, 18 Juni 1714. Mitgetheilt und erläutert von Laspeyres in Reyschers und Wilda's Zeitschrift für deutsches Recht VI, 88.

läuftigen Processen abzuhelfen, die gesammten Rechtssatzungen dem gemeinen Manne verständlich gemacht zu sehen.

Eine verwandte Richtung suchte er in der Kirche hervorzurufen; die Prediger aller Parteien sollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der „Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthum" unterweisen, nie etwas von controversen Lehren hören lassen, die dazu nicht dienen. Er machte sich eine Pflicht daraus in vollkommener Toleranz voranzugehen. Als die Dreifaltigkeitskirche, die er für den neuen Stadttheil von Berlin gebaut, am 14 Sonntag nach Trinitatis 1739 eröffnet wurde, brachte er selbst die silbernen Altargefäße mit, die der einen evangelischen Confession so gut wie der andern zum Gebrauch dienen sollten; er hörte die beiden Einweihungsreden, am Morgen die reformirte, am Nachmittag kam er wieder um auch der lutherischen Predigt beizuwohnen.[1] Für seine katholischen Soldaten billigte er nicht allein, sondern beförderte die Wirksamkeit einiger Dominikanermissionare: er hat sich die Namen derjenigen angeben lassen, welche in den herkömmlichen Zeiten nicht zur Beichte kamen: er wußte wohl daß ohne die allgemeinste religiöse Verpflichtung, die Heilighaltung des Eides, weder sein Staat noch sein Heer bestehen würden.[2]

1. Kurzgefaßte Geschichte der Dreifaltigkeitskirche 1801 S. 8, 9.

2. In einem Manuscr. der Bibliothek Corsini zu Rom befindet sich eine Relatione delle missioni negli stati del marchese di Brandenburg, wahrscheinlich von 1730, da darin von dem Umbau der seit 8 Jahren errichteten katholischen Kirche in Potsdam die Rede ist, gezogen aus den bei dem Nuntius in Cöln eingegangenen Berichten, worin dann die Gewissensfreiheit die im Brandenburgischen obwalte

Mit großem Eifer nahm er den lutherischen Clerus, zu dessen Lehrbegriff er sich überhaupt hinneigte, in seinen Schutz. Unter den Ansprüchen, auf welche die Ritterschaft im Jahre 1713 zurückkam, war auch die Befugniß, die Prediger auf ihren Dörfern, wenn denselben ein Vergehen nachgewiesen sei, zu entlassen. Friedrich Wilhelm antwortete, wie der Prediger von dem Consistorium, an des Königs als obersten Bischofs Stelle, geprüft und bestätigt werde, so müsse dasselbe auch beurtheilen, ob ein solcher entlassen werden dürfe: sonst würde dem Patron eine größere Macht zustehen als dem Consistorium. Schützte er aber vermöge seines bischöflichen Amtes, so hielt er es auch wieder für sein Recht, in die äußeren Kirchenordnungen einzugreifen. Der Formen, Feiertage, Ceremonien war ihm noch zu viel, und nicht ohne Gewaltsamkeit suchte er namentlich die letzten zu beschränken. In seinen Anordnungen athmet schon der dem Jahrhundert eigene Lehrgeist. Die Predigt wird dadurch noch mehr zur Hauptsache bei den gottesdienstlichen Zusammenkünften erhoben als sie es schon war: im Sinne der spenerschen Schule wird die Katechisation eifrig anbefohlen. Bei einem Theile

höchlich gerühmt wird. Auch die Cisterzienserinnen im Magdeburgischen dürfen sich Kirchen bauen; mit dem Abt von Neuzelle, dem Suffragan von Hildesheim stehe Friedrich Wilhelm in persönlich gutem Vernehmen. Ne son seguite et ne seguono molte conversioni. Lo stesso Marchese sostenta a proprie spese i missionari che sino a Berlin Postdam et Spandau. Nur wagen sie nicht eine Vorliebe für den Katholicismus in ihm anzunehmen. Dichiarano non potersi azardar a presumer che il M^chse^ di Brandenburg conservi dentro il suo core sentimenti propensi alla nostra santa religione stante, che potrebbono ancora tutte le cose essere effetti di mera politica. Sie bleiben dabei ihn nur als marchese zu bezeichnen.

der Predigten sollte Luthers Katechismus zum fortlaufenden Text genommen, in andern nach der Reihe der Hauptstücke durch Sprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahl sollte eine Unterweisung der daran Theilnehmenden, auch der älteren Leute in dieser Form vorangehen. Die christlichen Lehren sollten von Allen und Jeden begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden.

In diesem Sinne suchte er nun auch den Schulunterricht zu befördern. Was nur zum Schmucke, oder zur gelehrten Übung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte, so wenig als einst die Rhetorik im Staate der Spartiaten. Er sorgte für das Bedürfniß des gemeinen Mannes. In der Provinz Preußen sind unter ihm gegen tausend neue Schulen gestiftet worden; der Schulbesuch ward zur Pflicht gemacht. Eine große Wirkung mußte es haben, daß er den Confirmationsunterricht einführte, und Niemand dazu zu lassen gebot der nicht lesen könne. Die Anhänger Speners, die das thätige Christenthum predigten, wollten auch von anderm unfruchtbaren Unterricht nichts hören; sie kehrten zuerst die reale Seite desselben mit Entschiedenheit hervor. In dem Militärwaisenhaus, wo die Zungen „vieler hundert Kinder" für den König beteten, ward auch darin ein Anfang gemacht, der eine allgemeine Nachfolge fand. Wenn Bürger und Bauern in den brandenburgischen

Landen mehr und früher als anderswo zur Kultur des menschlichen Geschlechtes herangezogen worden sind, so hat Friedrich Wilhelm I dazu den Grund gelegt.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinwesen befinden, wo freie Menschenkräfte sich durch eigenen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchsten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einseitigem Gebote vorschrieb.

Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der gesammte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden.

An den unbedingten Werth den man dem Soldatenstande beimaß, knüpfte sich, so sehr man es zu vermeiden suchte, ein beschwerliches Übergreifen desselben in andere Sphären des Lebens. In den Städten übte der Steuerrath eine Autorität aus, vor der die Magistrate in Schatten traten; sie wurden oft nicht mehr gewählt, sondern gesetzt. Die Landräthe die zugleich Deputirte der Landschaft waren, wurden anf eine dieser unbequeme Weise von der Kammer abhängig. Nicht ohne Grund klagte der Adel überhaupt, daß er die Bescheidung der Kriegs- und Domänenkammern auch da hinnehmen müsse, wo diese ein dem seinen zuwiderlaufendes Interesse hätten. In der Mitte des Staates erhob sich das Generaldirectorium, mit überwiegendem Ansehen: wir finden, daß die Minister in andern Zweigen wiewohl kleinlaut klagen, nachdem es einmal zum höchsten Gipfel aufgestie-

gen so reiße es alles andere mit sich fort. Zuweilen aber konnten sich auch noch unter dem besondern Schutze der königlichen Gnade Emporkömmlinge geltend machen, wie der berufene Eckart, der nachdem er durch einige Proben von Geschicklichkeit sich Zutrauen verschafft hatte, zur Erhöhung der Einkünfte Dinge in Vorschlag brachte und auszuführen unternahm, durch welche die Pächter der Domänen, die Verwalter der städtischen Kammergüter, die Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammern selbst in eine widerwärtige Aufregung geriethen. [1]

Eigentlichen Widerstand hat Friedrich Wilhelm darum jedoch nicht gefunden. Es ist wahr, daß sich die magdeburgische Ritterschaft der sonst allenthalben geltend gewordenen Veränderung der Lehen niemals gefügt hat: in einem Verzeichniß der Renitirenden finden wir die vornehmsten Geschlechter: sie ließen sich ihren Lehnscanon jedes Mal abpfänden, aber ohne alle Bitterkeit, auf die beste Manier. [2] Überhaupt hätten nur die Edelleute widerstreben können. Diese aber erfüllten das Heer, das ihnen eine ihrem angebornen Sinne entsprechende Lebensform darbot, sie konnten sich nicht ernstlich gegen eine Verfassung des Landes auflehnen, durch welche die Kriegsmacht, der sie mit Stolz angehörten, allein erhalten wurde.

Wenn man früge ob der Staat wie er nunmehr er-

1. Schreiben Blumenthals in Königs Berlin IV, 1. 302, 4.
2. Bucholz erzählt, daß sie den auf Execution erscheinenden Offizier wie einen besuchenden Freund aufnehmen.

schien, die einfache Verwirklichung des als nothwendig Begriffenen, die nur so und nicht anders mögliche Ausführung der ursprünglichen Idee gewesen sei, so möchte ich das nicht unbedingt bejahen; es ist unläugbar, daß sich Consumtionssteuer, Bewirthschaftung der Domänen, die Bewaffnung selbst auch noch anders hätten einrichten lassen: aber jeder Versuch dieser Art war gescheitert; dann war in der Mitte der Verwirrung der wider einander strebenden Elemente dieser energische Geist erschienen, der den allgemeinen Zweck, den mächtigen Nachbarn ein auf sich selbst beruhendes unangreifbares Staatswesen entgegenzusetzen, in bestimmter Form anschaute, die Mittel, ihn so zu erreichen, mit dem treffenden Blicke des Genius erkannte und ohne alle Rücksicht durchführte.

Und wollen wir nun der persönlichen Sinnesweise des Königs noch besonders gedenken, so dürfte man ihr nicht alle Härten, welche vorkamen, zur Last legen. In keiner andern Beziehung haben sich die Vorstellungen so vollkommen geändert und vorwärts schreitend entwickelt, wie in der Anerkennung der Rücksicht, welche der eingebornen Menschenwürde gebührt. Man thäte Unrecht, wenn man jede Verletzung derselben in alten Zeiten den Einzelnen zuschriebe, sie gehören auch dem Geiste eines andern Jahrhunderts oder der an einer bestimmten Stelle zur Herrschaft gelangten Lebensansicht an. Was sich auch Friedrich Wilhelm in der Heftigkeit seiner Aufwallung zu Schulden kommen lassen mochte, wiewohl es nicht eben

alles das ist, was man davon erzählt hat [1], seine Umgebung nahm wenig Anstoß daran.

Eben die Männer, auf die er von Jugend auf besonders achtete, wie der Fürst von Dessau und General Grumbkow, verschmähten doch, fast aus Grundsatz, die Cultur des inneren Lebens und des Gemüthes. Fürst Leopold barg unter den barocken Formen, mit denen er sich umgab, ein unendliches Talent; in militärischen so wie auch administrativen Angelegenheiten hat er den nicht zu berechnenden Einfluß ausgeübt, welchen Gespräch und fortdauernder Briefwechsel möglich machen, auf den keimenden Gedanken, und das Meiste gelang was er angab: aber er war selbstsüchtig, berechnet, durchfahrend, wegwerfend: lange nicht eine so frei aus sich selbst herausgewachsene Menschennatur wie der König; er hätte an demselben eher Beispiel nehmen als es ihm geben können. Grumbkow besaß nicht die geniale Ader und Erfindungsgabe des Fürsten, aber mehr allgemeine Bildung nnd sehr brauchbare, erwünschte Talente: er galt für den einzigen Menschen im Lande, dessen Einreden sich der König gefallen lasse, und der zuweilen die Meinung desselben ändere, wie er es denn wirklich gewesen ist, der ge-

1. Wie sehr das, was die meisten Gesandten darüber Woche für Woche nach Hause berichteten, der Critik bedarf, zeigen die Worte Valori's 6 Mai 1740: **On est sujet d'augmenter ses torts, et on se tait sur ce, qu'il fait du bien ou on en affloiblit le merite de manière qu'il n'en reste rien. La plupart de ceux, qui approchent ce prince l'irritent contre tout le monde et sont les premiers a charger le recit de ce, qui se passe dans l'interieur des circonstances les plus desavantageuses.**

gen Ende der Regierung die ausschließende Geltung in der die hallischen Theologen standen gebrochen hat; aber er nahm sich wie man weiß nicht übel eine Pension von Östreich zu ziehen, und um das Vertrauen, dessen er doch niemals ganz sicher war, zu behaupten, versäumte er kein Mittel, selbst nicht das ganz widerwärtige der Besoldung untergeordneter Hausgenossen. Grumbkow war weit entfernt von der Weitschweifigkeit und Habsucht seines ehemaligen Verbündeten Seckendorf, eher verschwenderisch, genußliebend, markig, gedrungen: von kaltem Blute, und doch aufwallend, aber mit Bewußtsein: er ließ Andere das Übergewicht fühlen, das seine Stellung ihm gab. Er beurtheilt den König ohne Nachsicht, zuweilen drückt er sich so aus, als wäre er eines oder des andern schwierigen Auftrags lieber überhoben gewesen, er vollzog ihn dann doch mit ehrgeizigem Diensteifer.

Der König selbst nun hatte von jeher niemals etwas Anderes gethan, als was ihm gefiel. Sein gutmüthiger Vater, seine durch Beschäftigung mit Literatur und Musik abgezogene Mutter hatten ihm in seiner Jugend jeden Wunsch erfüllt, jeden Eigensinn durchgehen lassen. Von wirklichen politischen Gefahren, die ihm äußere Rücksichten hätten auflegen können war nicht die Rede: im Innern verstummte aller Widerspruch. Da hatte nun sein Geist sich der Umbildung seines Staates zugewandt; nicht anders als seine großartigen Zeitgenossen Carl XII und Peter I der eine sich in auswärtige Kriegsunternehmun-

gen stürzte, der andere die Civilisation von Rußland zu seiner Aufgabe machte; ihnen stellte sich Friedrich Wilhelm in der Aufrichtung seines administrativ-militärischen, unabhängig-schroffen Staates mit gleicher Originalität zur Seite. Der Sinn seines Hofes war nur auf Entwickelung der Macht und Vollziehung des Dienstes gerichtet. Er selber lebte und webte in nichts anderm. Unaufhörlich schwebt ihm der Zustand seiner Kammern, Regimenter vor; er will selber sehen, wie allenthalben das Korn steht der Bauer sich nährt, ob ein Bataillon seine Mannschaft, eine Schwadron ihre Pferde verbessert hat, ob eine Kammer auch wirklich zur Ausführung bringt, was ihr zum Besten des gemeinen Mannes geboten worden ist. Die 76 Meilen von Berlin nach Königsberg legt er in 4 Tagen zurück: in offener viersitziger Calesche, auf schlechtvorbereiteten Straßen. Bei den großen Musterungen hat seine Thätigkeit etwas Stürmisches: er erhob sich schon um drei Uhr des Morgens dazu: — und seine Erholung davon trägt fast denselben Charakter. Bei dem Mittagsmahl, wo die Generale erscheinen, werden die starken Weine nicht geschont, alter Rheinwein, Ungar, Pontak; dann sucht man sich mit englischem Bier und häufigem Wasser wieder abzukühlen. Für die Nacht sehen sich Andere, denn oft war man schon spät im Herbst, nach einem Kamin um; dem König verschlägt es nicht in einer Scheune zu übernachten wo alles vor Kälte zittert. Eine seiner Strafen bei den kleineren Besichtigungen

war, daß er von einem nachlässig befundenen Commandeur das gewöhnliche Mittagsmahl anzunehmen verweigerte: er eilte nach dem nächsten Dorfe fort, wo er sich in der Schenke ein ländliches Gemüse zurichten ließ oder irgendwo im Schatten von der kalten Küche verzehrte, die der Fürst von Anhalt mitgebracht. Wehe dem der sich eine Veruntreuung hätte zu Schulden kommen lassen; einen solchen schützten weder Herkunft noch Rang vor der äußersten, durch Schimpf geschärften Strafe. Überall sehen wir den gebieterischen Lenker im Kampfe mit den natürlicher Weise abweichenden Tendenzen so vieler verschiedener Persönlichkeiten; er weiß sie alle zusammen zu halten. Die Aufsicht die er führt bewirkt in der That, daß die durch die Leichtigkeit des Gewinnes beinahe verführerischen Posten mit tadelloser Integrität verwaltet werden: der strengen Zucht die er ausübt, gesellt sich auch ein ächter Eifer bei, den die gelingende Errichtung eines so großartigen monarchischen Gemeinwesens in den bürgerlichen Beamten wie in dem Militär hervorruft.

Die verschiedenen Eigenschaften die das Wesen Friedrich Wilhelms ausmachen, gemahnen an eine nordische Sage, in welcher Odin und Thor das Schicksal eines aufwachsenden Helden bestimmen. Ich schaffe ihm, sagt der erste, daß er drei Menschenalter lebe; sein Stamm, sagt der andere, soll mit ihm zu Ende gehen; der eine verspricht ihm schöne Waffen, Geld und Gut, der andere verhängt ihm Mangel an Grundbesitz und schwere Wun-

den. Ich ſchaffe ihm, daß er den beſten Männern werth erſcheine, ſagt Odin; dem Volke, fügt Thor hinzu, ſoll er verhaßt ſein. [1]

Denn zwiſchen Heil und Unſegen, Glück und Mißlingen ſchwankt nun einmal das Geſchick des Menſchen; der Tugend und dem Vollbringen iſt ein Mangel beigegeben, deren Verhältniß in ſeinem Urſprung und ſeiner Wirkung die Summe des menſchlichen Daſeins ausmacht.

Dem König Friedrich Wilhelm war verſagt was auf den Höhen der Geſellſchaft am leichteſten erſcheinen ſollte, das Leben ſelber in heiterer und geiſtiger Genugthuung zu genießen, Andere um ſich her zufrieden und glücklich zu machen. Wir wollen nicht darauf zurückkommen, was in ſeiner Familie vorfiel: doch mag noch ein Wort der Königin erwähnt werden. Man rühmte ihr einſt die trefflichen Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes, welche die Kaiſerin, ihre Verwandte, am Hofe zu Wien entwickle; ſie geſtand daß ſie ihr nicht gleich komme, aber für die Kaiſerin, fügte ſie hinzu, ſei es auch viel leichter ihre Gaben zu entfalten: der lache die Welt, nicht ihr der Königin, welche ihre Tage in fortwährender Unruhe hinbringe.

Dieſe mildere Seite des Daſeins war dem König verſagt. Dagegen war ihm gewährt, in einer ſeinem angebornen Talent entſprechenden, glänzenden Thätigkeit ein. Staatswesen einzurichten, welches Lebensfähigkeit in ſich trug; charaktervoll abgeſchloſſen und energiſch aufſtrebend,

1. Gautreksſaga, Jac. Grimms deutſche Mythologie 818.

entwickelungsfähig im Innern, nach außen mächtig, voll von Zukunft.

Daß Friedrich Wilhelm diese selbst herbeiführen würde, erwartete man schon nicht mehr. Die unbequeme Stellung in welche er gegen die verschiedenen europäischen Mächte gerathen war, wo von den größeren nur eine in nicht unfreundlichen Beziehungen zu ihm stand, rührte zum Theil auch daher, daß man sich überzeugt hielt, er werde niemals Ernst machen, niemals schlagen.

Schon richtete aber Alles seine Augen auf den Nachfolger, dessen Fähigkeiten durch die häuslichen Stürme, die er erlebte, nicht gebeugt, sondern in vielseitiger Entwickelung eher gefördert worden waren, der, so entfernt er auch noch von allen Geschäften gehalten wurde, doch im Stillen heranreifte, um ihre Leitung zu ergreifen. Der alte König ließ sich wohl gegen seine Vertrauten vernehmen, man wisse nicht, was in dem Friedrich alles liege.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

300

3 Bde.

300
3 Bde.

300
3 Bde.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ranke, Leopold <<von>>,

Neun Bücher Preußischer Geschichte

Bd.: 1

Berlin 1847
Bor. 329 u-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10014999-3